

KD

4707

BP.2

NEDL TRANSFER



HN 1SVM -

ENGELHORN'S  
*allgemeine*  
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Maßlitta.

Von

Henry Gréville.

Erster Band.

KD 4707

# Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl

der besten modernen Romane aller Völker.

= Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. =

Preis pro Band: **50 Pf.** Eleg. in Leinwand geb.: **75 Pf.**

Der Vorwurf, welcher so oft gegen das deutsche Volk erhoben wird, daß es keine Bücher kaufe und sein litterarisches Bedürfnis aus der Leihbibliothek befriedige, findet zum Teil darin seine Erklärung, daß der Preis deutscher Bücher im Allgemeinen ein hoher, für die Meisten unerschwinglicher ist. Den vielen Tausenden, die gerne Bücher kaufen und sich in ihren Minuten den edlen Genuß einer guten Lektüre verschaffen möchten, will unser neues Unternehmen die Möglichkeit bieten, sich zu einem beispielloos billigen Preise nach und nach eine eigene Bibliothek anzuschaffen.

Anstatt schmutzige Leihbibliotheksbände zu lesen, wird man künftig zu einem Preise, welcher geringer ist als die

## durchschnittliche Gebühr der Leihbibliotheken

sich die besten und interessantesten Romane aller Völker in schönem, stattlichem Oktavformat und wirklich guter Ausstattung kaufen können.

Unsere „Fünzig-Pfennigbände“ enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem, höchstens zwei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen werden, so daß das lästige „Fortschreibung folgt“ wegfällt.

Wir werden weder Mühe noch Kosten scheuen, die Werke der beliebtesten und unserer Unter-nehmen zu gewinnen, vertrauensvollen Ueberblick über die besten nicht alte



**Bücher in neuem Abdruck!** ■ der Romanliteratur der Welt erhalten werden.

Da der deutsche Roman von den Familienjournalen und den bestehenden Romanzeitungen in ausgiebiger Weise gepflegt wird, so werden wir unseren Lesern hauptsächlich die hervorragendsten Erzeugnisse des Auslandes in vorzüglichen Uebersetzungen zugänglich machen, ohne wirklich gute deutsche Romane von unserem Programm auszuschließen.

**Erschienen sind bis jetzt:**

**Der Hüttentresther.** Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohne Gleichen gefunden — 150 Auflagen! — und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

**Aus Nacht zum Licht.** Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Voll von spannender Handlung.

**Bérv.** Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.

Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

**Wassilissa.** Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Ein lebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Hieran werden sich zunächst anschließen:

**Die hübsche Miß Arville.** Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.

Eine anziehende englische Familiengeschichte mit brillanten Schilderungen indischen Lebens.

**Ein Ideal.** Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.

**Ihr Gatte.** Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Literatur.

**Die Millionen des Doktor Faustino.** Von Juan Valera. Aus dem Spanischen.

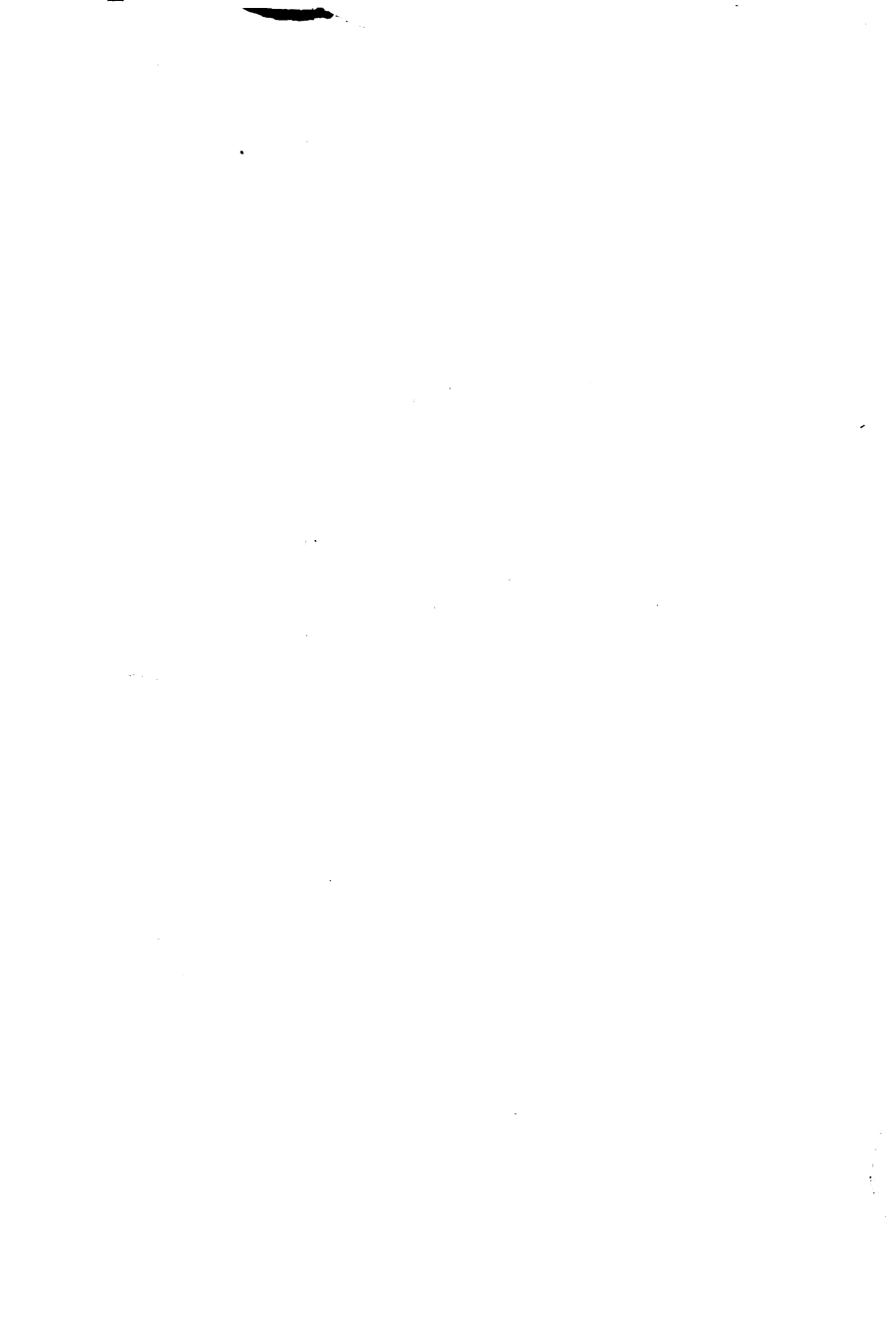
Das Faustproblem in Spanien.

**In der feinen Gesellschaft.** Von Hamilton Ards. Aus dem Englischen.

Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

**Ein gefährliches Geheimnis.** Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Die letzte Arbeit des beliebten, kürzlich verstorbenen Erzählers.



Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.  
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.  
Erster Jahrgang. Band 5.

# Wassilissa.

(Les Koumiassine.)

Roman in zwei Bänden

von

Henry Gréville.

---

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Wilh. Henckel.

---

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1884.

12 7717

LIBRARY  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
JULY 23, 1912

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



## Das Haus der Gräfin Kumjassin.

Es hatte den ganzen Tag geschneit und die Nacht versprach auch nichts besseres. Ein im weichen Schnee kaum gebahnter Weg, der fortwährend von großen, schweren, trägen Flocken neu bedeckt wurde, führte von den Gesindewohnungen zum Herrschaftshause. Schwarzgekleidete Bediente mit weißen Kravatten liefen beständig zur Küche, welche mitten im Hofe gelegen war, und kamen, beladen mit silbernen verdeckten Schüsseln, zurück; der Haushofmeister zeigte sich von Zeit zu Zeit bei der Anfahrt, gab links und rechts in brummigem Tone Befehle und kehrte dann, selbstzufrieden und lächelnd, hinter den Stuhl der Gräfin Kumjassin zurück.

Die Küchenjungen, von den Bedienten mit Püffen und Fußtritten regaliert, welche sie ihrerseits den Hunden, die durch den Geruch der Mahlzeit angezogen, sich eingefunden hatten, mit Wucher weitergaben, liefen hin und her; der Koch schimpfte die Küchenmägde und inmitten dieser, während der täglichen Mittagsmahlzeit unvermeidlichen Wirtschafft, fiel langsam der Schnee herab und erglänzte in durchsichtigen Prismen an den hellerleuchteten Fenstern.

Die Gräfin Kumjassin hatte heute keine Gäste bei Tische. Die Hausgenossen genügten, um ihr Gesellschaft zu leisten. Der Graf war abwesend, er machte die jährliche Rundreise auf seine Güter in der Krim. Rechts von der Gräfin saß der Erzieher ihres Sohnes, ein rotbackiger Deutscher, mit semmelblondem Haar und porzellanblauen Augen, der immer aussah, als ob er zuviel gegessen habe. An dessen Seite befand sich der junge, achteinhalbjährige Graf, sprühend von

Geist und Schalkheit, zwar unwissend, aber seinem Erzieher in Bezug auf Schlagfertigkeit weit überlegen; er verabscheute übrigens diesen deutschen Lehrer, den Nachfolger eines französischen Instruktors, der vielleicht weniger unterrichtet, dafür aber ein vortrefflicher Meister in Anfertigung von Papierdrachen gewesen war.

Lins von der Gräfin befand sich, steif und stolz dastehend, die englische Gouvernante ihrer Tochter, Miß Junior; sie sah der traditionellen Engländerin nicht ähnlich, denn sie war sehr klein, sehr mager, und hatte zusammengekniffene Augen, die ihr das Aussehen einer Kurzsichtigen gaben, trotzdem aber konnte sie sehr scharf sehen; bei Tische war sie stumm, mit den Bedienten sprach sie französisch, das sie radebrechte, immerhin aber noch weniger schlecht aussprach, als das Russische. In Bezug auf Unterhaltung kam sie nur wenig in Betracht.

Lins von Miß Junior saß die junge Comtesse Zenarbe Kumjassin, fünfzehn Jahr und acht Monate alt, die ebenso hübsch und ebenso geistreich war, wie ihr kleiner Bruder Dmitrij. Besonderes Kennzeichen: sie verabscheute ihre Gouvernante und verehrte die ihrer Cousine, was übrigens ganz natürlich war. Diese, ihre Nachbarin zur Linken, war eine vierzigjährige, gute, ruhige, durch und durch ehrenhafte Schweizerin, von wenig angenehmem Aeußern, welche nur ihren Pflichten lebte. Miß Junior, als Gouvernante der jungen Comtesse, erhielt zweihundert Rubel jährlich mehr als Mademoiselle Bochet, obwohl sie nicht musikalisch war; das machte der höhere Rang!

Die unerbittliche Stifette des Hauses trennte die beiden Cousinen, welche, zu ihrer größten Freude, sonst fast immer bei einander waren. Mademoiselle Bochet saß zwischen Zenarbe und Wassilissa Górow.

Die letztere war vor kurzem erst siebzehn Jahr alt geworden, sah aber kaum sechzehnjährig aus. Der pfirsichblütene Teint ihrer samtenen Wangen, der sanfte und schelmische Glanz ihrer blauen Augen — ihrer Vergißmeinnichte — wie die vortreffliche Mademoiselle Bochet aus Clarens zu sagen pflegte, das bescheidene und fast schüchterne Lächeln ihrer rosenfarbenen Lippen gaben ihr das Aussehen eines Pastellbildes aus dem vorigen Jahrhundert. Ihr ausgeschnittenes Kleid — die jungen Mädchen erschienen zum Mittagmahl immer in Balltoilette — ließ herrliche Schultern und eine keusche Brust, die sich schäme gesehen zu werden, erblicken; dazu reizende, rosenfarbene Arme. Wassilissa sprach nie in

Gegenwart der Gräfin, ihrer Wohlthäterin und weitläufigen Verwandten, die sie Tante nannte.

Neben Waffilissa thronte der polnische Verwalter, ein noch schöner Mann, welcher Haare und Bart glänzend schwarz färbte; bei Tageslicht hatte diese Farbe jedoch einen grünlichen Schimmer. Dem Verwalter folgte eine ganze Zahl von Gesellschaftsfräulein, armen Schützlingen und Damen vom kleinen Adel, die bei der Gräfin provisorisch so lange wohnten, bis ein sicheres Asyl für sie gefunden war. Die lange Tafel, an der das „untere Ende“ kein leeres Wort war, reichte bis zur Eingangsthür; der kalte Wind, welcher mit jeder neuen Schüssel durch das Vorzimmer hereindrang, reizte ein mageres und brustleidendes adeliges Fräulein zu peinlichem Husten, den sie mit der hohlen Hand zu verdecken suchte. Dieses Geräusch belästigte die Gräfin nicht, aber, da sie sehr gutmütig war, so schwieg sie.

Die silbernen Schüsseln folgten ohne Ende, gleich einer Reihe von Spiegeln, die sich gegenseitig reflektieren. Die Unterhaltung wurde von der Gräfin geführt, welche dem Verwalter etwas sehr Interessantes erzählte; dieser, um seine gespannte Aufmerksamkeit kund zu thun, hatte aufgehört zu essen; die Diener aber benutzten dies, um dem armen Kasimir den Birnhühnflügel, der schon seinen Appetit gereizt hatte, wegzunehmen. Kasimir unterdrückte einen Seufzer; die Augen fortwährend auf die Lippen der Gräfin gerichtet, schien er ihr die Worte vom Munde zu pflücken; im Moment aber, als er im Begriff war, seinen Beifall auszudrücken, begannen die Schützlinge der Gräfin, die adeligen armen Fräulein, einen Schwall von Lobeserhebungen anzustimmen, die des unglücklichen Verwalters Stimme gänzlich übertönten.

Verstimmt blickte er auf den Teller von Meißener Porzellan, der ihm soeben hingelegt wurde, und dachte sehnüchlig an das entflozene Birnhuhn, doch tröstete er sich endlich mit der Aussicht, daß jetzt das Eis an die Reihe kommen würde.

Die beiden jungen Mädchen, denen von dieser ganzen Scene nichts entgangen war, warfen sich einen Blick zu und Waffilissa senkte die Augen auf ihren Teller, um nicht in Versuchung zu geraten, Zensur aber, mutiger oder weniger standhaft, konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

Die Gräfin wandte sich mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens zu ihrer Tochter.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, Mama,“ flüsterte Zensur, die über und über rot geworden war.

Dann aber widmete sie sich mit der größten Gewissenhaftigkeit dem Spargeleis, welches der Haushofmeister auf ihren Teller gesetzt hatte.

Miß Junior hatte gleichfalls Spargeleis bekommen. Made-moiselle Vochet aber erhielt nur gewöhnliches Vanilleneis. Der Haushofmeister kannte seine Pflichten wohl: in der Rangordnung war er über alle Fallstricke erhaben.

Endlich erschien das Dessert; Porzellanschalen voll Früchte aus Frankreich und der Krim und allerlei Konfekt wurden mit kleinen eiselierten goldenen Löffeln und Elfenbeinmessern mit Griffen aus Filigran, — Meisterwerken eines unbekannten Scherfessen, die der Graf aus dem Kaufhaus mitgebracht hatte, — herumgereicht; dann rückte die Gräfin ihren Stuhl zurück und präsentierte sich in der ganzen Pracht ihres hohen Wuchses und ihrer blauen Moirérobe.

Lautes Geräusch folgte; die ganze Gesellschaft defilierte bei der Gräfin vorbei, um die Finger der Gnädigen zu erreichen, welche sie großmütig dem obligaten Kusse preisgab. Ein Händedruck einerseits, eine Verbeugung anderseits, wurden zwischen der Gräfin und den beiden Gouvernanten gewechselt, alle übrigen stürzten sich auf die noble Hand, welche so gute lange Mahlzeiten gab. Selbstverständlich machten diejenigen, welche sich in der Nähe der Gräfin befanden, Platz, um die anderen durchzulassen. Frau Rumjassin drückte, mit stereotypem Lächeln, einen Kuß auf jede Stirn, die sich auf ihre Hand hinabbeugte, meist aber blieb der Kuß in der Luft oder im Besitze einer Haube hängen.

Nachdem der letzte von den Schülzlingen diese Pflicht erfüllt hatte, wandte ihnen die Gräfin den Rücken und zog sich in den nebenan liegenden Salon zurück, der von einer mit einem Abat-jour verhüllten Hängelampe erhellt war. Nach dem Glanze der Armleuchter und des Silbergeschirrs hatte dieses milde Licht etwas unendlich Beruhigendes.

Als die Gräfin die Thürschwelle erreicht hatte, fiel es ihr plötzlich ein, daß sie etwas vergessen habe. Ein unmerkliches Zeichen wurde vom Haushofmeister sofort verstanden: er winkte die ganze Gruppe von Schülzlingen, welche eben im Begriff war, aus der entgegengesetzten Thür abzugehen, zurück und alle wandten sich um.

„Ich wollte ihnen noch mitteilen,“ sprach die Gräfin mit ihrer hellen und klaren Stimme in französischer Sprache, „daß wir heute über acht Tage zum Winteraufenthalt nach



Petersburg zurückkehren. Seien sie ganz unbesorgt, Mesdames," sprach sie, sich speciell an die Gruppe der Schützlinge wendend, „bis dahin wird jede von ihnen versorgt sein.“

Die dienstbeflissene Menge war im Begriff sich noch einmal auf die Hand der Gräfin zu stürzen, um ihren Dank auszudrücken. Mit einer Bewegung voll Adel und Grazie wehrte sie jedoch diese ungestümen Dankesäußerungen ab und kehrte in den kleinen Salon zurück, wo sie sich ein wenig schwerfällig auf einen bequemen Lehnstuhl, unter dem Scheine der Lampe, hinsinken ließ.

Die Bevorzugteren von den „adeligen, aber armen“ Damen folgten ihr und setzten sich auf die an den Wänden stehenden Stühle.

„Lesen Sie mir ein Journal vor, Herr Wachtel," sprach die gnädige Frau zum deutschen Erzieher.

„Welches, Frau Gräfin?" antwortete der Unglückselige, indem er in einem reichhaltigen Paket von Zeitschriften und Zeitungen aufgeregt herumblätterte.

„Das Journal . . . nein, den ersten Artikel der ‚Revue des deux Mondes‘.“

Der Erzieher nahm das Buch und begann mit einem scharf ausgeprägten deutschen Accent zu lesen.

„Was thust du hier, Dmitrij?" unterbrach ihn die Gräfin, als sie die spöttischen Züge ihres Sohnes hinter den Thürvorhängen hervorlauschen sah.

„Ich höre meinem Lehrer zu, Mama!" antwortete Dmitrij ernsthaft.

„Du kannst das, was er liest, nicht verstehen.“

„Oh, Mama, es ist so amüsant! . . . er liest so schlecht . . .“ Die Gräfin runzelte die Brauen und Dmitrij verschwand.

---

## II.

### Was junge Mädchen miteinander sprechen.

Der junge Graf verlor nicht eine Minute; er lief in die große, schlecht beleuchtete Stube, in welcher seine Schwester und seine Cousine in Gesellschaft der Gouvernanten sich gewöhnlich aufhielten. Man duldete ihn nur selten bei den jungen Mädchen, und der Reiz „so schlecht“ lesen zu hören,

mußte wohl sehr mächtig gewesen sein, daß er ihn von hier zu entfernen vermocht hatte.

Er stieß den Bedientenhaufen, der mit dem Abtragen des Geschirrs beschäftigt war, auseinander und kniff, im Vorübergehen, den Haushofmeister, der ihn freundlich anlächelte, so stark er nur konnte.

„Ah, junger Graf, Sie belieben zu scherzen!“ sprach der alte Schurke unterwürfig; als aber Dmitrij verschwand, fügte er hinzu: „Kleine Canaille!“

Die beiden Gouvernanten überließen sich, jede in ihrem Winkel, den süßesten Träumereien; nur noch acht Tage und dann St. Petersburg! Petersburg, das sie im Mai verzweiflungsvoll verlassen, das sie im November mit Entzücken wiedersehen sollten! Petersburg mit dem englischen Kabinettsansee, an der Ecke des Admiraltätsplatzes, der Schweizerkolonie und der reformierten Kirche, der anglikanischen Kapelle und den Landsleuten, und oh, unaussprechliche Wonne, mit den Ausgehetauten!

Gibt es wohl etwas Abscheulicheres, dachten sie, als das Landleben, wo man keinen freien Tag hat? Bierzehn Tage lang ununterbrochen an seine Arbeit gekettet zu sein, ist schon sehr langweilig, aber man hat doch wenigstens zwei Sonntage im Monat, um frei aufzuatmen; was sind dagegen aber sechs Monate Zwangs-Landaufenthalt, in Gesellschaft einer Rivalin, die man entweder verabscheut oder für einfältig und präntiös hält!

Wenn die beiden Gouvernanten sich nicht von ganzem Herzen haßten, so geschah es deshalb, weil, im Grunde genommen, weder die eine noch die andere bössartig war. In diesem Augenblick, mit der Aussicht nicht mehr auf die gegenseitige, alleinige Gesellschaft angewiesen zu sein, liebten sie sich sogar beinahe! Die beiden Stühle näherten sich gegenseitig und die Zukunftsprojekte nahmen ihren Lauf.

Die jungen Mädchen aber waren so ernsthaft gestimmt, daß Dmitrijs Erzählung von seinem soeben verübten Streiche sie nur einen kurzen Augenblick lachen machte. Beim Gedanken an Petersburg schlug der kleine Graf einen Purzelbaum; auch diese schlechte Manier verdankte er seinem ehemaligen französischen Instruktor. Er freute sich auf seinen Skatingklub und seine Turnstunden! Man hatte ihm freilich auch schon mit dem Piano gedroht, für diesen Winter aber hoffte er noch damit verschont zu bleiben.

Bald fand er, daß die jungen Mädchen ihn langweilten und er fing an, das Profil des Verwalters unzähligemal aus einem Bogen Papier auszuscheiden; — das waren auch wieder Erziehungsfrüchte des miserablen französischen Instructors. Während er dann im Begriffe war, der Abwechslung halber, Schlitten aus Papier zu machen, steckten die beiden Cousinen ihre reizenden Köpfe zusammen, um vertraulich zu plaudern. Bis jetzt hatten die beiden jungen Mädchen alles gemeinschaftlich: das große Zimmer, in welchem auch die Gouvernanten schliefen, — jede von ihnen hinter einem Schirm, — die französischen und die englischen Unterrichtsstunden, die Spaziergänge, mit einem Worte alles; nur die Toiletten und die Respektsbezeugungen der Dienerschaft bildeten Ausnahmen.

Wassilissa war ja nur die aus Barmherzigkeit im Hause der reichen Gräfin, ihrer Verwandten, aufgenommene Waise. Sie hatte wohl hübsche Kleider, aber obschon der Stoff derselben ebenso schön war, wie der von Comtesse Zenardes Kleider, so war der Schnitt doch weniger elegant und nicht so modern; ihre Gouvernante wurde schlechter besoldet, und Wassilissa erhielt nur sehr wenig Taschengeld; zu Weihnachten und Ostern konnte sie der Dienerschaft nichts geben, während Zenarde in den Stand gesetzt war, bei diesen feierlichen Gelegenheiten Geschenke zu verteilen, ohne viel zu rechnen.

Wassilissa fühlte ihre untergeordnete Stellung sehr wohl, und wenn sie nicht sichtbar darunter litt, so geschah es deshalb, weil sie ihre Cousine zu sehr liebte, um Gefühlen Raum zu geben, welche man vielleicht als Eifersucht hätte deuten können.

Zenarde dagegen glich einem glücklichen Vogel, der hin und her flattert und sich um nichts weiter kümmert. Sie fürchtete ihre Mutter, liebte sie wohl auch ein wenig, wie man die Heiligen im Himmel liebt, mit Ehrerbietung und ganz von weitem; ihr Bruder war noch zu jung, ihre Gouvernante von zu strenger Art; die Cousine aber liebte sie grenzenlos. Mehr noch als ihre Cousine, aber mit reservierteren Gefühlen, liebte sie ihren beständig abwesenden Vater, der infolge seiner Abwesenheit im Hause nur wenig galt.

„Petersburg!“ sprach Wassilissa traurig, „wer weiß, ob ich im nächsten Jahr hierher zurückkehre!“

„Und weshalb nicht?“

„Tante sagte doch, daß sie mich diesen Winter in die Gesellschaft einführen wolle.“

„Nun, und in welchem Zusammenhang steht das . . .“

„Wenn ich mich nun verheiratete . . .“

„Oh, Lissa, wenn du dich verheiratest, das wäre hübsch! Da bekäme ich ein langes Kleid zu deiner Hochzeit . . . Ach, Lissa, bitte, bitte, verheirate dich!“

„Wir würden dann nicht mehr beisammen sein und ich käme nicht mehr hierher zurück . . . Ich liebe dieses alte Haus; ich war hier recht glücklich! In diesem Winkel sind wir frei, niemand stört uns hier.“

„Bah!“ rief Zenaïde leichtsinnig, „in Petersburg ist Mama niemals zu Hause!“

Alle schwiegen.

„Du wirst deine Mutter wiedersehen,“ begann Zenaïde gleich darauf wieder.

In der That, Wassilissas Mutter lebte noch, aber diese frühzeitig Witwe gewordene Mutter, welche kein Vermögen besaß, lebte in anderen Gesellschaftskreisen. Ihre Umgangsformen waren, vom Standpunkte der Eleganz betrachtet, nicht ganz vorwurfsfrei und die Gräfin Rumjassin, obschon sie ihre Cousine Górow sehr rücksichtsvoll behandelte, erlaubte nur selten, daß sie ihre Tochter besuche und auch dann nur in Gegenwart der Gouvernante.

Es war mehr die Eigenliebe der Frau Górow, welche darunter litt, als ihre Mutterliebe, die eigentlich nur wenig bei ihr entwickelt war. Die Cousine Rumjassin war reich, sie hatte der Tochter eine Aussteuer versprochen. Die Abwesenheit der Tochter gab ihr überdies die Freiheit, sich mit einigen guten Freundinnen und Schwatzbasen recht auszu-plaudern.

Wassilissa antwortete traurig:

„Ja, das ist wahr, ich werde meine Mutter wiedersehen.“

Das war alles, was sie sagte.

Um neun Uhr wurde Thee serviert; das Porzellan war fein, das Silbergeschirr massiv, die kleinen Brötchen frisch gebacken und zart, die Butter soeben geschlagen, die Kuchen aus dickem Rahm und feinstem Weizenmehl; kurz, der ganze Luxus einer fürstlichen Familie war entfaltet; gleichzeitig aber auch jener Mangel an Komfort, welcher, besonders in Rußland, die Wirtschaft eines großen, gefindereichen Hauses charakterisiert.

Die Hausfrau zahlte reichlich, kümmerte sich aber weiter nicht um das Wohlbefinden der Hausgenossen; sie sah niemals



selbst nach, ob die Kinder und die Angestellten auch gut bedient seien.

Dann kam die Zeit des Schlafengehens. Wachtel erschien, um seinen Zögling abzuholen, und während er sich bemühte, den Gouvernanten einige Albernheiten zu sagen, stopfte ihm der Knabe die Taschen voll Papierschnitzel.

Dmitrij küßte die beiden jungen Mädchen, machte Mademoiselle Bochet eine Verbeugung und wollte sich entfernen, ohne Miß Junior gute Nacht zu wünschen; er wurde aber von seinem Lehrer zurückgehalten und ausgecholten.

Der Delinquent ließ sich ruhig zurückführen — wurde damit doch wieder etwas Zeit gewonnen, — machte Miß Junior eine tiefe Verbeugung und schnitt ihr beim Weggehen, zum größten Gaudium von Zenaïde, Grimassen hinterm Rücken.

Die Gouvernanten zogen sich, jede mit einer Kerze versehen, hinter ihre Bettschirme zurück, um Nachttoilette zu machen; die Kammerfrauen kamen auf den Zehen herein, um die langen Zöpfe der Mädchen schweigend zu kämmen und zu flechten; dann verschwanden die weißen Unterröcke und die frischen Toilettens, um vorsichtig hinausgetragen zu werden.

Wassilissa und Zenaïde knieten endlich gemeinschaftlich vor den Heiligenbildern nieder und sprachen ihre Gebete. Dann sagten sie den Bettschirmen von weitem gute Nacht und schlüpften in ihre netten, weißen Betten, die so nahe bei einander standen, daß die Mädchen leise miteinander sprechen konnten.

Ganz gegen ihre Gewohnheit blieb Lissa diesmal stumm.

„Gewiß denkst du an deine Verheiratung,“ flüsterte ihr Zenaïde zu, als das Licht des zweiten Bettschirms auch erloschen war.

„Ja,“ antwortete Wassilissa leise und streckte die Hand aus, um die ihrer Cousine zu ergreifen.

„Möchtest du gern verheiratet sein?“ fragte diese neugierig. Dieses Wort Heirat, welches für sie eigentlich noch gar nicht existierte, schien ihr eine Menge reizender Sachen zu bergen; sie sah darin neue Kleider, Juwelen, die köstliche weiße Brauttoilette, die Orangenblüten, die Kirchengänger und brennenden Wachskerzen — kurz alles, nur den Ehegemahl sah sie nicht.

„Nein!“ antwortete Wassilissa, nachdem sie die Frage einen Augenblick im Geiste abgewogen hatte.

„Weshalb?“ fragte Zenaïde so erstaunt, daß es lauter klang als gewöhnlich.

Ein vernehmliches Hm! ertönte hinter dem Schirm links.  
„Weshalb?“ wiederholte sie leiser, indem sie die Hand ihrer Cousine drückte.

„Ich weiß nicht . . . ich fürchte mich!“

„Fürchten? Weshalb?“

„Vor dem Mann.“

„Wie komisch! ein Mann ist doch nichts zum Fürchten? ein Mann ist ein Mann! Alle heiraten ja; auch ich werde heiraten; ich hoffe es wenigstens!“

„Ich fürchte mich vor dem Mann, den man mir wählen wird,“ sagte Wassilissa präciser; sie hatte den Grund ihrer geheimen Angst entdeckt.

„Er wird jung, reich, vornehm sein . . . wie alle Ehemänner!“ erwiderte Zenarde schwärmerisch.

„Nein, Zina,“ sagte Wassilissa fest, „er wird nichts von alledem sein und ich werde ihn doch heiraten müssen.“

„Was fällt dir ein? Du hast heute abend sonderbare Ideen!“

„Du wirst es sehen!“

„Wollte Gott, daß du dich täuschtest! Einen solchen Mann könnte ich nicht lieben!“

„Ich auch nicht. Gute Nacht, Liebchen, schlafe wohl!“ sagte still die Waise.

Beschienen von der vor den Heiligenbildern brennenden Lampe, erhoben sich zwei reizende Büsten und ein Kuß wurde gewechselt.

„Hm!“ tönte es hinter dem Schirm rechts hervor.

Die beiden Köpfchen vergruben sich in ihre Kissen und die Ruhe wurde die ganze Nacht hindurch, außer durch das schrille Schnarchen von Miß Junior, nicht mehr gestört.

---

### III.

Was für eine Art Frau die Gräfin Kumjassin ist.

Als Gräfin Kumjassin nach dem Tode ihres Cousins Górow die nur einige Monate alte Wassilissa zu sich nahm, war sie seit elf Jahren verheiratet und kinderlos.

Neidisch betrachtete sie auf der Promenade die mit weißem Cachemir und reichen Sticereien überzogenen Pelze, in welchen,

auf den Armen der Ammen, die reizenden Babies, dieser Schatz verheirateter Frauen, eingehüllt waren. Der frühzeitige Tod ihres Cousins war für sie ein Finger Gottes, der ihr das ersehnte, ohne Gefahr und Mühe für sie selbst zu erlangende Kind, zeigte. Die Einwilligung von Frau Górom war nur eine Formalität und schon acht Tage nach dem Tode des Vaters befand sich Wassilissa als Adoptivtochter im Hause der Gräfin.

Der Graf, ein Kinderfreund — überhaupt ein vortrefflicher Mann, — billigte den Vorschlag seiner Frau ohne weiteres. Er fuhr gleich selbst in einen Laden und brachte in eigener Equipage das prachtvolle Kostüm einer russischen Amme, welches für die Dorfschöne, die das Kind stillte, bestimmt war, mit nach Hause und freute sich unbändig, als er dieses prächtige Weib, mit blauem Damast und breiten Goldborten geschmückt, auf dem Kopfe den mit Perlen und Goldflitter gestickten Katoschnit, im Hause umherstolzieren sah.

Die Gräfin ließ sich auf der Promenade von der Amme und dem Säugling begleiten, antwortete auf die erstaunten Fragen ihrer Bekannten scherzhaft und spielte die junge Mutter aufs natürlichste.

Der Himmel aber hatte, wie es scheint, diesen Spaß nicht so gnädig aufgenommen; denn eines schönen Morgens, nach einer fiktiven Mutterschaft von einigen Monaten, bemerkte die Gräfin, daß sie im Begriffe stand eine wirkliche Mutter zu werden.

Es war ihr das kein Grund zur Freude. Erstens, weil sie bereits seit einem Duzend von Jahren verheiratet war und dann, was sollte sie mit dem so zu unrechter Zeit adoptierten Kinde anfangen, jetzt, wo sie ihr eigenes erwartete?

Da sie nichts besseres thun konnte, so begnügte sie sich mit der Hoffnung, daß sie einen Knaben bekommen würde. Aber, wenn die Vorsehung uns einmal entgegen sein will, so geschieht es gründlich: das erwartete Kind war ein Mädchen!

Der Graf tröstete sich sofort: Die beiden Mädchen würden zusammen aufwachsen, Spiele und Studien würden für Zina um so angenehmer werden. Die Gräfin aber war praktischer; sie blickte weiter in die Zukunft und sagte sich, daß man Wassilissa frühzeitig würde verheiraten müssen, damit sie nicht ein ernstliches Hindernis im Hause werde.

Um es gerade heraus zu sagen: sie liebte ihre Adoptivtochter jetzt gar nicht mehr, und wenn sie auch nicht so weit ging, sie zu hassen, so geschah es nur, weil ihre Religiosität

und das Gefühl der christlichen Liebe ihr die Verpflichtung auferlegten, ein wehrloses Kind, dessen Vate sie überdies war, zu lieben und zu beschützen.

Die Vorsehung, welche den Wunsch der Gräfin, Kinder zu haben, sehr ernsthaft nahm, schenkte ihr, sieben Jahre nach Zenarids Geburt, noch einen Sohn, Dmitrij. Diesmal war die Gräfin fast in Verzweiflung: sie verließ sechs Monate lang ihr Gut nicht und sogar die Nächststehenden erfuhren von dem Ereignis, welches Rumjassins einen männlichen Erben geben sollte, erst dann, als es Thatsache geworden war.

Glücklicherweise begnügte sich die himmlische Barmherzigkeit hiermit; denn hätte sich dieselbe in gleicher Weise noch einmal wiederholt, so würden selbst die religiösen Grundsätze der Gräfin sie vielleicht nicht gehindert haben, ihrem Leben ein Ziel zu setzen.

Dessenungeachtet wurde die Ordnung im Hause Rumjassins nicht einen Augenblick gestört. Die beiden kleinen Mädchen wuchsen nebeneinander auf, Wassilissa war zarter und beanspruchte mehr Sorgfalt, Zenaride dagegen war kräftiger und gedieh herrlich. So lange sie noch klein waren, kleidete man sie ganz gleich und lange Zeit hatten sie eine gemeinschaftliche Gouvernante; dann, als Lissa eines Tages fünfzehn Jahr alt wurde, zog man ihr lange Kleider an, gab ihr eine eigene Lehrerin und diese bekam den Auftrag, ihren Zögling für den Ernst des Lebens vorzubereiten.

„Sie ist eine vermögenslose Waise, Mademoiselle Vochet, vergessen Sie das nicht. Ihr Lebenslos wird nicht das einer reichen Erbin sein; bemühen Sie sich, ihr bescheidene Neigungen und christliche Demut einzulösen.“

Die Gräfin geruhte, indem sie ihre Richte der braven Schweizerin empfahl, sich auf diese Weise auszudrücken. Glücklicherweise hatte diese Erzieherin ein vortreffliches Herz; sie begriff nicht recht, was die Gräfin meinte, aber indem sie sich mehr an den Buchstaben als an den Sinn der Rede hielt, flößte sie ihrem Zögling Liebe für alle Pflichten und Tugenden ein.

Die Behandlung, die ihr von der Dienerschaft zuteil wurde, machte bald, daß Wassilissa alles begriff. Man konnte ihr niemals etwas vorwerfen; sie hatte Geist genug, um ihre geliebte Cousine nicht für die Irrtümer der Mutter verantwortlich zu machen, aber sie zeichnete sich im stillen eine bestimmte Linie für ihr Verhalten vor, von der sie nie abwich.



Sie wollte nachgiebig sein, so lange ihre Eigenliebe allein in Betracht kam, aber fest widerstreben, sobald ihre Ehre oder Würde in Gefahr käme. „Man gab mir die Erziehung eines vornehmen Fräuleins,“ sagte sie sich; „so lange man mich demgemäß behandelt, werde ich meine Neigungen den Pflichten gegen meine Wohlthäterin anpassen; sollte sie aber die Verpflichtungen, die sie freiwillig auf sich genommen, hintansetzen, so werde ich ihr widerstehen und sollte ich in einem Kloster sterben müssen.“

Im Kloster sterben! das ist ein Entschluß, den man mit fünfzehn Jahren faßt. Ist man erst zwanzig Jahre alt, findet man andere Mittel des Widerstandes.

An dem Abend, von welchem die Rede war, verabschiedete die Gräfin, nachdem der deutsche Lehrer sich zurückgezogen hatte, die Schützlinge, welche ihr als Ehrendamen dienten, und überließ sich ihren Betrachtungen.

Wassilissa hatte es erraten, man wollte sie verheiraten.

Der Moment war gekommen, wo dieses kleine Mädchen anfang unbequem zu werden. Zina erreichte im Laufe des Winters ihr sechzehntes Jahr und man mußte daran denken, ihr eine Stellung zu schaffen. Wie aber würde es möglich sein, junge Leute ins Haus zu ziehen, wie konnte man Zina in die Gesellschaft einführen, so lange Wassilissa da war? Diese war viel zu hübsch, als daß man nicht daraus eine Menge von Ungelegenheiten hätte befürchten müssen.

Gewiß, sie war hübsch, die Gräfin mußte es selbst gestehen; die mütterliche Liebe machte sie nicht blind. Ihre Nichte war ein gutes Kind, anhänglich und erkenntlich, sehr hübsch, sehr gut erzogen, — die Gräfin ließ sich mit Genugthuung Gerechtigkeit widerfahren — wahrlich, ihre eigene Tochter war nicht besser erzogen! Mit Ausnahme des Zeichnens, für das Wassilissa keine Anlagen besaß, hatte sie dieselben Fähigkeiten wie Zina, einige sogar in höherem Grade, was übrigens dadurch erklärt werden konnte, weil erstere älter war.

Die gute Gräfin suchte nach einem Gatten in mittleren Verhältnissen, einen Edelmann natürlich: Fräulein Göröw war von gutem Adel, aber die Mitgift, welche ihre Wohlthäterin ihr, ohne die eigenen Kinder zu schädigen, geben konnte, war nur gering; es mußte also ein vermögender Mann sein, nicht gerade ein reicher, — wozu auch? Macht Reichtum denn glücklich?

Die Gräfin vergaß in diesem Moment, daß ihre eigenen Einkünfte gegen eine Million Franken betrugen, und wenn ihr Vermögen auch nicht als Ursache ihres Glückes betrachtet werden konnte, so hatte es ihr doch die Möglichkeit verschafft, viele kleine Schattenseiten des Lebens zu meiden, andere dagegen gar nicht kennen zu lernen.

Unter diesen Betrachtungen war die Mitternachtsstunde herangekommen. Sie erhob sich, würdevoll wie immer, um in ihr Schlafgemach zu gehen und sich einem halben Duzend Kammerfrauen zu überliefern.

Während die Gräfin entkleidet wurde, sprach eine der Schutzbefohlenen Gebete, bekreuzte sich eifrig und verrichtete die üblichen Kniebeugungen vor den Heiligenbildern. Nach Beendigung dieses Ceremoniells trat die Gräfin an den Heiligenschrein, welcher sechs Fuß hoch und vier Fuß breit die Wand bedeckte. Es waren da die verschiedensten Heiligen, in Gold, Silber und Email, geschmückt mit echten Perlen, Türkisen, Diamanten, Rubinen und Smaragden. Mit ganz besonderer Verehrung küßte sie ein Bild in alter byzantinischer Malerei, die heilige Jungfrau darstellend, welche oberhalb der Stirn einen Saphir, in der Größe eines Taubeneies trug. Dann begab sie sich zu Bett unter dem geheimnisvollen Schein der vor den Heiligenbildern brennenden Krystalllampe, welche Funkengarben in dem Reichtum der Juwelen aufleuchten ließ.

Eine der Kammerfrauen brachte eine dünne Matratze herein, legte sie an der Thür auf die Diele und streckte sich, vollständig angekleidet, darauf hin, für den Fall, daß die Herrin ihre Dienste während der Nacht beanspruchen sollte.

---

#### IV.

Jenaidé führt die Befehle ihrer Mutter aus.

Als Zina am andern Morgen erwachte, sprang sie im Hemd, mit Pantoffeln an den bloßen Füßen, ans Fenster.

„Schnee! Schnee!“ rief sie und klatschte in die Hände.

„Die Sonne scheint und es schneit! herrlich!“

„Wie kann man sich nur über den Schnee freuen!“ brummte die Engländerin und kam hinter ihrem Schirm hervor;

„Miß Jenaidé, wollen Sie sich gleich ankleiden, es ist kalt!“

„Nein, Miß Junior, es ist gar nicht kalt; der Ofen ist schon seit zwei Stunden geheizt. Sehen Sie nur, wie viel Schnee! Ich hätte Lust, sofort, so wie ich da bin, hinaus-zulaufen, um im Schnee herumzuspringen; er ist so prächtig, so weich!“

Mlle. Bochet mußte lachen.

„Kleiden Sie sich an, Miß Benarde,“ wiederholte die Engländerin.

Zina hörte nicht darauf; sie nahm ihre Cousine, die eben so wenig bekleidet war, bei den Händen und fing an fröhlich umherzutanzten und sich lachend und singend in die Runde zu drehen, bis sie endlich, atemlos, sich auf den Rand ihres Bettes sinken ließ.

„Ich habe einen Pantoffel verloren!“ rief sie. „Sucht meinen Pantoffel!“ Dabei riß sie aus allen Kräften an der Klingelschnur. Eine Menge erschrockener Dienstmädchen stürzte ins Zimmer.

„Sucht meinen Pantoffel!“ sprach sie majestätisch.

Die weibliche Herde kroch sofort auf allen Vieren im Zimmer umher und man sah eine Zeitlang nichts als herabhängende Unterröcke; die Köpfe waren alle verschwunden.

Nachdem Zina ihre Kniee bis unter das Kinn herauf und das Hemd sorgfältig bis auf die Füßchen heruntergezogen hatte, sagte sie zu ihrer Cousine, die sich ruhig ankleidete:

„Weißt du was, Lissa, ich werde Mama um Erlaubnis bitten, den kleinen Schlitten anspannen zu lassen, den ganz kleinen, weißt du? Wir wollen in den Wald spazieren fahren.“

„Was fällt Ihnen ein, Miß Zina? Das ist eine sonderbare Idee! Bei solcher Kälte!“

„Sie brauchen nicht mitzufahren, Miß Junior; die vernünftigen Personen können alle zu Hause bleiben. Wir fahren ganz allein, nicht wahr, Lissa?“

„Allein, Miß Benarde? Das kann ich nicht erlauben . . .“

„Das weiß ich wohl, Miß Junior; ich werde auch nicht Sie um Erlaubnis bitten, sondern Mama.“

„Fräulein, Ihr Pantoffel ist nicht zu finden!“ sprach jammernd die eine Kammerfrau.

Benarde blickte suchend umher.

„Seht, dort ist er auf dem Spiegeltisch, im Arbeitskästchen von Miß Junior.“

Diese sprang entrüstet hinter ihrem Schirm hervor, aber

der gesuchte Gegenstand war bereits im Besitz des Dienstmädchens, welches der jungen Comtesse die weißseidenen Strümpfe auf die langen, fein gebauten Beine zog.

Wassilissa hatte längst schon ihre Strümpfe aus schottischem Garn allein angezogen.

Es dauerte lange, bis Zenarbe fertig wurde; sie konnte keinen Augenblick still halten. Endlich gelang es dem geübten Kammermädchen, das sie kämmte, trotz der hastigen, unruhigen Bewegungen ihres Fräuleins, die prachtvollen, braunen, langen, sorgfältig gepflegten, aber immer noch widerspenstigen Haarflechten fertig zu bringen, um sie auf dem hübschen, braunen Kopfe zu befestigen. Nach zwei oder drei Versuchen verlor Zina die Geduld.

„Keine von euch versteht es, meine Haare so zu stecken, daß sie fest halten! Ihr fürchtet alle, mich zu zerbrechen, als ob ich von Glas wäre. Lissa, bitte!“

Sie reichte ihrer Freundin ein Päckchen Haarnadeln und diese machte sich ans Werk. Als sie fertig war, sagte Zina:

„Besten Dank, meine Liebe! — Hierfür sowohl, wie auch für alles andere, ist niemand da, außer dir, niemand, niemand!“

Und, wie ein Vöglein singend, umschlang sie ihre Cousine zärtlich. Dann wandten sich die beiden jungen Mädchen zu den Heiligenbildern und, plötzlich ernst geworden, beteten sie mit der ganzen Inbrunst eines unschuldigen Herzens.

Um zwölf Uhr vereinigte der Frühstückstisch eine kleinere Anzahl von Personen, als die Mittagstafel; die Gräfin erschien häufig nicht und ließ sich in ihrem kleinen Salon bedienen. Bei solchen Gelegenheiten pflegten die Schützlinge einen fürchterlichen Appetit zu entwickeln und die Gouvernanten unterhielten sich mit Herrn Wachtel, welcher in diesem Falle alle diejenigen Fähigkeiten zeigte, welche in Gegenwart der majestätischen Gräfin während der Mittagsmahlzeit versagten.

Dmitrij benutzte die Zerstreutheit seines Erziehers, um mit seiner Schwester telegraphische Zeichen zu wechseln, die sich auf ihre nachmittäglichen Projekte bezogen; diesmal aber nahm Zenarbe keine Notiz davon, da sie wußte, daß ihre Spazierfahrt verloren sei, sobald Dmitrij Miene machen würde, daran teil zu nehmen. Sie war deshalb jetzt auch unzugänglich für ihn und der Bruder wandte ihr grollend den Rücken, als man sich vom Tische erhob.

Zenarbe, von Wassilissa begleitet, trat leise in den kleinen Salon, wo ihre Mutter, um ungestört zu sein, die Zeitung las.

Bei den leichten Schritten der Mädchen erhob die Gräfin ihre Augen und blinzelte ein wenig, da sie sehr kurzfristig war.

„Ah, du bist es, meine Tochter!“ sagte sie. „Guten Morgen, mein Kind; guten Morgen, Wassilissa.“

Beide Köpfschen, jedes auf eine der Hände gebeugt, bekamen einen freundschaftlichen, würdevollen Kuß.

„Mama,“ sprach Zenarbe mit dem schelmischen Tone, „ich habe heute eine sehr große Gunst von Ihnen zu erbitten.“

„Nun?“ sagte die Gräfin und lächelte wohlwollend.

„Wir möchten . . . ich möchte gern im Schlitten auf dem frischen Schnee spazieren fahren. Oh! Mama, bitte, sagen Sie ja! Er ist so reizend, der frischgefallene Schnee!“

„Aber, mein Tochterlein, deine Vorliebe für den Schnee ist kein Grund für andere, ihn auch gern zu haben! Solch' eine Spazierfahrt wird deiner Gouvernante gar nicht behagen . . . man muß nicht egoistisch sein, mein Kind. Wir sind verpflichtet, unsere Wünsche bei Zeiten schon dem Glücke anderer zu opfern.“

Zenarbe hörte diese moralische, mütterliche Sentenz mit unterwürfiger Miene an; dann sagte sie mit einschmeichelnder Stimme: „Mama, Miß Junior braucht mich ja nicht zu begleiten; ich weiß, daß sie keine Freundin des Schnees ist und möchte ihr deshalb keinesfalls eine Unannehmlichkeit bereiten.“

Die kleine Heuchlerin betonte das Wort „keinenfalls“ so, als ob diese Ueberzeugung seit Jahren in ihr gereift sei.

„Mama, ich möchte meine Cousine als Begleiterin mitnehmen. Gerässim ist ein ausgezeichnete, sehr vorsichtiger Kutscher; wenn Sie ihm den Befehl erteilen lassen wollten, den kleinen Schlitten, den ganz kleinen, mit dem jungen schwarzen Pferde zu bespannen, so würden wir eine ganz kurze Spazierfahrt in den Wald machen . . . eine Stunde lang nur, liebste Mama! . . . wir werden auch den ganzen übrigen Tag sehr artig sein, ganz artig!“

Das schlaue Mädchen hatte sich der Mutter genähert, ließ sich auf dem Teppich vor ihr auf die Kniee nieder und streichelte die schönen Hände der Gräfin.

Diese, von der kleinen Fee bestrickt, lächelte und hätte sich fast schon ihre beglückende Erlaubnis entreißen lassen, als sie sich plötzlich besann.

„Ruft eure Erzieherinnen,“ sprach sie.

Wassilissa flog wie ein Pfeil in den Eßsaal und kam

mit den beiden Gouvernanten, welche an der Schwelle stehen blieben, zurück.

„Sind die Fräulein artig gewesen?“ fragte die Gräfin mit großem Ernste.

„Ja wohl, Frau Gräfin,“ antworteten die beiden Damen gleichzeitig.

„Nun, dann könnt ihr gehen, Kinder; ich erteile euch die Erlaubnis, anderthalb Stunden lang spazieren zu fahren. Zina, gib Befehl, daß man den kleinen Schlitten mit dem jungen, schwarzen Pferde bespanne.“

Die Mädchen küßten dankbar die Hände der Gräfin und entfernten sich mit einer graziösen Verbeugung. Raum hatten sie den Salon verlassen, so flogen sie zum Gesindezimmer.

„Schnell, rufe sogleich Gerässim!“ befahl Zenarbe dem ersten Diener, den sie antraf, „aber geh' selbst zu ihm und laß dir nicht einfallen, meinen Befehl durch andere auszurichten, wie ihr es immer thut. Ich will, daß Gerässim sofort herkomme.“

Der Bediente verneigte sich und verschwand. Fünf Minuten später trat keuchend der dicke Kutscher herein.

„Höre,“ sprach Zenarbe ernst, „du sollst uns beide spazieren fahren. Du fährst in diesem Jahre das erstemal im Schlitten, nicht?“

„Ja wohl, Comtesse!“ antwortete der alte Kutscher, welcher seine junge Herrin anbetete.

„Gut,“ sagte diese, „ich will dir Glück bringen. Nimm den kleinen Schlitten, den ganz kleinen, niedrigen . . .“

„Hat es die Frau Gräfin erlaubt?“

„Natürlich, alter Narr! Würde ich es dir sonst sagen? Du nimmst also den kleinen Schlitten, thust viele Teppiche und sehr viele Pelze hinein; befestige sie gut,“ fügte sie halblaut hinzu, „denn, du weißt, wir werden umwerfen . . .“

Sie brach in ein Lachen aus und umarmte Wassilissa, welche sich an sie schmiegte.

„Aber reinen Mund!“ sprach sie, „es ist so amüsant . . .“

„Ich verstehe, Fräulein . . . Und welches Pferd?“

„Das schwarze, mein Juwel Grebus. Er ist doch nicht bössartig? Wie?“

„Oh, nein, Comtesse, überdies hat es mit dem niedrigen Schlitten keine Gefahr!“

Entzückt durch die gute Laune, welche aus den Augen des Fräuleins leuchtete, lächelte der Kutscher.

„Beeile dich, hörst du? Ich lasse dir zehn Minuten Zeit, nicht eine einzige mehr.“

„Man muß doch die Rissen ordentlich befestigen, Fräulein,“ sagte Gerässim mit einem Schmunzeln, welches sein verbranntes Gesicht verklärte.

„Nun gut, ich gebe dir also elf Minuten. Geh' und trödle nicht länger.“

Die niedliche Comtesse stieß mit einer festen Gebärde die schwerfällige Gestalt des Kutschers vorwärts und flog mit Wassilissa in ihr Zimmer, wo Pelze, Pelzstiefel und Kapuzen bereits auf sie warteten.

---

## V.

### Im Schnee.

Zehn Minuten später fuhr Gerässim, der wirklich fabelhaft schnell fertig geworden war, mit einem kleinen, höchstens fünfzig Centimeter hohen Schlitten vor.

Von innen sah dieser Schlitten einem Rahn ähnlich, dessen beide äußersten Enden abgesägt waren; die Rücklehne war kaum einen Meter breit und ungefähr zwei Fuß hoch. Ein horizontales Brett bildete den Sitz für die Herrschaft, ein anderes, ohne Lehne, den Kutschersitz. Eine Menge Pelzwerk, Teppiche und Rissen verdeckte die Kahlheit dieses primitiven Fuhrwerks. Der Form nach war es ein Bauernschlitten; der Unterschied lag nur darin, daß dieser von massivem Mahagoni war, während ein Bauernschlitten aus Tannenholz gemacht wird; die Metallteile und das Pferdegeschirr waren von Silber.

Das direkt aus dem Orlovskischen Gestüte herstammende hübsche Tier hieß Grebus und verdankte seinen Namen seiner schwarzen, fleckenlosen Farbe. Das russische, ganz mit Silber beschlagene Zaumzeug, ohne Scheuklappen, ließ seine feurigen Augen und den hübschen, feinen Kopf recht zur Geltung kommen.

Gerässim hielt, gehüllt in seinen russischen Kasan von grünem Tuch, mit Pelzwerk verbrämt, die große, viereckige, hohe Kutschermütze aus karmoisinrotem Sammet auf dem Kopfe, in den behandschuhten Händen die Zügel, welche gleich der Mütze mit rotem Sammet überzogen waren. Er saß

prachtvoll, imposant und ferkengerade da, unbeweglich wie aus Holz geschnitten.

Während die beiden jungen Mädchen, von denen jede durch einen Bedienten mit unbedecktem Kopfe unterstützt wurde, sich dem Schlitten näherten, machte Erebus, der beide kannte und liebte, Miene, ihnen entgegen zu kommen, wahrscheinlich um sein gewohntes Stückchen Zucker in Empfang zu nehmen.

„Brrr!“ tönte es aus dem Munde des Kutschers, mit einer Stimme, die jeden Fremden, der sie zum erstenmal hörte, hell auflachen machen würde.

„Ja, ja, du erhältst deinen Zucker!“ sprach Zenarbe leise und streichelte die Nase des hübschen Tieres, welches ihr die Hand zu lecken suchte; „wirf uns nur nicht jetzt schon, im Hofe, um; ich geb’ es dir später, nachdem du uns in den Schnee geworfen haben wirst.“

Erebus schien die Worte begriffen zu haben, denn er blieb ruhig stehen, bis die Mädchen, gut in Pelzdecken eingehüllt, das Zeichen zur Abfahrt gaben.

Auf ein unmerkliches Zeichen Gerässims flog das Pferd in langem, regelmäßigem Trabe, dem Fluge einer Schwalbe vergleichbar, dahin und bald war das Haus verschwunden. Als der Weg sich nach zwei Seiten teilte, wandte sich Gerässim fragend um.

„In den Wald!“ sagte Zenarbe.

Der Schlitten flog dem großen Walde zu.

Im gleichen Augenblicke kam ein dreispänniger Schlitten den Weg entlang, den sie seitwärts liegen gelassen hatten.

„Schau! Dort fährt Prinz Charmant,“ sprach Zenarbe; „welch’ glücklicher Zufall! Wir werden uns heute bei Tische köstlich amüsieren.“

„Weißt du,“ sagte Wassilissa, „er ist doch eigentlich ein recht guter Mensch, dieser Fürst, obschon er nichts weniger als charmant ist. Er hat für seine Bauern sehr viel gethan; fast die Hälfte seines Besitztums hat er ihnen geschenkt. Das ist doch schön!“

„Oh, ja; ich bin aber noch nicht gesetzt genug; man denkt noch nicht daran, mich zu verheiraten; ich trage noch keine langen Kleider.“

Sie gab ihrer Cousine einen flüchtigen Kuß, ohne die Hände aus dem Muff hervorzuziehen.

„Und,“ fügte sie hinzu, „ich nenne den Prinzen deshalb



Charmant, weil er ein wenig einfältig und weil er Fürst ist. Das ist alles."

Die junge Blauberin schaute um sich.

"Oh, Lissa, der Wald! Sieh doch nur den Wald an!" rief sie.

Es war ein Wald von riesigen Fichten, der vor ihnen lag. Im fleckenlosen, glitzernden Schnee schlängelte sich zwischen zwei dunkelgrünen Dichten ein weicher, weißer Weg hindurch. Am Rande desselben steckten Sträucher ihre zarten Zweige durch den frischgefallenen Teppich und dahinter erhob sich eine dichte Mauer aus alten Fichtenstämmen, zwischen denen hier und da ein schwarzes Loch sichtbar war, welches die Fährte eines Wildes markierte. Ganz oben hüllten die Strahlen der Sonne, welche nicht sichtbar war, die Gipfel in ein Diamantengefunkel. Der hellblaue Himmel war goldenen Scheines voll, die bläulichen Schatten der Fichten fielen auf den Schnee, ein stiller Reiz, der durch kein Geräusch, durch keinen Ruf eines Vogels unterbrochen wurde, lag in der Natur, nur das Geklirr des Pferdegeschirrs war hörbar.

Erebus verank bis an den Bauch im weichen Schnee, welcher erst den Kutscher einhüllte und dann die Mädchen mit funkelndem Staub umgab. Das junge Pferd hob seine schwarzen Beine und tauchte sie mutig aufs neue in die eisige Schneedecke, indem es von Zeit zu Zeit schnaubte, wenn ihn der weiße Staub in den Nüstern fesselte.

"Das ist herrlich!" sagte Wassilissa leise, beim Wechsel der blauen Schatten und der goldenen Strahlen, die miteinander wechselten, je nachdem der Weg sich nach Osten oder Westen wandte.

"Ja, es ist prachtvoll! Jetzt aber wollen wir uns umwerfen lassen. Vorwärts, Gerassim, wirf uns in den Schnee; dein Pferdchen soll dann ein Stück Zucker von uns haben."

"Aber erlauben Sie, Fräulein . . . wenn die Frau Gräfin es erführe . . ."

"Jetzt bin ich die Gräfin. Wenn du uns nicht umwirfst, fahren wir nie wieder mit dir spazieren."

"Nun denn, halten Sie sich fest," sagte der gutmütige Gerassim und klatzte mit den Zügeln auf den Rücken seines Pferdes.

"Im Gegenteil!" rief Lissa lachend.

Erebus, dem dieses Manöver geläufig war, machte einen Seitensprung und die beiden leichtsinnigen Mädchen

rollten miteinander, inmitten eines Gewirrs von Rissen und Pelzen in den schönen, fleckenlosen, baunenweichen Schnee. Nach geschehener Heldenthat blieb das Pferd stehen. Geräffim lachte wie ein gutmütiger alter Papa.

Zenarbe erhob sich und durchsuchte, ohne sich erst abzuschütteln, ihre Taschen.

„Da, Freundchen,“ sagte sie zu Erebus und reichte ihm ein Stück Zucker, „du hast deine Sache gut gemacht!“

Das Pferd schien zu danken, indem es den Kopf schüttelte und das Geschirr klirren ließ.

„Vorwärts, Geräffim, vorwärts! Noch einmal! Wirf uns noch einmal um!“ rief Zenarbe, nachdem sie sich wieder zurecht gesetzt hatte.

Der Kutscher gab dem Erebus das Zeichen und während der nächsten halben Stunde vergnügten sich die beiden jungen Mädchen, indem sie sich im Schnee herumkugelten; es war ein ungefährliches Spiel, das ihren rosigen Gesichtern und ihren glänzenden Augen einen entzückenden Ausdruck von Freude und Gesundheit verlieh.

„Komm jetzt, Zina,“ sagte endlich Wassilissa, „es ist Zeit, heimzukehren.“

„Deine Uhr geht vor!“

„Im Gegenteile, sie geht nach!“

Sie brachen in ein mutwilliges Gelächter aus.

„Nach Hause, Geräffim!“ sagte endlich Zina mit dauernder Stimme. „Sieht man es uns an, daß wir uns im Schnee gewälzt haben?“

„Oh, wie sollte man Ihnen das nicht ansehen? Man könnte glauben, Sie hätten einen ganzen Winter hindurch im Walde zugebracht und sich mit den Wölfen gerauft!“

„Klopfe mich ab, Zissa, und dann werde ich dich abklopfen,“ sagte Zina und brach einen Zweig ab, mit dem sie die Kleider ihrer Cousine abzuklopfen begann.

Fünf Minuten lang tollten sie noch wie junge Katzen umher, stießen sich und rollten im Schnee, wobei sie natürlich ihre angefangene Arbeit immer von neuem beginnen mußten. Endlich, als das Lachen und Spielen sie genug ermüdet hatte, setzten sie sich gravitatisch zurecht, brachten ihre Pelze wieder in Ordnung und gaben den Befehl zur Rückkehr.

Nachdem sie die Kleider gewechselt, dankten sie der Gräfin noch einmal für das Vergnügen, das sie ihnen verschafft hatte.

„Wart ihr auch artig, Kinder?“ fragte die Gräfin.

Die Art, wie sie diese Frage stellte, hätte Zina beinahe veranlaßt, davonzulaufen, um sich auszulachen.

„Oh gewiß, Mama, wir sind stets artig,“ antwortete mit bewundernswürdiger Sicherheit der kleine Schelm. „Aber wo ist denn der Fürst?“

„Wer hat euch gesagt, daß er hier war?“ fragte die Gräfin, die Brauen runzelnd.

Sie haßte die Klatschereien.

„Wir haben seinen Schlitten von weitem bemerkt.“

„Ah so!“ meinte die Dame beruhigt. „Der Fürst war da, um uns für übermorgen zu Mittag einzuladen. Er gibt seinen Einweihungsschmaus, weil er sein Haus neu eingerichtet hat und es uns zu zeigen wünscht.“

„Oh, Mama, werden wir auch dabei sein?“ rief Zina und errötete vor Vergnügen.

„Wir alle, d. h. ich, ihr beide, euer Bruder, die Gouvernanten und der Lehrer.“

„Das ist herrlich! Welch' Vergnügen, so weit zu fahren!“

„Der Fürst will uns ein Konzert geben; er bat um die Erlaubnis, einige von euren vierhändigen Walzern mitzunehmen, um sie von seinem Orchester einstudieren zu lassen. Er wählte aus den auf dem Piano befindlichen Noten, was ihm gerade gefiel.“

Die Gräfin nahm ihre Lektüre wieder zur Hand und die beiden jungen Mädchen liefen zum Piano hin.

„Sonderbar,“ sagte Zenarbe leise zu ihrer Cousine, „nur von deinen Noten hat er ausgewählt.“

„Wie so, von meinen?“

„Nun ja, nur die, welche du gern spielst, von denen du Primo spielst. Oh, dieses Ungeheuer! Ich werde ihm eine Scene machen. Du wirst sehen, wie komisch er ist, wenn er mit seinen Entschuldigungen kein Ende findet.“

„Genug geplaudert, ihr Mädchen!“ rief die Gräfin aus dem Nebenzimmer. „Setzt euch jetzt ans Piano und spielt vierhändig, aber ernste Musik.“

Zina verzog ihr Mündchen, dann suchte sie, malitiös lächelnd, bis auf den Boden des Notensachs und zog endlich ein Dratorium hervor, welches sie, von ihrer Cousine begleitet, kraftvoll intonierte.

---

VI.

Des Fürsten Schürow blaue Stube.

Prinz Charmant, wie ihn Zenarde nannte, hieß eigentlich Fürst Alexander Schürow.

Er war Garçon und gegen zweiunddreißig Jahr alt; dabei ein wenig plump, etwas einfältig und häßlich, wie diese kleine Spötterin sagte, aber von einer beispiellosen Güte. Sein größter Fehler war eine übertriebene Schüchternheit, die ihn, in Verbindung mit der ihm eigenen maßlosen Höflichkeit, zuweilen lächerlich erscheinen ließ.

Vor mehr als zehn Jahren hatte er an der Verteidigung von Sewastopol als Offizier teil genommen. Als er sich dort einmal mit einigen Kameraden in einer Schanze befand, fragte sein Oberst mit einem Papier in der Hand:

„Wer bringt dies dort hinüber?“

Dies war ein Befehl; dort war eine Bastion, die höchstens zweihundert Schritt weit entfernt war. Der Raum aber, welcher überschritten werden mußte, lag gänzlich frei und es fielen beständig Geschosse darauf nieder.

Schürow nahm das Papier und begab sich ruhig auf den Weg; an die Kugeln dachte er gar nicht, sondern nur an seine Kameraden, die ihm nachschauten.

„Gewiß sehe ich sehr ungeschickt aus,“ war sein Gedanke.

Einige Schritte vor ihm platzte ein Geschöß und bedeckte ihn mit Erde. Er blieb stehen, um sich zu reinigen, weil er bei der Uebergabe des Befehls nicht lächerlich aussehen wollte.

Ein Jahr später nahm er seinen Abschied; er fürchtete den Spott seiner Kameraden.

Nachdem er die Uniform abgelegt hatte, faßte er den Entschluß, zu heiraten; aber die Heirat kam nicht zustande, weil das junge Mädchen, um das er freite, ihm, als er ernstlich um sie anhielt, ins Gesicht lachte.

Dieser Mißerfolg hatte ihn bestimmt, sich auf seine Güter zurückzuziehen und Landadelmann zu werden.

Hier brauchte er wenigstens die Petersburger Spottsucht nicht zu fürchten. Die Mehrzahl seiner hiesigen Umgebung hatte weder eine so gute Erziehung genossen wie er, noch besaß sie seine feinen Manieren, noch sein unermessliches Ver-

mögen, noch seinen Sinn für Kunst; in seinem Hause fühlte er sich König.

Aber so kostbar und geräumig es auch war, es schien ihm doch so leer, sein großes Haus. Sein mutiges, edles Herz hatte das Bedürfnis sich mitzuteilen. Kurz, er suchte eine Lebensgefährtin.

Sein erster Mißerfolg hatte ihn vorsichtig gemacht. Er sah sich um — und entdeckte eine Fürstin Schürom, die ganz wie für ihn geschaffen war: Wassilissa nämlich. Sie besaß alles, was er brauchte. Arm war sie allerdings, Reichtum aber hatte er ja nicht nötig, denn sein Vermögen übertraf noch dasjenige der Gräfin Rumjassin.

Die Frage war also nur, ob das junge Mädchen sich auch seinen Wünschen geneigt zeigen würde.

Er hätte sich während des ganzen Sommers davon überzeugen können, aber seine Schüchternheit hatte einen Tag nach dem andern verstreichen lassen, und als die Gräfin sich jetzt zur Abreise nach Petersburg rüstete, war die Aussicht vorhanden, daß die ersehnte Braut ihm entführt werden könnte.

Da fiel ihm ein, ein kleines Fest zu veranstalten, und Wassilissa sollte dessen Königin sein; ein harmloses Fest, um das Herz des jungen Mädchens zu seinen Gunsten zu stimmen.

Dann wollte er ihr sein Herz sowohl wie auch sein Vermögen zu Füßen legen.

Prinz Charmant wollte um seiner selbst willen geliebt sein, nicht seines unermesslichen Vermögens wegen.

Er bemühte sich, zu gefallen.

Die Gräfin war eigentlich ihren Grundsätzen untreu geworden, indem sie ihre Familie in das Haus eines unverheirateten Mannes führte. Dieser Hagestolz aber war weit und breit der reichste Mann; seine Ehrenhaftigkeit war allgemein bekannt und überdies fühlte sie sich geschmeichelt, daß nur sie allein eingeladen worden war, um gleichsam Patenstelle bei der neuen Einrichtung des Hauses zu übernehmen. Obschon ihre hohe Stellung sie daran gewöhnt hatte, Ehrenbezeugungen aller Art zu empfangen, so war sie doch nicht unempfindlich dagegen.

Mit der größten Liebenswürdigkeit, die aber auch ein wenig Herablassung in sich schloß — stützte sie den Arm auf den des Hauswirts, welcher, im schwarzen Frack und entblößten Hauptes ihr bis zum Fuß der Treppe entgegengekommen war.

„Ich werde ja wie ein Erzbischof empfangen, teurer

Fürst!" sagte sie, in das mit Blumen geschmückte Vorhaus eintretend.

„Ihr Besuch ehrt mich nicht minder,“ antwortete der Fürst galant, blickte sich aber dabei flüchtig um, ob auch Wassilissa mitgekommen sei.

Er war befriedigt, die beiden Cousinen traten gemessenen Schrittes hinter der Gräfin in den großen Saal, in welchem ein unsichtbares Orchester, das in einer oberen Galerie placiert war, einen der schönsten Straußschen Walzer anstimmte.

„Dein Lieblingswalzer!“ sagte Zenarde leise zu ihrer Cousine. „Oh, dieses Ungeheuer!“

Vor dem Mittagessen wurden erst Erfrischungen gereicht, dann setzte sich der Fürst mit der ganzen Gesellschaft, in Bewegung, um seine prachtvollen, neu eingerichteten Gemächer zu präsentieren.

Man war natürlich entzückt. Die Gräfin, mit dem Lorgnon bewaffnet, ließ sich die Genealogie der Familienglieder, deren Bildnisse sie betrachteten, erklären, während die Kinder bei den kostbaren Möbeln, den seltenen und merkwürdigen Gegenständen und Kuriositäten verweilten. Dann führte der Fürst die Gesellschaft ins erste Stockwerk hinauf; dort wurde gleichfalls, vom größten Saal an bis zum kleinsten Fremdenzimmer, alles besichtigt. Endlich nahm der Fürst einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete, nicht ohne einige Verlegenheit, eine Thür und blieb auf der Schwelle des geöffneten Zimmers stehen.

„Ich bitte um Vergebung, Mesdames, es ist dies mein Zimmer, aber ich bewohne es augenblicklich nicht, Sie können eintreten.“

Ein Ruf der Bewunderung entfuhr allen Lippen. Das Zimmer war mit blaßblauem Sammet ausgeschlagen, Fransen aus großen Perlen befestigten die Vorhänge. Ein sehr großes Bett aus getriebenem Silber verschwand unter einer Flut englischer Spitzen und blauer Seide, während Fenstervorhänge aus englischen Spitzen das Licht dämpften. Der Fußteppich bestand aus weißem, geschorenem Lammfell. Die übrigen Gegenstände waren aus Silber und aus Sevres-Porzellan.

„Aber, Fürst, welche Thorheit!“ konnte die Gräfin sich nicht enthalten, auszurufen. . . . „Das ist ja ein Zimmer für eine Blondine! Sie sind doch keine Blondine, so viel ich weiß!“ rief sie lachend.

Des Fürsten Blick fiel auf Wassilissa, welche wirklich für

diesen glänzenden Rahmen wie geschaffen zu sein schien . . . Die Gräfin machte eine hastige Bewegung und zog sich zurück.

„Das ist wundervoll, Fürst, ich mache Ihnen mein Kompliment!“ sagte sie mit einer weniger freundlichen Betonung, — „aber es ist die reine Thorheit!“

Der Ärmste erschöpfte sich in jenen Entschuldigungen, die Zenarbe immer so lächerlich fand, und die ganze Gesellschaft begab sich zum Mittagessen hinunter.

Die Mahlzeit war allem übrigen entsprechend, luxuriös. Das vierundzwanzig Mann starke Orchester, welches der Hausherr selbst ausgesucht und eingeübt hatte und das in seinem Solde stand, spielte während des Essens beständig pianissimo die Lieblingsstücke Waffilissas.

Die Zweifel der Gräfin waren bald gelöst; ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf das junge Mädchen.

Dieses aber ahnte nichts; ihre Unschuld machte sie unbefangen. Sie nahm die Huldigungen des Fürsten als zarte Aufmerksamkeit auf, die indirekt der Tante galt.

Nachdem zwei Stunden verflossen waren, begannen sich alle mehr oder weniger zu langweilen, ohne daß man den eigentlichen Grund erraten konnte. Die Gräfin, unter dem Vorwande, daß sie noch acht Stunden Weges zu machen hätten, verlangte nach ihrem Wagen.

Der arme Prinz Charmant war sehr verdrießlich, daß er nicht Gelegenheit gefunden hatte, der Dame seines Herzens ein Wörtchen im Vertrauen zu sagen. Als er der ganzen Gesellschaft Sträußchen von seltenen Blumen aus seinen Gewächshäusern überreichte, näherte er sich ihr schüchtern und fragte:

„Lieben Sie die blaue Farbe, mein Fräulein?“ Dabei bot er ihr ein Bouquet weißer Rosen an.

„Es ist meine Lieblingsfarbe,“ antwortete das junge Mädchen unschuldig.

Der Fürst träumte die ganze Nacht und die folgenden Tage von diesen Worten.

Die Gräfin ebenfalls . . . aber aus einem ganz anderen Grunde.

---

## VII.

## Wie der Fürst unterwegs stecken blieb.

Es war der Gräfin freilich nie in den Sinn gekommen, ihre Tochter dem Fürsten Schürow zu vermählen; an die Heirat derselben wurde überhaupt noch nicht gedacht. Sollte aber Wassilissa diesen „armseligen Dummkopf“ — wie ihn die Dame in einem Anfall von verachtungsvollem Mitleid nannte, — ehelichen, so würde sie die reichste und vornehmste Herrin weit und breit werden. Zenaïde selbst würde nie eine bessere Partie machen können . . . und zugegeben, daß sich auch ein Mann fände mit einem ebenso vornehmen Namen, einem gleich großen Vermögen, so könnte das nur in weiter Entfernung von hier sein. Das Haus des Fürsten dagegen beherrschte und verdunkelte durch seine Pracht das reiche Erbe der Rumjassin.

Konnte aber dieses Glück, welches der Zufall einer armen Waise sandte, nicht vielleicht einer sichtbaren Offenbarung Gottes zugeschrieben werden? Trotz ihrer Fehler hatte die Gräfin doch einen tiefen Glauben und war wirklich fromm; sie hätte um alles in der Welt nichts Böses gethan . . . das Schwierige war nur, zu erfahren, wo das Böse sei.

Daß sie nicht das Recht hatte, im Namen ihrer Nichte diese ausgezeichnete Partie, welche sich darzubieten schien, auszusprechen, war ihr klar; anderseits, wenn sie mit ihr darüber sprechen würde, so wäre das vielleicht eine Art von Beeinflussung? War Wassilissa doch gewohnt, jedes Wort ihrer Tante als einen Befehl zu betrachten! Würde sie nicht zu gehorchen glauben, indem sie die Hand, die der Fürst ihr bot, annahm?

Die Gräfin verbrachte eine schlaflose Nacht und zwei Tage lang wurde niemand bei ihr vorgelassen. Die jungen Mädchen machten sich deshalb keine großen Sorgen: diese Anfälle — von Migräne, wie die Leute sagten, von schlechter Laune, wie Zenaïde dachte, — waren nicht selten. Sie dauerten diesmal bis zum Vorabend des Tages, der für die Rückkehr nach Petersburg bestimmt war.

An diesem Tage — es war ein Dienstag, — begann die Gräfin zu glauben, daß die Befürchtungen, welche sie hegte, nur in ihrer Einbildung existierten. Der Fürst war nicht erschienen; er kannte den Tag der Abreise und würde



seine Werbung doch nicht inmitten der Reisevorbereitungen machen wollen!

Als alle um den Frühstückstisch saßen, trat die Gräfin lächelnd und wohl aussehend herein, um jedem der Anwesenden etwas Liebenswürdiges zu sagen. Dann geruhte sie, eine Kalbskotelette à la jardinière zu essen.

Der Tag ging vorüber. Aber am Abend, nach dem Mittagessen, während beide junge Mädchen aus Leibeskräften Klavier spielten, ertönte ein Glöcklein; ein Schlitten hielt vor der Anfahrt, der Haushofmeister öffnete beide Thürflügel und meldete:

„Fürst Schürow!“

Der Fürst war sehr blaß, er verneigte sich vor den jungen Mädchen, die sich erhoben hatten.

„Kann ich die Frau Gräfin sehen?“ fragte er Zenarbe.

„Mama ist im Salon,“ antwortete diese, nicht ohne die sorgenvolle Miene des Besuchers zu bemerken.

Der Fürst grüßte die Fräulein und trat, geleitet von einem Diener, in den Salon, dessen Thür geschlossen wurde. Die jungen Mädchen spielten weiter, aber nicht mehr so laut. Nach zehn Minuten trat die Gräfin, bleich, aber mit leuchtenden Augen in den Saal.

„Wassilissa,“ sprach sie, „leiste dem Fürsten Schürow einen Augenblick Gesellschaft, ich habe einige Befehle zu erteilen.“

Wassilissa begab sich in den Saal.

Der Fürst stand auf; er schien unruhig, nervös.

„Die Gräfin gab mir die Erlaubnis, mit Ihnen zu sprechen, mein Fräulein,“ sagte er mit gedämpfter Stimme.

„Tante beauftragte mich, Ihnen Gesellschaft zu leisten, da sie einige Befehle zu erteilen hat,“ antwortete die Waise naiv.

Der Fürst konnte keine Worte finden, um das, was er sagen wollte, auszudrücken. Eine unbefiegbare Befangenheit, die Furcht, lächerlich zu erscheinen, die Erinnerung an sein früheres Mißgeschick, schnürten ihm die Kehle zu und ließen ihn verstummen.

Wassilissa, durch diese außergewöhnliche Erregung betroffen, blickte ihn fragend an.

„Sie reisen morgen ab, Fräulein?“

„Ja, mein Herr . . .“

„Thut es Ihnen nicht leid, nach Petersburg zurückzufahren?“

Wassilissa zögerte einen Augenblick; sie konnte die Tragweite dieser Frage nicht ermessen.

„Nein,“ sagte sie, „denn ich bin überall gern, wo Zina ist.“

„Aber werden Sie unter den Nachbarn . . . unter denen, die dies Haus besuchen, niemand vermissen?“

Das junge Mädchen blickte den Fragenden an; dieser senkte die Augen.

„Nein, Fürst,“ sagte sie langsam. Sie glaubte eine gleichgültige Frage beantwortet zu haben. „Ich habe hier keine andere Freundin meines Alters, und meine Cousine genügt mir.“

„Sie lieben sie also sehr?“

„Mehr als alles in der Welt!“ rief sie lebhaft.

„Sie würden sich wohl nicht entschließen können, sie zu verlassen?“

„Ich würde vor Kummer sterben!“ antwortete das junge Mädchen mit Ueberzeugung.

Der unglückliche Fürst blickte das Mädchen einen Augenblick an.

„Leben Sie wohl, mein Fräulein!“ sprach er leise.

„Wie, Sie wollen schon fort?“

„Ja . . . die Gräfin ist sehr beschäftigt, ich will gehen.“

„Das war auch der Mühe wert,“ dachte Lissa, „acht Stunden her und acht Stunden zurück zu fahren!“ — „Schade, daß Sie nicht zum Thee bleiben, er wird sogleich fertig sein,“ fügte sie laut hinzu.

„Nein, ich danke. Sie werden glücklich sein in Petersburg, nicht wahr?“ sagte er mit einem sonderbaren, jammervollen Ausdruck.

„Ich denke ja, ich hoffe es wenigstens, mein Herr.“

„Desto besser!“

Der Fürst brachte dieses Wort nur mit Anstrengung aus seinem blutenden Herzen hervor.

„Adieu! . . .“

„Auf Wiedersehen, Fürst,“ sagte Lissa, indem sie ihn bis zur Thür begleitete.

Einen Moment lang blieb sie allein; sie war betroffen und überlegte, was das alles wohl bedeutet haben könnte, als die Thür sich öffnete und die Gräfin Rumjassin eintrat.

„Wo ist der Fürst?“ fragte sie erstaunt.

„Er ist fortgefahren, Tante. Haben Sie ihn nicht gesehen?“

„Nein . . . darf man dir gratulieren?“

„Gratulieren, Tante? Mir?“

„Nun, hat der Fürst nicht um dich angehalten?“

Wassilissa stieß einen Schrei aus. Jetzt war ihr alles klar: Sie hatte diesen Mann, der sie liebte, der so gütig war, den sie achtete, zurückgeschreckt.

„Nein, Tante, ich wußte nicht, daß dies seine Absicht war,“ sagte sie langsam.

„So hat er also seine Absicht geändert. Er wollte um seiner selbst willen geliebt sein.“

Wassilissa blickte ihrer Tante gerade ins Gesicht. Die Augen beider begegneten sich; eine Sekunde später senkte die Gräfin die ihrigen.

„Ich bedaure, Tante,“ sagte Lissa sanft, „daß Sie mir keine Absicht nicht vorher mitgeteilt haben.“

„Es war keine Sache, sie vorzubringen; ich gab ihm die Gelegenheit dazu.“

„Das ist richtig, Tante.“

Sie machte eine Verbeugung.

„Nun! Du bedankst dich nicht einmal für meine wohlwollende Gefinnung, die dir eine Unterredung mit dem Manne verschaffte, der dich heiraten wollte?“

Wassilissa blickte ihre Tante nochmals an, diesmal aber, sich der Wohlthaten erinnernd, die sie ihr verdankte, war sie es, die die Augen niederschlug.

„Ich danke Ihnen, Tante,“ sagte sie einfach.

Sie näherte sich der Gräfin und küßte ihr respektvoll die Hand, welche jene ihr reichte. . . Dann entfernte sie sich, ging direkt in ihr Zimmer und warf sich auf das Bett. Thränen glänzten in ihren Augen, nicht weil sie die verfehlte, vornehme Heirat bedauerte, sondern vor Kummer, daß sie diesen guten, ehrlichen Mann, ohne es zu wollen, gekränkt hatte, und vor Erbitterung über die Art, wie ihr mitgespielt worden war.

Als die Gräfin sich am Abend gewissenhaft prüfte, ob sie ihrem Schöpfer wohl ruhig gegenüber treten könne, kam sie zu dem Schlusse, daß sie sich nichts vorzuwerfen habe.

VIII.

Jenaidé nimmt die Nachricht übel auf.

Jenaidé erfuhr bald, was geschehen war. Die Traurigkeit ihrer Cousine war ihr aufgefallen, und in der Nacht, als beide Gouvernanten, vom Einpacken ermüdet, fest schliefen, ließ sie sich von Lissa alles erzählen.

Ihre erste Regung, nachdem sie das Geschehene vernommen, hätte die Gräfin, wenn sie davon gewußt, in große Entrüstung versetzt.

„Das ist abscheulich!“ rief sie beinahe laut, — „das ist erbärmlich!“ fügte sie leiser hinzu; — „das ist unanständig!“ sagte sie endlich ganz leise, so leise, daß Wassilissa es mehr erriet, als hörte.

Es wurde still und beide waren in Gedanken versunken.

„Meine Mutter hätte dich vorbereiten müssen,“ fing Jenaidé abermals an. „Ich weiß zwar nicht, wie solche Fälle behandelt werden, aber mir scheint, daß, wenn man uns nichts sagt, wir es auch nicht erraten können, wenn ein Herr uns heiraten will.“

Lissa antwortete nicht, Jenaidé fuhr fort:

„Dieser arme Prinz Charmant! Er hat dir ein so schönes Blondinenzimmer eingerichtet . . . Und ich war ihm böse, daß er nur deine Walzer spielen ließ! Das war doch ganz natürlich! Nun, du sagst gar nichts?“ fuhr sie ungeduldig fort, „sprich doch!“

„Was soll ich sagen?“ antwortete Lissa traurig.

„Das darf aber doch nicht so hingehen! Man muß schreiben . . . Ich werde ihm schreiben, wenn du es nicht thun willst. Ich werde ihm sagen . . .“

„Daß deine Mutter nicht aufrichtig gegen ihn gehandelt habe?“ sagte Lissa sanft.

Zina steckte ihren Kopf unter die Decke und fing an zu weinen. Lissa stieg leise aus dem Bett, kam zu ihr und beide Mädchen weinten eine ganze Zeitlang still vor sich hin.

Als die übervollen Herzen sich ausgeweint hatten, sagte Zina, indem sie ihre Cousine umarmte:

„Fürchte nichts, ich werde es nicht dulden, daß man dir unrecht thut! Wir sind zusammen erzogen worden, du warst vor mir im Hause . . . Man hätte dich nicht aufnehmen sollen,

wenn man dich unglücklich machen wollte! Ich werde mich an meinen Vater wenden. Ich werde dich beschützen."

Trotz ihres wunden Herzens fand Lissa diesen Gedanken so ergötlich, daß sie lachen mußte, auch Zina lachte mit. Glückliches Alter!

"Still! daß unsere Gouvernanten nicht aufwachen!" flüsterte die vernünftigere Wassilissa. "Gute Nacht!"

Als die Waise in ihr Bettchen zurückgekehrt war und sich durch das regelmäßige Atmen der Cousine überzeugt hatte, daß sie schlafe, hüllte sie sich in ihre Decke und weinte...

---

## IX.

### Die Gräfin verläßt ihre Landwohnung.

Am andern Morgen um acht Uhr fuhren die Reisewagen der Gräfin Rumjassin an der Freitreppe vor.

Da war erstens ein großer alter sechssitziger Reisewagen, mit einem offenen Dienersitz für zwei Kammerfrauen; Sitze, Verdeck und Unterteil des Wagens waren mit Koffern, Schubfächern, Kisten und Säcken vollgepfropft — kurz, es war eine wahre Atrappe, die nicht weniger als neunzehn Behälter hatte.

Dann folgte die Dormeuse der Gräfin; sie war leichter und hatte weniger Verstecke und Anhängsel. Ferner kamen vier Kaleschen für die Kammerfrauen und die Schützlinge, welche die Gräfin nach Petersburg begleiten durften.

Zwei Packwagen führten die übrigen Effekten, welche von zuverlässigen Dienern begleitet wurden.

Ganz in der Frühe war bereits ein großer Reservewagen vorausgefahren, worin sich der Haushofmeister, der Küchenchef, die Mundvorräte, die Tischwäsche und das für die Reise bestimmte Silbergeschirr befanden; die Gräfin speiste nie anders als auf Silber und auf Porzellan, das mit ihrem Wappen geschmückt war.

Drei Tage vorher hatte eine lange Reihe von Frachtwagen, gefüllt mit Winterprovisionen, das Gut Rumjassino verlassen. Es waren dies marinierte Fische und Pilze, Salzgurken, eingemachte und getrocknete Beeren und Früchte, Honig und Wachs, ferner gesäuerte Äpfel und Heidelbeeren, Erfrischungen, die im Winter von den Russen sehr geschätzt werden. Wäsche

und Vorhänge blieben in Rumjassino, wo sechs Personen das ganze Jahr hindurch mit deren Aufsicht, Reinigung und Konservierung beschäftigt waren.

Das Frühstück wurde kurz abgemacht; alle waren im Reisekostüm und schienen sehr ermüdet zu sein. Eine halbe Stunde später meldete der Lakai der Gräfin, daß alles bereit sei.

Die Gräfin, welche aufgestanden war, setzte sich und alle thaten dasselbe. Rings um den Saal herum waren Stühle hingestellt, wo alle Anwesenden, die, welche dabliefen, so wie auch die, welche mitreisten, Platz nehmen mußten.

„Setze dich,“ sagte die Gräfin zu dem Lakai.

Er gehorchte; dieser Moment der Sammlung, welcher nach altrussischer Sitte einer jeden Abreise vorangeht, ist der einzige, während dessen ein Diener sich in Gegenwart seiner Herrschaft setzen darf.

Eine feierliche Stille herrschte in dem mit Menschen angefüllten Saale; dann bekreuzte sich die Gräfin und stand auf.

Ihrem Beispiel folgten alle und die Abschiedsscene begann. Die Diensteute, welche dabliefen, groß und klein, empfahlen sich erst der Gräfin, dann den übrigen Abreisenden. Es wurde viel geschluchzt und gemurmelt; die alten Dienstboten waren der Gräfin wirklich anhänglich; andere weinten, um ihren Eifer kundzutun. Uebrigens verlangte es so die Sitte.

Nachdem die Gräfin diesen Schmerzen genügende Frist, sich zu äußern, gegönnt hatte, lenkte sie ihre Schritte, von dem Lakai unterstützt, der Treppe zu.

Vor jedem der zwei ersten Wagen waren sechs Pferde angespannt, vor jedem der übrigen vier Pferde.

Die von dem Lehrer und den Gouvernanten begleiteten drei Kinder hielten sich zur Gräfin, um die auf die Verteilung der Plätze bezüglichen Anordnungen zu erwarten. Bis zum Moment des Einsteigens wußte nämlich niemand, welcher Platz für ihn bestimmt sei.

„Meine Tochter bleibt bei mir,“ sagte die Gräfin.

Zenarbe warf ihrer Cousine einen traurigen Blick zu und drückte ihr heftig die Hand, dann trat sie an die Seite ihrer Mutter.

Der passive Gehorsam war in diesem Hause vortrefflich organisiert.

„Die Damen,“ fügte die Gräfin hinzu, indem sie mit dem Blicke ihre Nichte und die Erzieherinnen bezeichnete, „nehmen mit Herrn Wachtel und meinem Sohn im großen

Reisewagen Platz. Sollte es in der Nacht kalt werden, dann kommt mein Sohn zu mir in die Dormeuse."

Ohne ein Wort zu erwidern bestiegen die bezeichneten Personen den großen Wagen, welcher noch über zwei Minuten lang, nachdem die Thür geschlossen war, auf seinen langen Federn schaukelte.

Darauf ließ die Gräfin ihre Tochter in die prachtvolle und bequeme Equipage, welche sie selbst benützte, einsteigen und folgte ihr dann.

Eine Kammerfrau, die bereits die nötige Weisung erhalten hatte, nahm Zenarde gegenüber Platz. Ganze Haufen von Pelzwerk bedeckten die Kniee der vornehmen Reisenden.

"Sind auch die Wärmflaschen nicht vergessen?" fragte die Gräfin.

"Es fehlt nichts, Erlaucht!" antwortete der Lakai, welcher sich dann zum Kutscher auf den Bock begab.

Währenddessen hatten sich die übrigen Kutschen gefüllt.

"Vorwärts!" befahl die Gräfin, "in Gottes Namen!"

Die Wagen setzten sich in Bewegung. Jetzt bekreuzte die Gräfin zuerst sich selbst und machte dann das Zeichen des Kreuzes zur Wagenthür hinaus, nach der Richtung des Hauses, welches sie soeben verlassen hatte.

Die zurückgebliebene Dienerschaft sandte den Abreisenden ein feierliches Lebewohl nach. Eine Menge Bauern, welche sich am Wege aufgestellt hatten, verbeugten sich tief, mit bloßem Kopfe, vor den vorüberrollenden Equipagen und sprachen in weinerlichem Tone ihre Segensprüche.

Die Gräfin grüßte, indem sie sich, wie eine regierende Fürstin, links und rechts verneigte.

Zenarde nickte zuweilen einem Bauernweibe oder einem bevorzugten Dorfjungen zu.

Als man das Dorf hinter sich hatte, verstummten nach und nach die Stimmen der Menschen und das Hundegebell, und die Wagen eilten in schnellem Laufe auf der vom Schnee fast entblößten Landstraße entlang.

Zu beiden Seiten des Weges breiteten sich unabsehbare Schneeflächen aus. Links, im Vordergrunde, hob sich der majestätische, düstere, durch Schneemassen weißgefleckte Wald vom grauen Horizont ab. Zenarde stieß einen Seufzer aus.

"Was ist dir?" fragte die Mutter.

"Ach, Mama, es ist so schön auf dem Lande. Es thut mir immer leid, von hier fortzugehen!"

„Im Winter?“

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Was hat dir deine Cousine gestern erzählt?“ fragte sie nach einer Weile.

Zina dachte ein wenig nach.

„Sie hat mir gar nichts gesagt, Mama,“ antwortete sie dann.

Es war das erstemal in ihrem Leben, daß Zinaide wirklich log.

---

## X.

### Unterwegs.

Wenn die Gräfin Kumjassin sich auf der Reise befand, so war das Diner stets eine wichtige Angelegenheit. Der vorausgeeilte Koch pflegte die ganze Poststation, wo Halt gemacht wurde, in Aufruhr zu bringen; dafür vermischte die Gräfin aber auch nie im Sommer ihr gewohntes Eis zum Dessert, nie im Winter die kleinen Kuchen, welche man Kastingaj nennt, und die sie, man wußte nicht weshalb, nur auf der Reise gern aß; zu Hause kamen sie fast nie auf den Tisch.

Das Diner wurde immer in Poststationen ersten Ranges eingenommen, die als Haltestellen für die kaiserliche Familie, wenn diese sich auf Reisen begab, bestimmt waren. Die schönen hohen Räume, deren anständige Möbel an die steifen Formen des ersten Kaiserreiches erinnerten, waren jederzeit für unvorhergesehene Fälle geheizt und wurden ausschließlich für Personen, die zum Gefolge des Kaisers gehören, geöffnet. Sie standen also auch der Gräfin Kumjassin zur Verfügung.

Die gleiche Etikette wie in Petersburg oder in Kumjassino herrschte auch bei diesen splendiden Dinern; nur mit dem Unterschiede, daß hier die jungen Mädchen im Reisekostüm blieben. Die nämlichen Personen nahmen die gewohnten Plätze ein und die gleichen Bedienten servierten; nur waren Silberzeug und Reisegeschirr einfacher. Auch fehlte es an jener fröhlichen Gast, welche in der Regel solche Karawanenartige Reisen zu charakterisieren pflegt.

Gleich nach dem Diner und während Thee und Kaffee, den die erste Kammerfrau zubereitete, serviert wurden, fuhr



der Reservewagen mit dem Kurier, dem Koch und dem gräßlichen Küchengesirr voraus. Das Geschirr wurde erst während der Fahrt vollends in Ordnung gebracht. Mußte doch fünfzehn Wegstunden weiter das Abendessen zur festbestimmten Zeit bereit gehalten werden!

Während die Gräfin sich auf dem Sofa ausstreckte, um zu ruhen, schickte sie die beiden jungen Mädchen und ihren Sohn, von den betreffenden Leibwächtern begleitet, ins Freie, um eine Gesundheitspromenade zu machen.

Die jungen Mädchen waren froh wieder beisammen zu sein, sie saßen sich unterm Arm und liefen voraus.

Die gute Bochet, welche die erzwungene Trennung der Mädchen bedauerte, begann mit Miß Junior eine sehr lebhaftes Unterhaltung, und verschaffte Zina dadurch die Möglichkeit sich moralisch auszuruhen, was für diese ein Bedürfnis war.

„Ich sagte meiner Mutter, daß du mir gestern abend nichts erzählt habest;“ waren ihre ersten Worte.

„Sie hat also danach gefragt?“ forschte Wassilissa, ohne sie anzublicken.

Zina verstummte. Sie liebte wohl und respektierte auch ihre Mutter, hielt dieselbe aber nicht für fehlerlos. Seit gestern abend aber war eine schreckliche Ratlosigkeit über sie gekommen. Die Handlungsweise der Mutter in der Angelegenheit mit Prinz Charmant war ihr nicht gerade überraschend und sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß die Gräfin ähnliches schon öfters gethan haben könnte, ohne daß die Tochter besonders darauf geachtet hätte, und dieser Gedanke war ihr qualvoll, schien ihr ein Unrecht. Konnte sie aber wohl ein Verfahren gutheißen, dessen Opfer ihre Cousine war?

Bisher war Wassilissa, in höherem Grade als ihre Mutter, mehr als irgend ein anderer auf der Welt, ihr Gewissen, ihr Rat, mit einem Wort ihre Freundin gewesen. Sie faßte daher den Entschluß, wenigstens ihr gegenüber aufrichtig zu sein, ohne weiter darüber nachzudenken, zu welchen Konsequenzen ein solcher Vorsatz wohl führen könnte.

„Ja, Lissa, sie hat danach gefragt,“ antwortete sie leise und erröthete. Und ich habe gelogen . . . zum erstenmal . . . das ist sehr schlecht! . . .“

„Du darfst nicht wieder lügen, Zina!“ sagte Wassilissa ernst. „Bewahre dir das Zutrauen und die Liebe deiner Mutter . . . Was mich anbetrifft . . .“

„Nun was denn? Du oder ich, ist das nicht das

nämliche? Heute so gut wie gestern?" antwortete Zenarbe fast zornig.

"Du hast es doch gestern gesehen, daß es nicht das nämliche ist," erwiderte Wassilissa ruhig aber traurig. Wir werden uns an den Gedanken einer Trennung gewöhnen müssen. . ."

"Uns trennen?" rief Zina erzürnt, blieb stehen, entzog ihren Arm der Gefährtin und blickte sie grimmig an.

Wassilissa ergriff Zinas Arm und zog sie wieder an sich. Sie gingen an der halbverfallenen Mauer einer kleinen, alten Stadt entlang, welche einen reizenden See überragte.

"Sieh diesen See," sagte Wassilissa; „als wir das letzte-mal hier vorbeikamen, war er blau und mit kleinen weißen Segeln bedeckt, die wie große Möven aussahen; jetzt ist er schwarz wie Tinte, bis ihn das Eis bedeckt, und der ihn umrahmende Schnee verleiht ihm den Schein der Trauer.“

"Schweig, schweig! Du machst mir angst," flüsterte die kleine Comtesse, indem sie den Arm ihrer Cousine an sich drückte.

"Das ist das Bild meines vergangenen Lebens, verglichen mit meinem zukünftigen," sprach Wassilissa, die Augen voller Thränen. „Mein Frühling ist vorbei. Ich bin ein armes Waisenkind, das in einer reichen Familie aus Barmherzigkeit erzogen wurde; du aber bist die reiche Comtesse Rumjassin. . . Unser Leben wird künftig nichts miteinander gemein haben.“

"Mich wird nichts abhalten, dich immer zu lieben!" sagte Zenarbe und umarmte ihre Cousine zärtlich.

"Mesdemoiselles, kehren Sie um!" rief Mademoiselle Bochet.

Die jungen Mädchen schlugen den Rückweg ein. Der helle Horizont begann grau zu werden, ein Vorzeichen des nahenden Frostes. Am hellblauen Himmel wurden die ersten Sterne sichtbar.

"Blicke auf den Himmel," sagte Zenarbe, „ob es Winter oder Sommer ist, immer gleich strahlt er über dem See, und auch der Frühling wird wiederkehren. Ich werde sein wie der Himmel! Mag es schneien oder regnen, ich bleibe dir treu, wie diese Sterne!“

Wassilissa drückte ihr die Hand, ohne zu antworten.

Eine halbe Stunde später rollten die Wagen weiter, und der Schnee knirschte unter ihren Rädern.

Die Gräfin hatte beschlossen die ganze Nacht hindurch zu fahren; man begab sich also nach dem Abendessen, welches um zehn Uhr eingenommen wurde, wieder auf den Weg,

und jeder machte es sich so bequem als möglich, um schlafen zu können.

Dmitrij kam zur Mutter in die Dormeuse. Die Kammerfrau, deren Sitz er einnahm, wurde in den großen Wagen placiert, und schlief gleich ein. Die beiden Gouvernanten und Herr Wachtel sanken gleichfalls, nach einer kurzen, zusammenhanglosen Unterhaltung in Schlaf.

Lissa schlief nicht. Ihr Geist beschäftigte sich mit der gestrigen Scene und ein peiniger Schmerz durchzog ihr junges Herz. Ein bitteres Leid verdrängte alle anderen Gefühle und sie machte sich Vorwürfe, daß es ihr nicht gelingen wollte, diese rebellischen Gedanken zu bannen.

Was bedauerte sie denn eigentlich? Den Fürsten? Nein. Ihr Gewissen sagte ihr, daß es nur Freundschaft sei, die sie für diese brave, ehrliche Natur fühle. Sie hatte den Fürsten gern, sie schätzte ihn sehr hoch, aber sie hatte in seiner Gegenwart nie jenes Gefühl der Unruhe, jene Furcht zu mißfallen, die, wie sie ahnte, die Vorboten oder Begleiter der Liebe sind.

War es etwa das große Vermögen, der vornehme Titel, der kaiserliche Hof, an den sein hoher Rang sie geführt hätte? Wassilissa war eine viel zu stolze Seele, als daß sie auf solche, rein äußerliche Vorzüge großen Wert gelegt hätte.

Was war es also, das ihr diese heißen Thränen, die sie hinter ihrem Schleier zu unterdrücken suchte, in die Augen lockte?

Es war der Verlust — der unerseßliche Verlust einer Stütze, eines sicheren Schutzes; sie fühlte es wohl.

„Er würde nicht geduldet haben, daß man mich kränkt!“ sagte sich die Waise, und das Herz wurde ihr schwer. „Er liebte mich! . . . er liebte mich! . . .“

Und das arme Kind sah wie der Traum des Glückes an ihr vorüberzog; eines Glückes, das, noch ehe sie es besessen hatte, für sie schon verloren war; ein Gatte, der sie beschützt und verteidigt haben würde, ein Haus, das ihr gehört hätte, eine ruhige, geachtete Häuslichkeit, Unabhängigkeit in allen Lagen des Lebens . . . Gestern noch gefangen, wäre sie heute mit einem Mal frei geworden, — frei und geliebt.

Sie hatte wohl Ursache, ihren schönen Traum zu beweinen. Die Wirklichkeit mußte für sie von Tag zu Tag immer rauher und immer leidensreicher werden.

Endlich versank sie, durch das Schaukeln des Wagens eingekullt, in einen Halbschlaf. Eine kleine Weile hörte sie

noch das Schellengeläute der Postpferde; dann drang das Pfeifen des Postillons, der seine Pferde antrieb, kaum noch an ihr Ohr, und endlich versank sie in einen alles versöhnenden Schlaf.

Raum fing es an zu dämmern, als die Wagen vor einem großen steinernen Stationsgebäude stehen blieben, wo der Morgentaffee und Thee die Gesellschaft erwartete. Ganz so wie im Herrschaftshause, fanden sie auch hier dieselben warmen Brötchen und frischgeschlagene Butter; ein Backofen befand sich gleichfalls im Reservewagen und das Brot wurde unterwegs gebacken.

Die Gräfin war in ziemlich schlechter Laune; die Stöße ihres Sohnes hatten sie, während er träumte, die ganze Nacht hindurch belästigt, und ihr Schlaf war dadurch gründlich gestört worden. Sie übergab Dmitrij daher auch seinem Erzieher wieder, und fügte die pädagogische Bemerkung hinzu: „Herr Wachtel, Sie werden des Knaben Schlaf übermachen müssen. Er ist viel zu unruhig; Sie thun gut, wenn er sich zu sehr herumwirft, ihn aufzuwecken und zu schelten. Man kann den Kindern frühzeitig schon ein ruhiges Schlafen angewöhnen, wenn man es nur richtig angreift.“

Der Lehrer verbeugte sich respektvoll.

„Also des Nachts aufstehen, um den Jungen zu wecken. Ich bin froh, wenn er schläft und mich in Ruhe läßt,“ dachte er.

„Ihre Befehle sollen befolgt werden, Frau Gräfin,“ sagte er laut. „Ich wartete nur auf Ihre Genehmigung.“

Dmitrij war wütend und streckte ihm hinter dem Rücken die Zunge heraus, so weit er konnte. Die Gräfin bemerkte es wohl, aber es paßte nicht in ihr System, Beleidigungen, die andern galten, besonders wenn sie von ihrem verwöhnten Kinde herrührten, zu beachten.

Ja, hätte sie Gelegenheit gefunden, eine nützliche moralische Lehre damit zu verbinden, das wäre etwas anderes gewesen. Aber der vorliegende Fall eignete sich nicht dazu. Sie ließ also den Knaben ent schlüpfen und begnügte sich damit, den drei Erziehern halblaut zu sagen:

„Gewisse Sachen muß man unbedingt durchsetzen, andere dagegen soll man so lange übersehen, bis das, was man erstrebte, erreicht worden ist, und dann kann man seine Sorge jenen eigenwilligen Fehlern widmen, die man bis dahin geduldet hatte.“

Die drei Zuhörer dieser kleinen Rede machten gleichzeitig ihre Verbeugung.

„Zina,“ fuhr die Gräfin fort, „geh’ zu den Damen in den großen Wagen; ich werde jetzt deine Cousine zu mir nehmen.“

Der angekündigte Wechsel wurde stillschweigend bewerkstelligt und die Karawane setzte ihren Weg fort.

---

## XI.

### Die Gräfin erklärt ihrer Nichte die Bedeutung der Ehe.

Die Sonne war zwar aufgegangen, stand aber noch sehr niedrig über dem Horizont und ihre Strahlen fuhren wie Lanzenspitzen zwischen den Vorhängen des Wagens hindurch. Die Gräfin ließ das Fenster an der Seite wo ihre Nichte saß herab, um, ohne die Gefahr sich zu erkälten, frische, reine Luft zu genießen; sie hüllte sich bequem in ihre Pelze, legte die Füße auf die Vorderbank — die Kammerfrau hatte sich anderswo placiert; — und überlegte die Rede, die sie ihrer Nichte halten wollte.

Diese, wie an der Mittagstafel steif daisend, erwartete mit gesenkten Augen die Dinge, die da kommen würden. Was es auch sein mochte, sie wollte kaltblütig bleiben. Den Ausruf, der ihr gestern abend entschlüpft war, hatte sie schmerzlich bereut; ihre Seele war für den Kampf zwar nicht genug gestählt sie besaß aber die Widerstandskraft des härtesten Marmors.

„Dein Betragen war gut, Wassilissa,“ begann die Gräfin.

Diese, durch das unerwartete Lob betroffen, blickte auf. Die Fortsetzung des Satzes aber machte ihrer Ueberraschung ein Ende.

„Indem du von dem, was vorgestern passierte, deiner Cousine nichts sagtest,“ fuhr die Gräfin fort.

Wassilissa neigte den Kopf, erhob ihn dann wieder und blickte starr auf den Muff, in welchem ihre nervös zitternden Finger mit den Ringen spielten. Für die erste Lüge Zinas gelobt zu werden, kam ihr sehr hart an. Aber von Zurückweichen konnte keine Rede sein.

„Du siehst, liebes Kind,“ fuhr die Gräfin fort, die möglichst bequem, von weichen Kissen umgeben, dasaß, „wir leben in einer erbärmlichen Welt; du bist allerdings noch sehr jung

für den Eintritt in dieselbe, und ich würde diesen Zeitpunkt gern noch länger hinausgeschoben haben; aber er ist ohne mein Zuthun herangerückt; ich muß dich also auf das, was dich erwartet, vorbereiten. Der Fürst Schürow kam zu mir mit der Absicht, um deine Hand anzuhalten; ich hatte gegen diese Heirat keine Einwendung; die Erziehung, die ich dir gab . . .“

Bei diesen Worten zog sie die fein behandschuhte schöne Hand aus dem Muff, und die Rechte küßte dieselbe gewohnheitsgemäß, wie es bei ähnlichen Phrasen gebräuchlich war. Dann schlüpfte die Hand wieder in den Muff.

„Deine Erziehung würde keinen Gesellschaftskreis verunzieren,“ fuhr die Gräfin fort; „dessenungeachtet aber bist du nicht für jene hohe Stellung geschaffen, zu welcher der Fürst dich erheben wollte. Ich weiß nicht, was in ihm von dem Augenblick an, als ich dich rief, bis zu dem, als ich zurückkehrte, vorgegangen sein mag; aber es scheint mir klar zu sein, daß du den Fürsten irgendwie verletzt haben mußt und er, zartfühlend und empfindlich, wird deshalb seine Absicht aufgegeben haben.“

Wassilissa wandte sich ein wenig um, die niedergeschlagenen Augen des jungen Mädchens erhoben sich aber nicht, nur ihre Lippen öffneten sich ein wenig und die Wangen erbleichten.

„Da wir einmal davon sprechen,“ sagte die Gräfin, deren innere Ruhe etwas erschüttert worden war, „so erzähle mir doch, was zwischen euch vorgefallen; denn ich muß gestehen, diese Geschichte ist mir ganz unverständlich.“

Erst jetzt schlug Wassilissa die Augen auf und die Gräfin las einen so fremdartigen, ungewohnten Ausdruck darin, daß sie sich plötzlich, wie zu einem Kampf gewappnet, aufrichtete.

„Der Fürst fragte mich, ob es mir leid thäte, nach Petersburg zurückzukehren.“

„Was antwortetest du?“

„Daß ich mit meiner Cousine mich überall wohl befände.“

„Und dann?“

„Dann fragte er mich, ob ich unter den Besuchern niemand bedauernd vermissen würde.“

„Und du?“

„Ich antwortete, daß ich keine Freunde in der Nachbarschaft hätte, und daß meine Cousine mir genüge.“

„Weiter!“

„Dann fragte der Fürst, ob ich Zina sehr lieb hätte und mich wohl entschließen könnte, mich von ihr zu trennen.“

Ich antwortete, daß ich sie sehr lieb hätte . . ." Hier erinnerte sich Waffilissa sehr zur rechten Zeit, daß sie die Gräfin, ihre Wohltäterin, mehr wie alles in der Welt lieben mußte . . . „und daß ich vor Kummer sterben würde, wenn ich ihre Gesellschaft entbehren müßte."

„Und dann?"

„Dann sagte mir der Fürst, daß Sie beschäftigt seien, und daß er nicht länger dableiben wolle. Ich machte ihm den Vorschlag, den Thee mit uns zu trinken, doch er schlug es mir ab und fuhr gleich fort."

„Ist das alles?"

Das junge Mädchen blickte ihre Tante mit dem gleichen Ausdruck wie vorhin an, senkte dann die Augen und antwortete ruhig:

„Ja, Tante."

Die Gräfin schwieg. In den Antworten ihrer Nichte hatte sie nichts entdeckt, was dem Fürsten als unpassend hätte erscheinen können; nichts davon konnte in stande gewesen sein, die Leidenschaft, von der er eben erst mit Waffilissas Wohltäterin gesprochen, zu verlöschen oder auch nur abzuschwächen. Es war also nur der Mangel an Ermutigung, der seine, zum Sprechen bereiten Lippen, verschlossen hatte. Da aber die Waise seine Absicht nicht gekannt, so war ihr Betragen völlig schidlich und tabellos. Der Fehler war also auf der Seite ihrer Tante, welche es unterlassen hatte, sie vorzubereiten.

Dieser unangenehme Gedanke machte auf die Gräfin nur einen flüchtigen Eindruck, wie ihn eine Fledermaus hervorbringt, welche in der Dämmerung am Fenster vorbeihuscht; ihr Geist ergriff mit unglaublicher Gewandtheit den schwachen Punkt in Waffilissas Geständnis.

„Du siehst also, liebes Kind," sprach sie, „was es für Folgen hat, romantische Ideen im Kopfe zu hegen und sie auf unpassende Weise zu äußern."

Lissa preßte die Lippen aufeinander, ohne etwas zu erwidern.

„Nur die lächerliche Art und Weise, wie du eine überschwengliche Freundschaft für deine Cousine ausdrücktest, ist schuld, daß dir ungehoffter Rang und Reichthum entgangen sind. Ein unzeitiger Enthusiasmus, die alberne Idee, lieber zu sterben, als deine Cousine zu verlassen, kühlten die wohlwollenden Gesinnungen unsers Freundes und Nachbarn, die er für dich hegte, ab. Er wird sich gesagt haben, daß du,

von einer an und für sich ganz gewöhnlichen Sache, der Zuneigung zweier zusammengezogenen jungen Mädchen, mit viel zu großem Feuereifer redest. Diese Glut und diese Uebertreibung mißfielen ihm bei einem jungen Mädchen, das er zu einer hohen Stellung zu erheben beabsichtigte, und es ist bloß deinem Mangel an dem, was sich schickt, zuzuschreiben, daß er schwieg. Wir müssen hier die Hand Gottes erkennen und verehren, welche sich zuweilen anscheinend geringer Anlässe bedient, um ihre Absichten zu vollbringen."

Die Gräfin war innerlich froh und verehrte deshalb die göttliche Hand, welche diese unglückselige Heirat verhindert hatte.

Lissa antwortete nicht. Es grollte in ihrem Herzen und sie fürchtete, die Tragweite des ersten Wortes, das ihren Lippen entschlüpfen würde, nicht berechnen zu können.

Glücklicherweise fuhr die Gräfin gleich fort:

"Da die Zeit gekommen ist, mein Kind, wo man mit dir über die Ehe sprechen kann, so will ich dir dasjenige sagen, was jede Mutter ihren Kindern beim Eintritt in die Welt sagen muß."

Bei dem Worte „Mutter“ kam, gewohnheitsgemäß, die Hand aus dem Muff zum Vorschein; aber die Waise hatte mit ihren niederge schlagenen Augen einen solchen nachdenklichen Ausdruck, daß die Gräfin, nachdem sie ihre Haare zurechtgestrichen, die Hand wieder versteckte.

"Die Ehe," fuhr die Gräfin fort, „ist eine göttliche Einrichtung seit der Erschaffung der Welt. Das Weib soll Vater und Mutter verlassen, um dem Manne anzuhängen und sie sollen ein Fleisch sein," spricht die heilige Schrift. Der Eintritt in die Ehe ist also das wichtigste Ereignis im Leben der Frau. Durch die Ehe erhält sie das Recht, allein auszugehen, in ihrem eigenen Namen zu sprechen, Sammet und Diamanten zu tragen — wenn ihr Vermögen es erlaubt, — mit einem Worte, sie darf alles das thun, was Gesetz und Wohlstandigkeit gestatten und was einem jungen Mädchen untersagt ist. Aber sie nimmt auch Verpflichtungen auf sich, und die erste derselben ist, ihren Mann zu lieben und ihm zu gehorchen."

Die Gräfin mußte Atem holen.

"Seinen Mann zu lieben und ihm zu gehorchen?" wiederholte Lissa.

"Ja, mein Kind, das ist die erste ihrer Pflichten. Eine Frau, die eine Ehe eingeht, schwört vor Gott, ihren Mann zu lieben, ihm treu zu sein und ihm zu gehorchen. Es ist



dies der feierlichste Schwur und man darf ihn nicht bloß mit den Lippen aussprechen, sondern er muß auch aus dem Herzen kommen und muß durch eine lebenslängliche Treue geheiligt werden."

Die Gräfin sprach diese Worte mit einer so tiefen Ueberzeugung, daß Lissas Herz ganz weich wurde und ihre Augen einen minder starren Ausdruck annahmen.

"Vergiß also nie, mein Kind, daß du deinen Mann mehr als dich selbst lieben sollst, daß du sein Glück dem deinigen, sein Vergnügen dem deinigen, seine Freunde den deinigen voranstellen mußt. 'Mein Joch ist ein Joch der Liebe,' spricht der Herr!"

"Ich werde es nicht vergessen," sprach Lissa mit fester Stimme.

Die Gräfin blickte sie ein wenig erstaunt an. Sie wunderte sich, daß jemand das Bedürfnis haben könne, Ueberzeugungen zu bestätigen, die sie ausgesprochen hatte. Indes, darin lag ja nichts besonders Schlimmes; sie fuhr also fort:

"Aber um in der Ehe glücklich zu sein, muß die Heirat standesgemäß sein, und deshalb erkenne ich in der Unklugheit deiner Worte, die den Fürsten Schürow dir entfremdeten, den Finger Gottes. Du bist aus einer adeligen Familie, meine Nichte; dein Vater hat ehrenvoll gedient und ist an den Folgen seiner Wunden gestorben; aber er war ein einfacher Oberst, und deine Mutter gehört nur dem kleinen Provinzadel an."

"Mein Vater starb für sein Land!" sagte Wassilissa, ihr Haupt erhebend.

Die Thränen wollten ihre Stimme ersticken, nur durch eine gewaltsame Anstrengung kämpfte sie dieselben nieder. Ihre trocknen gewordenen Augen schmerzten heftig, sie mußte sie mit der Hand schützen.

"Ich billige deine Gefühle, mein Kind," sagte die Gräfin sanft.

Sie beugte sich auf ihre Nichte herab und küßte ihre Stirn zärtlicher, als es seit langer Zeit geschehen war.

Diese Liebkosung machte das volle Herz des armen Kindes überströmen, sie brach in ein Schluchzen aus, unterdrückte dasselbe aber sofort, da die Gräfin unnötige Aufregungen haßte; ob dieselben nötig seien oder nicht, bestimmte sie natürlich allein.

"Ich hoffe, daß wir, der Graf und ich, dir den Vater

ersetzt haben, so gut wir nur konnten, und daß wir ruhig vor unserem Schöpfer am Tage des Gerichts erscheinen können, um Rechenschaft abzulegen von dem ‚Pfund‘, das uns anvertraut gewesen,“ fuhr die Gräfin fort, indem sie Worte einer biblischen Parabel anführte. Sie liebte es, die heilige Schrift zu citieren. — „Aber welches auch die Verdienste deines Vaters gewesen sein mögen, es ist deshalb doch nicht minder gewiß, daß du in einem weit höheren Kreise erzogen worden bist, als derjenige ist, den du durch Heirat zu erlangen hoffen darfst.“

„Weshalb, Tante?“

Wassilissa legte in diese Worte alle die Naivetät, welche ihr das bißchen Arglist, das sie besaß, eingab.

„Weil . . .“

Die Gräfin wurde verlegen und zögerte. Weshalb denn, in der That? Sie beschloß, den Knoten zu durchhauen.

„Weil du kein Vermögen besitzest,“ sagte sie, „und weil der Mann, wenn er heiratet, ein Äquivalent für das, was er mitbringt, haben muß; also Rang, Stand oder Vermögen. Du gehörst nicht zum hohen Adel, du besitzt kein Vermögen, du wirst also einen Mann heiraten, der zu dir paßt. Wir werden uns übrigens bemühen, dir einen solchen zu verschaffen, der ein wenig reicher ist, als du selbst. Ich gebe dir als Mitgift ein Kapital von 10000 Rubel, von denen du die Zinsen bis zu deinem einundzwanzigsten Jahre beziehst; außerdem erhältst du eine Aussteuer im Werte von 5000 Rubel: Wäsche, Kleidungsstücke, Silber- und Hausgerät . . . und du dankst mir nicht?“

Die Gräfin legte in diese Frage einen solchen hochmütigen Ton, daß Wassilissa wohl die Beleidigung, nicht aber die Wohlthat empfand.

„Ich danke Ihnen, Tante,“ sagte sie in einem fast ebenso hochmütigen Tone. Dabei beugte sie sich auf den Handschuh der Tante herab und saß dann wieder aufgerichtet da.

Die Gräfin drückte ihr einen Kuß auf den Sammet der Pelzmütze; sie fühlte, daß man ihr Trotz biete, konnte aber nichts dagegen thun. Sie fuhr deshalb fort:

„Ich werde diesen Winter Gesellschaften geben. Am ersten Donnerstag im Dezember wird bei mir ein Ball stattfinden und ich werde dich den Gästen vorstellen. Bis zum künftigen Frühjahr wirst du verheiratet sein und im nächsten Winter werde ich Zina in die Gesellschaft einführen.“

„Bis dahin muß ich verheiratet sein?“ sagte Wassilissa in gleichgültigem Tone.

„Ganz natürlich!“ antwortete ihre Tante mißgestimmt.

„Die Männer, welche ich um deinetwillen diesen Winter einlade, werden, mit wenigen unvermeidlichen Ausnahmen, nicht die gleichen sein, wie die, welche auf meine Tochter Anspruch machen dürfen.“

Der Becher war übergiebig. Wassilissa hatte während eines Momentes das Gefühl, als ob sie aus der Wagenthür, durch welche ihr die eiskalte Winterluft entgegen blies, hinausstürzen müßte; . . . bald aber besam sie sich; der Gedanke an ihre Cousine hielt sie zurück.

„Zina würde untröstlich sein,“ dachte sie.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Tante,“ sagte sie mit großer Anstrengung zur Gräfin, „ich werde mich bemühen, sie zu verdienen.“

Die Gräfin war befriedigt, . . . noch lange sprach sie von den Pflichten, welche einer verheirateten Frau, der Gesellschaft gegenüber, obliegen. Die Nichte hörte nicht darauf.

„Sie ist Zinas Mutter, meine Wohlthäterin,“ sagte sie sich beständig, um sich zu beruhigen.

Endlich erreichten sie die Poststation und die Gräfin, welche sich für ihre durch die Fußtritte des Sohnes verdorbene Nachtruhe entschädigen wollte, schickte das junge Mädchen fort.

Da man nicht recht wußte, wie alle im großen Reisewagen Platz finden sollten, verfiel Zinaide auf den Gedanken, mit Wassilissa den hintern Dienersitz einzunehmen. Sie schickte die darin Befindlichen in einen andern Wagen und stieg mit ihrer Cousine frohlockend ein. Hier konnten sie ungestört plaudern.

„Wenn nur Mama nichts davon merkt,“ sagte sie; „ich hoffe aber, sie wird schlafen . . . Uebrigens, sollte sie schelten, so nehme ich alle Schuld auf mich.“

Diesmal schlief Mama wirklich und bemerkte nichts.

---

## XII.

### Die Ruhe wird gestört.

Die Reise dauerte fünf Tage lang ohne Aufenthalt, außer während der Mahlzeiten und einiger Ruhestunden des Nachts.

Es wäre natürlich viel einfacher gewesen, auch der Kosten

wegen, die Moskauer Eisenbahn zu benutzen, aber die Gräfin verabscheute die Eisenbahnen.

„Sie sind so gemein!“ sagte sie, „man trifft da mit allerlei Volk zusammen!“

Vergebens stellte man ihr vor, daß sie einen besonderen Waggon, ganz für sich allein, nehmen, daß sie sich darin ihr Essen bringen lassen, ihr Bett aufschlagen könne . . . der Graf hatte sogar versprochen, ihr einen eigens nur für sie gebauten Waggon zu besorgen, den sie zweimal jährlich, bei der Hin- und Rückreise, benutzen könne; sie wollte nichts davon hören.

„Es würde doch immer die gleiche Lokomotive sein,“ sagte sie; „und dann, könnte ich es etwa diesem Volke verbieten, sich auf den Plattformen herumzutreiben?“

„Was das anbelangt,“ sagte der Graf lachend, „so muß ich allerdings gestehen . . . Sie könnten sich aber einen Extrazug geben lassen, da würde die Lokomotive doch ausschließlich nur für Sie geheizt. Was meinen Sie dazu?“

„Die Schienen sind für jedermann!“ antwortete die Gräfin.

Die Chaussee, auf welcher ihr sechsspänniger Wagen dahinrollte, war zwar auch für jedermann; wenn aber der Kaufmann das Schellengeläute der langen Wagenreife von weitem vernahm, lenkte er seinen Tarantass zur Seite und der Bauer rückte mit seinem Karren bis in den Chausseegraben hinein. Die Wagen flogen dann mit Windeseile in der Mitte des Weges dahin und bedeckten das von solcher Pracht geblendete Volk, je nach der Jahreszeit, mit Staub oder Schmutz.

So viel ist sicher, der Gräfin fehlte der Sinn für Demokratismus gänzlich. Dieselbe Frau aber, welche das Volksgewimmel verabscheute, beherbergte in ihrem Petersburger Hause ein ganzes Asyl voll armer Frauen, die bei ihr ein Schlaraffenleben führten und deren Mißgeschick ihr bisweilen im höchsten Grade lächerlich schien.

Was sie aber nicht ausstehen konnte, das war das unabhängige Volk; das Volk, in dessen Augen sie nichts war; diese Menschen, die sie nicht grüßten, die zuweilen sogar zornig und verachtungsvoll ein Pfui! riefen, wenn ihr galonierter Lakai einem zerstreuten oder widerspenstigen Bauern die Schulter berührte, um ihr Platz zu verschaffen.

Dieses Volk verabscheute und verachtete sie; dagegen aber fanden die Bauern auf ihren Gütern, welche die Köpfe entblößten und sich tief vor ihr verneigten, sie immer großmütig

und barmherzig, jederzeit bereit, eine Schuld zu erlassen oder sonstige Konzessionen zu machen.

Was sie mehr als alles andere begehrte, ohne sich dessen jedoch im geringsten bewußt zu sein, war, unterthänigst verehrt zu werden; um diesen Preis waren ihr kein Opfer, keine Entbehrungen zu beschwerlich.

Die stolze und despotische Frau trug jeden Mittwoch und Freitag während der Fasten — und die Fastenzeit in Rußland dauert lange —, ohne daß jemand, außer ihre Kammerfrau, darum wußte, ein grobes Hemd aus ungebleichtem Hanfgarn, das ihre zarte Haut, die an Batist gewöhnt war, wund rieb. Es geschah dies, um das Fleisch zu töten. Während der letzten drei Tage der Karwoche fastete sie, und unter dem Vorwand, daß sie Fastenspeisen nicht essen könne, nährte sie sich während dieser Zeit von einem kleinen Stückchen Brot und einer Tasse Thee täglich; — und diese Kasteiungen betrieb sie ausschließlich aus Liebe zur Buße und um des Glaubens willen, denn sie hütete sich, davon zu sprechen.

Darauf beschränkten sich aber auch ihre religiösen Pflichten. Die Barmherzigkeit erfüllte ihr Leben und ihr Haus; der Glaube gebot ihr, sich wie eine Nonne zu kasteien und der Kirche immense Summen zu opfern; sie hatte das Gelübde gethan, nie ein Almosen zu verweigern, dabei aber war ihr Herz hart wie Stein und ihr Stolz war maßlos. Von der Kaiserin ließ sie sich immer zweimal einladen, ehe sie sich entschloß, ihr einen Besuch zu machen. Unter dem Vorwande von Krankheit lehnte sie regelmäßig das erstemal diese Ehre ab, — um ihren Hochmut zu ertöten, sprach sie. In Wirklichkeit aber geschah es deshalb, damit erst nach dem ihrigen der allerhöchste Wille zur Geltung käme. Sie wäre übrigens höchlichst überrascht gewesen, wenn man ihr das vorgehalten hätte.

So war die Frau beschaffen, mit der Lissa zu kämpfen unternommen hatte. Hätte das arme Kind sie gekannt, so würde sie es vorgezogen haben, lieber den Schleier zu nehmen, als einen so ungleichen Kampf zu wagen. Aber sie konnte sich keine Rechenschaft geben von dem, was sie that. Der erste Zusammenstoß ließ auch nicht lange auf sich warten.

Die Haupt Sorge der Gräfin nach ihrer Ankunft war die Reorganisation eines Asyls für alte Frauen, welches sie in einem abgeordneten Flügel ihres Hofes unterhielt. Eine ihr empfohlene Dame, bei der ihr Scharfblick eine spezielle

Begabung für geschäftliche Angelegenheiten entdeckt hatte, wurde beauftragt, ein Reglement zu entwerfen, und dieses Reglement lag drei Tage lang auf dem Schreibtisch der Gräfin.

Die gnädige Frau durchlas es mindestens dreimal täglich, corrigierte daran, fügte einiges hinzu, strich anderes aus und verschärfte noch die strengen Regeln dieser wohlthätigen Anstalt. Nachdem das Reglement durchgesehen, corrigiert und rein abgeschrieben war, wurde es im großen Saal, der als Versammlungsort der alten Frauen diente, unter Glas und Rahmen aufgehängt; — schade nur, daß sich unter diesen Frauen nie eine fand, die lesen konnte.

„Die Bewohner dieses Asyls — so lautete das Reglement — dürfen nicht vor sieben Uhr morgens ausgehen, noch dürfen sie nach sechs Uhr abends heimkehren.“

„Täglich finden gemeinsame Andachtsübungen statt und alle sind verpflichtet, dem Gottesdienst beizuwohnen.“

„Streit und Zank sind strengstens verboten und werden durch Ausschließung bestraft.“

„Den im Asyl aufgenommenen Personen ist es untersagt, Nahrungsmittel, außer Thee und Weißbrot, mitzubringen, dagegen aber dürfen sie solche Nahrungsmittel, die ihnen die Barmherzigkeit anderer geschenkt, für sich kochen lassen.“ (Kritiker würden in diesem Artikel einen kleinen Widerspruch entdecken; aber welches Ding auf unserer miserablen Erde ist wohl fehlerlos? Die Sonne sogar hat ihre Flecken.)

Nach einer langen Reihe weiterer Artikel, welche unter andern auch den Gebrauch spirituöser Getränke untersagten, kam der letzte Paragraph, welcher folgendermaßen lautete:

„Unter keinen Umständen darf sich jemand länger als acht Tage im Asyl aufhalten, es sei denn, er habe eine specielle Erlaubnis Ihrer Erlaucht der Frau Gräfin.“

Dieses Reglement hatte der kleine Dmitrij auswendig gelernt, und wenn er seine Lektion hersagte, so brachte er zuweilen einen Artikel desselben mitten in die Geschichte Griechenlands oder in die deutschen Zeitwörter hinein. Herr Wachtel, der sehr gutmütig war, konnte nur mit Mühe das Lachen unterdrücken, und begnügte sich damit, ihm derartige Allostria zu verbieten, aber diese Nachsicht hätte einst fast ein Unglück hervorgerufen.

Der Ausgehetag des deutschen Lehrers war just auf den ersten Sonntag nach Ankunft der Familie gefallen. Auch Miß Junior, als erste Gouvernante, hatte den ersten Sonn-

tag frei und hütete sich wohl, es zu vergessen; Mlle. Bochet war also die einzige, welche für beide Mädchen sowohl, wie auch für den kleinen Grafen die Verantwortlichkeit hatte.

Der Nachmittag ging ohne Unfall vorüber. Die Fräulein lasen in ihrem Zimmer einen englischen Roman und Dmitrij war beschäftigt, auf dem großen Schultische Patience zu legen, als sich plötzlich auf dem Hofe ein sonderbares Geschrei erhob; man hätte glauben können, es sei ein Gefoller von Putern und ein Gefreisch von Hühnern.

Die Gräfin saß in ihrem Boudoir, alle innern Thüren waren, wie gewöhnlich, offen.

Zerstreut erhob sie ihren Kopf; der Lärm verstummte. Sie nahm ihre Lektüre wieder auf, aber eine Minute später ging das Gefreisch, noch ärger als vorher, von neuem wieder los.

Lissa und Zina sahen sich lachend an. Dmitrij, der mit den Karten sehr beschäftigt schien, biß sich vor Eifer in die Lippen.

„Was kann das bedeuten?“ brummte Mlle. Bochet und legte ihr Buch fort.

Die Glocke der Gräfin ertönte jetzt so laut, daß man den Lärm von draußen einen Augenblick lang nicht mehr vernehmen konnte.

„Geh' und sieh nach, was da los ist,“ sagte die Gräfin mit scharfer Stimme, — „ich will sofort wissen, was das zu bedeuten hat.“

„Gewonnen!“ rief Dmitrij lustig und warf seine Karten zusammen, dann sprang er auf den Schultisch und lief auf den Händen darauf herum.

„Willst du wohl herunter!“ rief Zina lachend. „Du wirst Schelte bekommen.“

Dmitrij sprang herunter, setzte sich in einen großen Lehnstuhl und fing an, mit Händen und Füßen zu baumeln; ein Ausdruck von Glückseligkeit verklärte sein kindliches Gesicht, und triumphierende Schelmerei blitzte wie ein Feuerwerk aus seinen schwarzen Augen.

„Du hast irgend eine Dummheit begangen,“ sprach Zina leise.

Mlle. Bochet sah unruhig den jungen Grafen an, dieser aber strampelte mit Händen und Füßen auf dem Lehnstuhl herum und sah sehr zufrieden aus, nahm aber plötzlich wieder ein ernstes Aussehen an.

In der Thür des Salons erschien der Haushofmeister

mit bestürzter Miene. Das ganze Dienstpersonal stand unter seiner Aufficht. Das Gefreisch hatte aufgehört.

„Was bedeutet dieser Lärm?“ fragte die Gräfin mit scharfer Stimme. „Das ist unerhört! Seit Menschengedenken ist ein solcher Skandal noch nicht dagewesen. Nun?“

„Es sind die alten Frauen, Erlaucht,“ begann er.

„Das habe ich wohl gehört! Um mir diese Neuigkeit mitzuteilen, hättest du dich nicht zu bemühen gebraucht. Ich frage, was es dort gibt?“

„Erlaucht! Es ist da etwas Außerordentliches passiert . . . Als sie eben Thee machen wollten, — es ist heute Sonntag, Erlaucht! . . .“

„Das weiß ich! Weiter!“

„Also . . . sie wollten den Samowar aufstellen, und da . . .“

„So sprich doch!“ schrie die Gräfin, außer sich.

„Da kam nicht Wasser herausgelaufen, Erlaucht, sondern Tinte.“

Ein tolles Gelächter ergriff die beiden Mädchen. Dmitrij rutschte vom Stuhl herunter und rollte sich auf dem Teppich herum; in den Mund hatte er sein Taschentuch gesteckt, um einen Lachanfall zu unterdrücken. Sogar Mlle. Bochet, indem sie einen Blick des Vorwurfs auf Dmitrij warf, konnte sich nicht enthalten, mitzulachen.

„Wer hat sich eine solche unanständige Posse erlaubt?“ fragte die Gräfin, welche keine Lust zum Lachen verspürte.

Der Blick des Haushofmeisters glitt durch die offene Thür nach Dmitrij hin, den die Gräfin nicht sehen konnte. Dieser war gerade damit beschäftigt, die Arabesken des Teppichs mit einer großen Nadel zu verfolgen.

„Aber damit ist noch nicht jenes Geschrei und Gezänk erklärt . . .“ fuhr die Wohlthäterin der Armen fort.

„Als die Frauen ihre Säcke hervorholten, Erlaucht, in denen sie ihre Almosen sammeln, da fand es sich, daß die eine, welche Fleisch bekommen hatte, Brot vorfand und die, welche Nüsse erhalten, fand Äpfel; — da liefen sie auf den Hof und schrien, das sei Teufelspuk. Daher der Lärm, Erlaucht.“

„Sage ihnen, daß sie alte Märrinnen seien,“ sagte die Gräfin unwirsch.

„Wie Erlaucht befehlen,“ antwortete der Haushofmeister und verbeugte sich.

„Derjenige, welcher sich eine solche Ungezogenheit erlaubte,



verläßt sofort meinen Dienst!" fügte die Gräfin hinzu. „Hast du auf jemand Verdacht?"

Der Haushofmeister fand hier eine ausgezeichnete Gelegenheit, sich einen kürzlich in Dienst genommenen Küchenjungen, der, mit den Gewohnheiten des Hauses unbekannt, ihm nicht die gebührende Unterwürfigkeit bezeugte, vom Halse zu schaffen.

„Es könnte wohl Wassilij sein.“

„Was für ein Wassilij?"

„Das ist ein kleiner Junge, Erlaucht, der zum Kasserolenwaschen in der Küche angestellt ist. Er ist unreinlich, boshaft und ungezogen; ihm sind solche Streiche wohl zuzutrauen.“

„Gut, man jage ihn davon!" sagte die Gräfin. „Geh! und daß solche Szenen nicht wieder vorkommen!"

Die beiden Mädchen blickten sich mitleidsvoll an, der arme Wassilij war ein prächtiger Junge, ein wenig ungehobelt zwar, aber dienstfertig und artig.

Dmitrij war ganz blaß geworden.

„Wie Erlaucht befehlen!" sagte der Haushofmeister und wollte sich eben zurückziehen.

Da sprang Dmitrij auf und stellte sich ihm in den Weg.

„Was willst du hier?" fragte die Gräfin erstaunt und über seinen Vorwitz entrüstet.

Anstatt seiner Mutter zu antworten, rief er:

„Weshalb lügst du?" (Jener blinzelte ihm mit den Augen zu, um ihn zum Schweigen zu veranlassen.) „Du weißt sehr gut, daß ich es war, der heute früh das Tintenfaß in den Samowar der alten Hexen ausleerte und der den Trödelkram in ihren Bettelstaschen vertauschte.“

„Dmitrij, was sind das für Ausdrücke, was ist das für eine Aufführung!" rief die Gräfin zorn erfüllt.

Sie verstummte, da sie keine Worte mehr fand, um ihre tiefe Entrüstung auszudrücken.

„Ja, Mama," sprach der Knabe, durch die Verachtung, die sich in ihm regte, zur Großmut angeregt, und den Bedienten von oben herab messend, — „ich habe es gethan und er weiß es sehr gut, daß ich es war, da ich ihm im Vorzimmer der alten Frauen begegnete. Pfui, über diese Gemeinheit! den Kleinen, der nichts verbrochen hat, wegzujagen, ihn, der keinen andern Fehler hat, als daß er dich mit du, anstatt mit Sie, wie man zu Edelleuten spricht, anredet. Auf dem Dorfe redet man auch die Hunde mit ‚Sie‘ an, wenn es die Hunde von

Edelleuten sind! . . . Du bist ein erbärmlicher Nicht! . . . Mama," sagte er dann, sich zur Mutter wendend, „strafen Sie mich!"

„Hinaus!" sagte die Gräfin zum Haushofmeister. Dieser gehorchte.

Sie blickte ihren Sohn eine Sekunde lang an, dann reichte sie ihm den Rücken ihrer Hand zum Kuß. Sie brannte vor Begier, ihn an ihr Herz zu drücken, aber das wäre eine Verleugnung der Principien ihres ganzen Lebens gewesen.

Dmitrij küßte die Hand seiner Mutter zärtlich und ging erhobenen Hauptes in das Zimmer der jungen Mädchen zurück. Dort wurde er von allen drei Anwesenden durch Liebkosungen fast erdrückt. Mlle. Bochet nannte ihn acht Tage lang Bayard.

Wer den Verweis bekam, war Herr Wachtel, weil er seinen Zögling nicht verhindert hatte, diesen Streich zu verüben.

„Aber, Frau Gräfin," sagte der Lehrer, „es war mein Ausgetag! Ich bin nicht verantwortlich."

„Ich bitte um Vergebung, mein Herr, seit Sie ihn Mlle. Bochet übergaben, ist er nicht mehr heruntergekommen. Es geschah also, während er sich noch bei Ihnen, im Parterre befand. Diese Nachlässigkeit in der Ueberwachung ist eine sehr ernste Sache, Herr Wachtel, eine sehr ernste. Noch ein solcher Fehler und Sie haben mein Vertrauen verloren. Erinnern Sie sich dessen und bedenken Sie die Folgen."

„Solch' eine Bedantin!" brummte der Erzieher, als er allein war.

Aber er schrieb es sich hinter die Ohren.

---

### XIII.

#### Der erste Ball.

Am ersten Donnerstag im Dezember gab also die Gräfin Rumjassin einen Ball. Es war eigentlich nicht das, was man in der vornehmen Welt einen Ball nennt. Das Orchester bestand aus sechs auserwählten Musikanten, der Saal war mit Blumen hübsch geschmückt, aber an den Möbeln und Vorhängen war keine Veränderung vorgenommen worden; diese großen Aenderungen wurden für das nächste Jahr, für die Einführung Zinas in die Gesellschaft, aufgespart.

„Sehen Sie, liebe Freundin,“ sagte die Gräfin zu einer ihrer Jugendgefährtinnen, „diese kleinen Soirées sind nur ganz gewöhnliche, etikettlose Gesellschaften, etwas der Art wie Kinderbälle. Ich lade, außer einigen jungen Leuten, nur intime Freunde und deren Familien ein. Es handelt sich nur um die Verheiratung meiner Nichte. Im nächsten Jahre wird es ganz anders sein. Unterdessen gewöhnt sich Zina daran, Besuche zu empfangen.“

Die Gräfin konnte es übrigens nicht verhindern, daß an diesen einfachen Gesellschaftsabenden sich nicht auch einige junge Leute aus den besten Familien Petersburgs einfanden; solche, die jüngere Brüder oder Kameraden im Alter von Dmitrij hatten. Der kleine Graf forderte mit vollendeter Grazie große Fräulein von achtzehn Jahren zum Tanze auf, diese ließen es sich lachend gefallen und waren sehr erstaunt, daß sie sich mit diesem kleinen Burschen besser unterhielten, als mit den großen, hübschen Gardeoffizieren.

Unter den glänzendsten dieser letzteren befand sich auch ein junger Rosenoffizier von kaum vierundzwanzig Jahren, ein sehr netter, junger Mann. Er war ein heiterer Gesellschafter, gleich beliebt bei Vorgesetzten und Kameraden.

„Schade, daß er keinen Titel hat,“ sagte die Gräfin zu ihrer Freundin, als sich die Paare im Walzer drehten; — „er ist zwar von gutem Moskauer Adel, aber, es ist nun einmal so, ein Titel gibt einem jungen Mann doch immer Relief, besonders aber einer Frau. Es ist schade, einen andern Fehler müßte ich kaum an ihm.“

„Sie lassen ihn mit Zina tanzen, diesen jungen Mann, der keinen Titel hat?“ sagte die Freundin mit leichtem Spott.

„Zina kann mit jedermann tanzen; es ist dies das einzige Mittel, um junge Mädchen zu lehren, ihre Stellung nicht aus den Augen zu lassen. Und überdies hat dieser junge Mann ein ausgezeichnetes Benehmen.“

„Wirklich?“

„Oh, gewiß! . . . er hat sich im Kaufhaus ausgezeichnet, hat das Georgskreuz. Man ist sehr zufrieden mit ihm.“

„Es hat ganz den Anschein, als ob du deine Augen auf diesen geworfen habest,“ dachte die Freundin.

Sie täuschte sich. Die Gräfin hatte auf niemand ihr Auge geworfen; aber sie fing nun an, eine Auswahl von Anbetern um ihre Tochter zu gruppieren. Alle natürlich konnten nicht Titel haben, man mußte auch einige weniger

vornehme zulassen. Ueberdies erbte Mariztij früher oder später ein großes Vermögen und seine Gegenwart konnte einer Gesellschaft von vornehmen, jungen Leuten nie zur Unehre gereichen.

„Nun, Lissa,“ sagte Zina zu ihrer Cousine und trat zwischen zwei Kontertänzen während einer Pause auf sie zu, „unterhältst du dich gut?“

Wassilissa machte eine energische, bejahende Kopfbewegung. Sie war an diesem Tage glücklich. Die Tante hatte ihr eine reizende, weiße Toilette mit Rüschen, einer Schneewolke vergleichbar, machen lassen. Vor Zina zeichnete sie sich durch einen ganz kleinen Kranz von Moosrosen auf der Stirn aus und ihr Kleid hatte eine kleine Schleppe, — sie feierte wirklich ihren Eintritt in die Gesellschaft. An diesem Abend hatte sie ihre abhängige Stellung, ihre Armut, das Los, das sie erwartete, vergessen. Außerhalb dieser mit Pflanzen geschmückten Wände, an denen kerzenbeladene Armleuchter brannten, sah sie nichts. Heute war sie Königin.

„Ich bin sehr glücklich!“ fuhr Zina fort. „Schade, daß Mama mir nicht auch lange Kleider machen lassen will, ob schon ich sogar größer bin als du . . . Uebrigens, nur ein wenig Geduld, ich komme auch an die Reihe.“

Wassilissa dachte, daß, wenn für ihre Cousine der Zeitpunkt kommen werde, lange Kleider zu tragen, sie selbst einem unbekannten Gatten überantwortet sein würde . . . und weit davon, ihr das Herz zuzuschnüren, verursachte ihr dieser Gedanke ein freudiges Beben. Weshalb sollte der unbekannte Gatte nicht schön, jung, edel sein? Hatte doch Fürst Schürow sie zur Frau begehren wollen! Weshalb sollte sich nicht auch ein anderer, ebenso vornehmer, ebenso reicher, aber jüngerer und schönerer Mann für sie finden?

Sie ging gerade bei einem Spiegel vorbei und erblickte sich darin; so hübsch wie eine kleine Fee sah sie aus. Das Orchester stimmte einen Walzer an . . . Mariztij näherte sich den beiden jungen Mädchen; er zögerte ein wenig . . . Mit Zina hatte er schon getanzt . . . er verneigte sich daher vor Wassilissa, legte den Arm um ihre Taille und entführte sie. Sie war so weiß und leicht wie Schwanenflaum.

Zina sah dem reizenden Paare nach.

„Wie gut er aussieht!“ sagte sie sich; „welche Eleganz und Grazie, und dabei doch so ernst! Solch' ein Mann könnte mir schon gefallen. Aber Mama will einen Titel!“

Ein anderer Kavalier verneigte sich vor ihr; sie ließ sich entführen und während des ganzen Abends fand sie nicht eine freie Minute mehr zum Nachdenken.

Der Tag nach dem Feste ist nicht immer Festtag, sagt ein griesgrämliches Sprichwort. Beide jungen Mädchen sollten es bald erfahren. Am Freitag früh um zehn Uhr ließ die Gräfin, während man ihr die Haare machte, sie zu sich rufen, um ihnen Grundsätze der gesellschaftlichen Weisheit einzuprägen. „Setzt euch,“ sagte sie ihnen.

Die jungen Mädchen gehorchten und saßen steif auf ihren Stühlen da.

„Ihr seid beide, was euer gestriges Betragen betrifft, nicht ganz vorwurfsfrei. Du, Zina, warst zu windig. Du darfst dich nicht während der Tanzpausen immer mit den jungen Herren unterhalten; es genügt, wenn du sie fragst, ob sie schon Damen für die nächste Quadrille engagirt haben. Und du, meine Nichte, du sahst gestern aus, als ob du dich viel zu sehr amüsiertest. Wie kannst du glauben, daß ein ernstester Mann dich zur Lebensgefährtin wählen wird, wenn du immer nur lachst und scherzest? Vergiß nicht, mein Kind, daß du kein Vermögen hast, daß für dich das Leben kein Festtag sein wird, und suche auch in die erlaubten Vergnügen, die ich dir bewillige, den Ernst und die ruhige Würde eines jungen Mädchens, welches seine Stellung nicht aus dem Auge verliert, hineinzutragen.“

In diesem Tone sprach die Gräfin noch lange. Als sie geendet hatte, erhoben sich die beiden Cousinen, küßten ihr die Hand, machten eine Verbeugung und begaben sich in ihr Zimmer. Dort wurden sie von ihren Gouvernanten erwartet. Zina machte aber absichtlich erst noch einen weiten Umweg durch die Salons des ersten Stocks.

„Wenn du dich nicht einmal jetzt amüsieren sollst,“ sagte sie zu ihrer Cousine, „und wenn du einen ganz ernsthaften Mann heiraten sollst, so weiß ich wirklich nicht, wann du dich überhaupt amüsieren wirst! . . . Ich sehe auch gar nicht die Notwendigkeit ein, einen gesetzten Mann zu heiraten. Gestern waren welche hier, die sehr nett und gar nicht übermäßig ernsthaft waren. Hast du Marizkij bemerkt?“

„Ja,“ sagte Wassilissa, „er sieht sehr gut aus.“

„Weißt du,“ fuhr Zina fort, „ich glaube, daß alle diese Wohlthätigkeitsanstalten Mamas Kopf verdreht haben. In allen Dingen sieht sie nur den Ernst. Lassen wir sie reden,

gehören mir — und wenn es ans Heiraten geht, dann nehmen wir keinen andern Mann, als den, der uns gefällt. Einverstanden?“

„Das verspreche ich dir von ganzem Herzen,“ sagte Waffilissa und lächelte matt.

„Du darfst mich nicht verraten. Um stark zu sein, müssen wir einig sein. Dein Wort darauf?“

„Mein Ehrenwort!“

Um die versäumte Zeit einzuholen, fingen die beiden kleinen Rebellen Hand in Hand zu laufen an.

„Wo kommen Sie so atemlos her, Miß Zina?“ fragte die entrüstete Engländerin.

„Von meiner Mutter,“ erwiderte Zina ganz ruhig.

Mademoiselle Bochet merkte, daß man den beiden Mädchen den Text gelesen hatte und war deshalb um so nachsichtiger.

„Sie haben unrecht, Sie haben unrecht!“ sagte ihr Miß Junior am Abend, während der Erholungsstunde. „Diese jungen Mädchen dürfen nicht verwöhnt werden.“

„Ich gebe es zu, dann müssen Sie aber auch mit beiden gleich strenge sein!“ erwiderte die gute Schweizerin, welche nicht nachgeben wollte.

Genardas Gouvernante blickte sich scheel an, das war aber verlorene Mühe; — wenn Mademoiselle Bochet einmal ihre Brille aufgesetzt hatte, dann sah sie nur noch ihre Arbeit.

Die Donnerstage folgten sich und bildeten eine ununterbrochene Reihe von Vergnügungen. Diese kleinen Soiréen der Gräfin wurden von andern Familien erwidert und man lud die beiden jungen Mädchen sogar zu den großen Bällen der Elite des Petersburger Adels ein; aber diese Einladungen wurden erbarmungslos abgelehnt.

„Ich führe meine Tochter jetzt noch nicht in die Gesellschaft ein, es ist schon zu viel, daß man sie bei mir sieht.“

„So bringen Sie uns Ihre Nichte allein,“ sagte man häufig. Man sah Lissa sehr gern, ihr bescheidener Anstand hatte sogar die Herzen einiger guten Seelen aus den höhern Kreisen gewonnen.

„Meine Nichte!“ wiederholte die Gräfin und zuckte die Achseln. „Das ist nicht Ihr Ernst,“ — und sie fing ein anderes Gespräch an.

Eines Tages, als ihre Jugendfreundin, Frau von Suftzow sie zum dritten- oder viertenmal gebeten hatte, Lissa auf den Ball, den sie in der nächsten Woche geben wollte, mit-

zubringen, ließ sie ihre Zurückhaltung fahren und ihre Projekte durchschauen.

„Nein, meine Teure, Lissa wird nicht kommen, denn ich werde kommen.“

„Nun, Sie könnten sie doch mitbringen.“

Die Gräfin machte ein Zeichen der Verneinung.

„Lissa wird nie gleichzeitig mit mir in Gesellschaft gehen. Sie haben wahrscheinlich nicht bemerkt, daß ich sie nie begleite.“

„Nein!“ sagte Frau Suftzow sehr erstaunt.

„Sie wird in Kreise kommen, mit denen ich mich nicht kompromittieren will. Ist ihre Hochzeit vorbei, dann werde ich zwar meiner Rechte erlauben, mich zu besuchen, ich werde auch bei ihrem ersten Kinde Patin sein, wenn die Verhältnisse es gestatten, aber nie wird man mich bei ihr sehen.“

„Aber diese Härte, einem Kinde gegenüber, das Ihnen, wie ich voraussetze, nie eine Unannehmlichkeit bereitet hat . . .“

„Von Härte ist hier nicht die Rede, Teure, ich liebe Wassilissa sehr, aber, Sie kennen doch die Redensart: Jeder bleibe an seinem Platz! Was ich thue, ist nur zu ihrem Besten.“

Sie davon abzubringen, war keine Möglichkeit.

---

#### XIV.

##### Fräulein Justinens Jugenderinnerungen.

Die Dame, welche die Gräfin an die Spitze ihres Asyls für alte Frauen gesetzt hatte, war ein adeliges Fräulein von etwa fünfunddreißig Jahren, noch frisch und von ziemlich angenehmem Außern.

Sie war 1856 nach Petersburg gekommen, um sich nach dem Tode ihres Vaters, der als Hauptmann vor Sewastopól gefallen war, eine Pension auszuwirken. Dem Wohlwollen der Gräfin war sie durch eine Verwandte des Grafen, seine Gutsnachbarin, empfohlen worden.

„Cousine, Sie sind doch eine solche Wohlthäterin der Armen,“ sagte die Provinzialin hämisch, suchten Sie für dieses arme Mädchen etwas zu erlangen; sie ist sehr intelligent und könnte sich nützlich machen. Ich würde sie am liebsten selbst behalten, wenn ich nicht ins Ausland reisen müßte, um meine

Gesundheit zu stärken, ich werde Mineralbäder gebrauchen müssen.“

Die schlaue Nachbarin verheimlichte, daß Justine Adamowna ihr zu intelligent war, sie wollte sie lieber anderswo, nur nicht im eigenen Hause haben.

Die Gräfin, eine sehr gute Frau, wenn es sich nicht um ihre Principien handelte, hatte damit begonnen, dem armen Fräulein Wohnung und Kost zu geben, und da Justine dem Abel angehörte, hatte sie sie an ihren eigenen Tisch genommen.

Die Neuangekommene, welche auch ihre Grundsätze hatte, suchte sich nützlich zu machen und wurde bald unentbehrlich. In kurzer Zeit brachte sie es so weit, daß es ihr gestattet war, ohne gerufen zu werden, bei der Gräfin einzutreten, — doch nie, ohne sich vorher anmelden zu lassen; in dieser Beziehung wurde die Etikette gewahrt.

Das Amt der Gräfin Kumjassin zu dirigieren, war ein Amt von einer gewissen Bedeutung; sie hatte in den wenigen Jahren einen ansehnlichen Weg zurückgelegt und das Schwierigste überwunden. Die Stelle der Directrice einer der Wohlthätigkeitsanstalten; welche unter dem Protektorate einer Großfürstin stehen, lag für sie im Bereiche der Möglichkeit; sogar eine Stelle bei Hofe war nicht ausgeschlossen. Diese Aussichten lagen aber noch in weiter Ferne; für jetzt wollte sie näher liegende Erfolge erringen, wollte weniger vom Zufall abhängen, nicht bloß von der Caprice einer vornehmen Dame oder von der Gunst einer kaiserlichen Prinzessin.

An einem Wintertage, kurz vor Weihnachten, ging sie unter den Arkaden des Gostinnoij-Dvor\*) und dachte über ihre Zukunft nach; sie war mit dem Einkauf von Geschenken für die Schützlinge der Gräfin beauftragt, — Geschenke für arme Kinder sowohl, wie auch für die gebrechlichen alten Frauen; die unererschöpfliche Wohlthätigkeit der Gräfin vergaß niemand. Da wurde sie plötzlich durch die Nennung ihres Namens überrascht.

„Justine Adamowna!“ sagte eine männliche Stimme. Sie blickte auf, erbleichte, öffnete den Mund, schloß ihn wieder und stellte sich dann ein wenig auf die Seite, um den Strom der Menschen vorbeipassieren zu lassen.

„Wie! . . . Sie sind es?“ sagte sie endlich mit tiefbewegter Stimme.

---

\*) Ein Bazar von reichen Kaufläden in St. Petersburg.



„Ja, ich! Und Sie? Was machen Sie hier?“

„Ich kaufe Geschenke für die Armen ein,“ sagte Justine, welche sich schnell beruhigt hatte.

Während der wenigen soeben verstrichenen Sekunden hatte das arme Fräulein den Traum ihrer Jugend vorüberziehen sehen.

Ein ärmliches, hölzernes Haus auf dem Lande war ihre Wohnung gewesen; ihre Mutter hatte nur eine einzige Dienstmagd; ihr Vater diente in der Armee und kam nur alle fünf oder sechs Jahre heim; einige Bauernfamilien und ein kleiner Fleck Ackerland waren ihr ganzes Hab und Gut.

Nicht weit von ihrem Hause befand sich ein Birkenwäldchen, einem wallenden Federbusch ähnlich. Dieses Wäldchen war die ganze Freude seiner armen Besitzer. Unser Wald! sprachen sie stolz.

Justine hatte ihre Kindheit in einem jener Institute verbracht, welche in der Provinz vom Staate unterhalten werden, um arme junge Mädchen aus adligen Familien zu erziehen; sie war mit schönen Diplomen, wohlverdienten Belohnungen und großen Ansprüchen nach Hause zurückgekehrt. Das väterliche hölzerne Haus kam ihr häßlich vor, die alte Magd gemein, ihre Mutter schwerfällig und gealtert. Nur das kleine Birkenwäldchen, welches, wie sie selbst, größer geworden war, schien ihr eine Oase in der Wüste. Dort sollte sie bald darauf ihre schönsten Tage verleben.

Nicht weit davon wohnte ein kleiner Landadelmann, ein Witwer, der sich viel mit seinen drei Pferden und seiner Meute von sechs Hunden abgab. Er brachte sein Leben auf der Jagd zu. Seinen Sohn, der ihn genierte, weil er sich auf seinen Pferden herumtrieb, hatte er in eine öffentliche Anstalt gethan, um ihn dort erziehen zu lassen. Das Schicksal wollte es nun, daß der junge Nikolaus Tschudessow, ein Jahr vor der Rückkunft Justinens, in sein väterliches Haus zurückgekehrt war.

Das Birkenwäldchen lag fast auf der Grenze der beiden Besitzungen. Nikolaus, der ein vortrefflicher Schütze war, liebte die Jagd und ging häufig mit der Büchse aus, kehrte aber immer, ohne etwas geschossen zu haben, nach Hause zurück, — aber was will das beweisen? — Eines schönen Tages ritt Herr Tschudessow zufällig durch das Birkenwäldchen, und da bemerkte er zu seinem unaussprechlichen Entsetzen seinen Sohn zu den Füßen eines hübschen Mädchens liegend, das er als Justine Adamowna erkannte. Die beiden jungen Leute

sahen an ihr Beisammensein gewöhnt, denn sie unterhielten sich ganz gemüthlich. Das dichte Gras hatte das Geräusch der Pferdehufe gedämpft und sie hielten es nicht der Mühe wert, sich umzusehen; sie glaubten wohl, es sei ein Bauer, der da vorbeirrite.

Der alte Tschudessow, mit dem nicht zu spaßen war, sagte nichts und ritt, auf seinen grauen Schnurrbart beißend, nach Hause.

Zur Theezeit erschien der Sohn, wie gewöhnlich mit abgeschossener Flinte und leerer Jagdtasche.

„Du hast heute nichts geschossen?“ fragte ihn der Vater.

„Nein, gar nichts.“

„Hast wohl kein Glück, wie?“

Der junge Mann, welcher neunzehn Jahr alt war, blickte seinen Vater erstaunt an und antwortete:

„Nein, ich habe kein Glück, das ist wahr, ich gebe mir aber auch keine rechte Mühe.“

Der alte Tschudessow sprang nach seinem Rohrstock, welcher im gewohnten Winkel stand und applizierte seinem Erben eine gehörige Tracht Prügel. Als er meinte, daß die Strafe ihren Zweck erfüllt haben könnte, stellte er den Stock beiseite und sagte zu seinem Sohn:

„Das war, um dir deine Heiratsgedanken zu vertreiben. Sollte es dir je einfallen, mich um meinen Segen zu bitten, um jene Mamsell, die dir im Wäldchen Gesellschaft leistete, zu heiraten, so enterbe ich dich.“

Der geprügelte Nikolaus war wütend und blickte seinen Vater scheel an.

„Du glaubst wohl, ich könne dich nicht enterben? nicht wahr? Ich verkaufe mein Gut und verkaufe es bis auf den letzten Tropfen, bis auf die letzte Kopeke. Verstehst du?“

„Ich verstehe, Vater. Weshalb aber?“

„Weil ich keine Schwiegertochter haben will, die mit einem jungen Mann im Walde herumläuft. Stelle dir vor, es sei ein anderer gewesen, nicht du, mit dem sie dort im Wäldchen gefessen, nun?“

„Aber, Vater, da ich es nun doch war?“

„Nun, da du es warst, desto besser für dich; ich aber habe mein letztes Wort gesprochen.“

Nikolaus stellte Betrachtungen an und ging, wie bisher, ins Wäldchen. Dann kam der Herbst mit seinen Regentagen; der junge Mann aber liebte den Regen nicht und kam daher

nicht mehr mit der gewohnten militärischen Pünktlichkeit zur Stelle.

„Run!“ sagte ihm eines Tages Justine, „wann wirst du mit deinem Vater sprechen?“

„Ich habe schon mit ihm gesprochen . . .“ antwortete Nikolaus, der sich an die erhaltenen Prügel erinnerte.

„Run?“ fragte das junge Mädchen ängstlich.

„Er will nicht, er will nicht! das ist sein letztes Wort.“

Er senkte sein Haupt, denn er fühlte wohl, daß es seine Pflicht gewesen wäre, auf seinem Willen zu bestehen.

„Ah! . . . er will nicht!“ wiederholte das junge Mädchen langsam. „Run, leben Sie wohl! Herr Tschudessow.“

Sie entfernte sich, bleich und tief bis ins Herz getroffen; der junge Mann lief ihr nach, hielt sie zurück, sagte alles, was er konnte, um sie zu besänftigen, und endlich gelang es ihm, sie ein wenig zu trösten.

Von diesem Tage an betrachtete sie ihn als einen Fremden. Bei seiner Rechtfertigung hatte er Wahrheit und Dichtung so vermengt, hatte er mit einer solchen Beredsamkeit von den Stockschlägen gesprochen, daß Justine, ohne gerade überzeugt zu sein, ihm doch nicht mehr zürnte; mit siebzehn Jahren ist man eben noch leichtgläubig. Die jungen Leute trennten sich also ohne Zank und Groll und bald darauf reiste Nikolaus nach Petersburg, um dort sein Glück zu suchen.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, müssen wir sagen, daß Justine ihr Herz nicht verloren hatte. Ihre berechnende, kleinlich veranlagte Natur war erhabener, interesseloser Hingebung unfähig. Als sie daher in der Einförmigkeit des Landlebens allein blieb, gelang es ihr sogar, aus Tschudessow eine Art von Helden zu konstruieren. Sie sah in ihm nur noch das Opfer väterlicher Grausamkeit und erinnerte sich ausschließlich an die Stockschläge. Das kleine Wäldchen wurde ihr ein Wallfahrtsort, zu dem sie sich zuweilen begab, um die Spuren ihrer Jugend zu suchen.

Und nun, nachdem diese Jugend längst entschwunden war, sah sie dieselbe plötzlich wieder in den Arkaden der Gostinnoi-Dwor, in der Gestalt Nikolaus Tschudessows aufs neue lebendig werden.

Er hatte sich in diesen achtzehn Jahren verändert. Ein langer, gutgepflegter Backenbart war an die Stelle des jugendlichen, seidenweichen Bärtchens getreten; auf seinem Antlitz trug er die Spuren der Zeit (so würde sich ein Dichter aus-

gedrückt haben); die feinen Runzeln waren nicht infolge von Ausschweifungen entstanden, sondern rührten von den sorgenvollen Gedanken eines Mannes her, der Carriere machen will; alles in allem konnte er mit seinen siebenunddreißig Jahren immerhin noch für einen hübschen jungen Mann gelten.

Seine Kleidung war, soweit sie unter dem langen Pelze sichtbar war, anständig; Manschetten aus feiner Leinwand mit goldenen Knöpfen zeigten guten Geschmack. Der Seidenhut war neu, glänzend, tabellos; die Hand weiß und sorgfältig gepflegt. Augenscheinlich verkehrte Nikolaus Tschudessow in Kreisen, die auf gute Manieren Gewicht legen.

„Was treiben Sie in Petersburg?“ fragte Justine, nachdem sie ihre Verwirrung bemeistert hatte.

„Ich bin Beamter im Senat; hoffe bald zu avancieren. Ah! Justine Adamowna, welch ein Zusammentreffen! Wie lange ist es her! . . . Aber wollen wir lieber hinaufgehen, hier kann man nicht ungestört sprechen.“

Sie zogen sich aus dem Gedränge zurück und stiegen in die obere Galerie des Gostinnoj-Dwor hinauf, wo sich meist die zu den unteren Läden gehörigen Niederlagen befinden.

Hier traf man nur wenig Menschen. In kurzen Worten erzählte Justine ihre Vergangenheit und von ihrer jetzigen Stellung im Hause der Gräfin Rumjassin.

„Hat sie Kinder?“ fragte Tschudessow, ohne großes Gewicht auf seine Frage zu legen.

„Sie hat eine Tochter, einen Sohn und eine Adoptivtochter.“

„Die Kinder sind noch klein?“

„Oh, nein, die Tochter ist bald sechzehn Jahre alt, die Nichte siebzehn; sie möchte sie verheiraten.“

Eine Idee durchzuckte plötzlich Tschudessow.

Aus diesem Zusammentreffen ließe sich vielleicht ein Vorteil ziehen.

„Ist sie reich, diese Nichte?“ fragte er nachlässig.

„Nein; die Gräfin gibt ihr zehntausend Rubel und eine Ausstattung. Aber der Zukünftige würde gute Protektion haben . . .“

Beide schwiegen.

„Sie sind nicht verheiratet?“ fragte Justine nicht ohne einige Verlegenheit.

„Noch nicht,“ antwortete Tschudessow.

„Sind Sie verlobt?“

„N . . . nein,“ antwortete er zögernd, er wollte nichts verderben. Justine blickte ihn mit leuchtenden Augen an, die ihm Furcht einflößten. Er wäre beinahe davon gelaufen.

„Ich that Ihnen damals unrecht, Sie haben für mich gelitten!“

. . . Das waren unerwartete Worte, denn abgesehen von den Stockschlägen, war nicht er der leidende Teil gewesen.

„Ich könnte Ihnen eine gute Entschädigung bieten,“ fuhr sie fort; glauben Sie mir, ich will Ihr Bestes; was vergessen werden mußte, ist vergessen . . . Machen Sie es ebenso. . . . Wollen Sie die Nichte der Gräfin heiraten?“

Tschudessow glaubte zu träumen. Aber er war ein praktischer Mann und zögerte daher nicht, die Angelegenheit gleich von der rechten Seite anzugreifen.

„Ist es eine in jeder Hinsicht passende Verbindung?“ fragte er ernst.

„Würde ich sonst mit Ihnen davon reden?“ antwortete Justine und zuckte die Achseln. „Sie werden mir Ihr Glück verdanken; dieser Gedanke thut mir wohl. Und dann, auch ich bin ehrgeizig . . . wir werden gleichzeitig emporsteigen. Sagen Sie, sind Sie beim Militär gewesen?“

„Ja,“ antwortete der Beamte, „aber nur zwei Jahre. Das Avancement ist schwer; ich zog den Civildienst vor. Weshalb diese Frage?“

„Weil die Gräfin Militärs oder ehemalige Militärs vorzieht. Sie sagt, der Militärdienst bilde den Mann.“

„Ich werde mit ihr von meinen Feldzügen sprechen, wenn ihr das Vergnügen macht,“ sagte Tschudessow mit lebenswürdigem, aber äußerst falschem Lächeln.

„Und dann werden bei uns Grundsätze verlangt.“

„Das versteht sich von selbst,“ antwortete der Beamte sich verneigend.

„Aber wer wird Sie vorstellen?“ fragte Justine beunruhigt. „Wir müssen jemand . . . eine Dame, eine vornehme Dame ausfindig machen . . . Man wird Erfundigungen über Sie einziehen.“

„Das kann mir nur lieb sein. Mein Leben ist vorwurfsfrei!“ sagte Tschudessow, sich hoch aufrichtend.

Bei den letzten Worten wurde er doch etwas verlegen; denn er erinnerte sich plötzlich an das Birkenwäldchen; aber hatte er nicht eine Verbündete dort gefunden, wo er eine Feindin erwartet hatte? Beide Genossen ließen die Familien,

in denen sie einen Vermittler zu finden hofften, im Geiste an sich vorüberziehen.

„Ich werde schon jemand finden, davon können Sie überzeugt sein, ich schreibe Ihnen alsdann.“

„Nein,“ sagte die Dame, „schreiben Sie nicht. Man muß nie schreiben.“

Tschudessow verneigte sich vor dieser höheren Weisheit.

„Und . . . sagen Sie mir doch,“ fragte er näher tretend, „weshalb die Nichte und nicht die Tochter der Gräfin?“

Justine schüttelte den Kopf.

„Die junge Comtesse wird sich erst nach der Verheiratung ihrer Cousine verehelichen; die ist nicht für Sie, mein Freund . . . ihre Mitgift beträgt eine Million.“

„Gut, gut,“ sprach Tschudessow ungezwungen. „Ich fragte nur, um besser orientiert zu sein. Ich werde Sie also nicht wiedersehen?“

„Nein; lassen Sie sich bei der Gräfin vorstellen. Ich werde es so einzurichten suchen, daß ich Ihnen im Hause begegne, und werde dann sagen, daß wir Gutsnachbarn sind. Aber stellen Sie sich dreist als Heiratskandidat vor und verlieren Sie keine Zeit.“

„Ganz einverstanden, ich danke!“

Sie drückten sich die Hand und drehten sich den Rücken.

Tschudessow ging leichten Schrittes in sein Bureau und Justine setzte ihre Einkäufe von wollenen Strümpfen und Andachtsbüchern fort.

---

## XV.

**Amitrii schneidet für alle Mädchen Ehemänner aus.**

Am gleichen Abend, nach dem Mittagessen, als die Gräfin in ihr Boudoir gegangen war, während der lüdenhaften Unterhaltung, welche alle noch einen Augenblick zusammenhielt, schlüpfte Justine zu den beiden Cousinen hin, unter dem Vorwande, ihnen von den Einkäufen zu erzählen, die sie im Laufe des Tages gemacht hatte; in Wirklichkeit aber, um sich mit Wassilissa näher bekannt zu machen und sie womöglich zum Sprechen zu bringen. Miß Junior lud Justine ein, in die Schulstube zu kommen, wo sich die Kinder des Abends zu

versammeln pflegten, und nun saßen sie, ihrer fünf, am Tische, besahen sich die eingekauften Sachen und plauderten freundschaftlich miteinander.

Es geschah dies zum erstenmal . . . Bisher hatte Justine dieses Zimmer nur dann betreten, wenn sie irgend einen Auftrag der Gräfin auszurichten hatte.

Mademoiselle Bochet fühlte keine große Sympathie für die neue Genossin; und diese wenig mittheilsame Demoiselle vermied es, den Blicken der ehrlichen Schweizerin zu begegnen. Miß Junior dagegen, die sich durch die Höflichkeit und das Entgegenkommen der hinterlistigen Favoritin bestechen ließ, war artig und verbindlich. Die jungen Mädchen waren auf keine Böswilligkeit gefaßt und amüsierten sich mit dem Betrachten der kleinen Strümpfe und wollenen Jacken.

„Schöne, warme Sachen für die armen Kinder,“ sagte Benarde, steckte ihre Finger in die Ärmel der kleinen Jacken und ahmte damit den Polichinell nach.

Wassilissa war zerstreut und hörte kaum auf die Erzählung der Favoritin, die neben ihr saß.

„Und Sie, Mesdemoiselles,“ sagte diese, eine Erzählung, auf die niemand geachtet hatte, abbrechend, „werden Sie mir für meine alten Frauen nichts geben?“

Zina durchsuchte die Taschen, holte ihr Geldtäschchen hervor, öffnete es und schüttelte den Inhalt auf den Tisch. Es war ein kupfernes Fünfskopekenstück, ein silbernes Zehn- und ein Zwanzigkopekenstück.

„Das ist alles, was ich besitze!“ sagte sie laut auflachend.

„Ich gebe es Ihnen von Herzen gern,“ fuhr sie fort und schob Justinen die Münzen zu. „Bis Mama mir das monatliche Taschengeld am Ersten ausbezahlt, habe ich nichts weiter, nichts, gar nichts!“

Das junge Mädchen drehte ihr Geldtäschchen zwei bis dreimal um und um, schloß es dann und steckte es wieder in die Tasche.

„Und Sie, Fräulein Wassilissa?“ sprach die Favoritin mit einschmeichelnder Stimme, „werden Sie mir nicht auch ein Almosen für meine Armen geben?“

„Ich habe nichts!“ flüsterte die Waise beschämt.

„Wie! Du hast ja in diesem Monat gar nichts ausgegeben! Meine Damen, ich klage meine Cousine an; Lissa ist geizig, sie muß eine Sparbüchse haben. Sage mir, wo du sie versteckst, damit ich von dir borgen kann; ich habe schrecklich viel Geld nötig!“

„Ich habe nichts,“ wiederholte Wassilissa und blickte Zina mit Thränen in den Augen an.

„Was hast du denn mit deinem Taschengeld angefangen? Mama gibt dir jeden Monat dein Bestimmtes. Wozu hast du es verwendet? He?“

Zina verschränkte die Arme, warf ihr Köpfchen zurück und blickte sie mit der Amtsmiene eines Richters an.

„Du weißt sehr gut, Zina, daß Mama mich am Sonntag besuchte und daß ich ihr alles mitgab, damit sie es unsern Armen im Dorfe sende.“

„Ah! Sie haben also auch ein Landgut, Fräulein Wassilissa?“ sagte die Favoritin, während Zina ihre Cousine um Verzeihung bat und sie herzlich umarmte.

„Wir haben etwa fünfzehn Bauern,“ sagte das junge Mädchen, „sie sind aber sehr arm.“

Das sind immerhin fünfzehn Bauern; dachte Justine. Ich habe nicht einmal soviel, und die Meinigen sind ebenfalls nicht reicher.

Von jetzt an kam Justine Adamowna täglich nach dem Mittagessen zum Besuch in die Schulstube. Dieser Besuch dauerte anfangs zehn Minuten, verlängerte sich nach und nach, bis er endlich den ganzen Abend ausfüllte. Mademoiselle Bochet sah es nicht gern; da aber die Gräfin Justinens Gegenwart stillschweigend gut hieß, und sie gelegentlich bei ihren Anordnungen für den nächsten Tag zu Räte zog, so schwieg das gute Mädchen.

Seit einiger Zeit schon fühlte sie den Boden unter sich wanken; es wurden in ihrer Gegenwart Anspielungen auf die baldige Heirat ihrer Schülerin gemacht; sie hatte aber für ihren verwaisten Jüngling eine solche Zuneigung, daß sie ihre Eigenliebe zurückdrängte und sich entschloß, so lange auszuhalten, bis man sie verabschieden würde. Mehr als einmal schon war sie im Begriff, Wassilissa zu sagen: Nehmen Sie sich in acht! Aber sie überlegte, daß sie kein Recht dazu habe und begnügte sich damit, das junge Mädchen soviel als möglich durch ihre Gegenwart zu beschützen.

So ging es etwa zwei bis drei Wochen lang; das Neujahrsfest hatte seinen Anteil an Geschenken und Schnupfen ins Haus gebracht; Wassilissa hatte einen Korallenschmuck, Zina ein Perlenarmband, die Gräfin eine Grippe und Dmitrij ein Pferd mit einem Uhrwerk darin erhalten, als sich eines Abends Frau von Suftzow bei ihrer Freundin anmelden ließ.



Nach der üblichen Einleitung sagte sie der Gräfin:

„Ich habe einen Bräutigam für Ihre Nichte gefunden.“

„Ah! wirklich! Sehr schön! Ich danke Ihnen. Man hat mir schon drei oder vier Personen vorgeschlagen, aber sie gefallen mir alle nicht besonders . . . Wer ist der Herr?“

„Vor allen Dingen ein Gentleman, wie es scheint, denn ich muß gestehen, daß ich ihn selbst noch nicht gesehen habe. Frau von R. hat mir von ihm gesprochen. Er hat Lissa gesehen und ihre gute Haltung, ihre Bescheidenheit ist ihm aufgefallen.“

„Wo kann er sie denn gesehen haben?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht auf der Straße oder in der Kirche . . .“

„Ach ja, in der Kirche, das wäre möglich; sein Name?“

„Tschudessow . . . Nikolaus.“

„Das ist ein Name, der im geistlichen Stande vorkommt! Wahrscheinlich aus einer alten Priesterfamilie, vielleicht durch Militärdienst geabelt . . . Ja, das würde mir schon passen! Was für eine Stellung?“

„Senatsbeamter; Gehalt zwei- bis dreitausend Rubel, Erhöhung in Aussicht . . .“

„Persönliches Vermögen?“

„Nur wenig, ein kleines Gut, das ihm sein Vater hinterlassen hat, ungefähr fünfzehnhundert Rubel jährliches Einkommen.“

„Das ist wenig, genügt aber. Und der Mann selbst?“

„Man sagt, er sehe sehr gut aus; fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahr alt; religiöse Grundsätze, ausgezeichnetes Betragen, kein Spieler, kein Trinker, keine Liebschaften.“

„Das ist ja ein wahres Juwel!“ sagte die Gräfin lachend.

„Läßt er sich vielleicht um Geld sehen?“

„Wenn Sie einwilligen, ihn zu empfangen, so werde ich ihn herbringen.“

Die Gräfin dachte ein wenig nach.

„Ja,“ sagte sie; „in der nächsten Woche beginnt der Karneval, dann kommen die großen Fasten. Nach Ostern könnte die Hochzeit sein. Führen Sie ihn zu mir. Aber, Sie wissen, ich verpflichte mich zu nichts. Erst muß ich mich überzeugen . . . Darf man Erkundigungen einziehen?“

„So viel Sie wollen!“

„Nun also, bringen Sie ihn Freitag abend her; ich werde allein sein, wir wollen ihn sprechen hören. Ich kann Ihnen

versichern, daß von allen, die man mir bisher vorgeschlagen, keiner so viel Vorzüge besitzt . . . Aber zuvor muß ich ihn sehen."

Am Freitag gegen acht Uhr meldete der Lakai: „Frau von Suftzow, Herr Tschudessow."

Justine, welche diese Namen durch die offene Thür des Klassenzimmers gehört hatte, unterdrückte ein leises Zittern.

„Er hat eine gute Fürsprecherin gewählt," dachte sie mit Stolz. „Ein sehr tüchtiger Mann!"

Das Kleid der Besucherin rauschte auf dem Teppich; der Schritt eines Mannes ertönte an der Schwelle; man hörte die Stimme der Gräfin, welche die Gäste mit einigen üblichen Redensarten empfing; und dann schloß der Lakai die sonst immer offene Thür des Boudoirs.

„Oh! eine geheime Zusammenkunft!" sagte Dmitrij, das enfant terrible des Hauses, welcher sich mit dem Ausschneiden von Pferden aus Papier amüsierte. — „Ein vor dem Geseze strafbarer Fall, mehr oder minder, je nach Umständen! Mein Lehrer hat mich das heute früh gelehrt, Miß Junior! Sie brauchen mir nicht solche Blicke zuzuwerfen, Fräulein Justine! Wenn Sie mir nicht glauben, so können Sie ihn ja fragen."

Justine, sich gleichgültig stellend, fuhr fort zu nähen; sie arbeitete stets für die Armen. Miß Junior fing mit Dmitrij einen heftigen Streit an, in welchem der letztere, trotzdem sie darauf bestand, englisch zu sprechen, ihr beständig deutsche Antworten gab, was natürlich den Frieden wenig förderte.

Mademoiselle Vochet und Wassilissa blickten einander bedeutsam an. Dieser Besuch zu so ungewöhnlicher Zeit, diese Thür, welche man seit Menschengedenken nie geschlossen gesehen hatte . . . Zina erhob den Kopf und sah diesen Blick.

„Das bedeutet . . ." begann der Wildfang.

Plötzlich aber schwieg sie.

„Was meinen Sie, daß es bedeute, Fräulein Zénarbe?" fragte die Favoritin mit sanfter Stimme.

Dmitrij, der Tschudessows Profil, als dieser bei der Thür vorbeiging, erhascht hatte, legte eine Silhouette auf den Tisch, die er während des Streites mit Miß Junior sorgfältig ausgeschnitten hatte. Diese Silhouette veranschaulichte ziemlich richtig die Adlernase, den spizauslaufenden Backenbart des Besuchers und den Hut, welchen er grazios in der Hand hielt.

„Das ist der Mann meiner Cousine Wassilissa!" sagte Dmitrij, den Kopf etwas zur Seite geneigt und sein Werk

wohlgefällig betrachtend, wie ein von seiner Arbeit befriedigter Künstler.

„Diese abscheuliche Puppe?“ rief Zina rot vor Zorn und nahm ihm das Corpus delicti weg. „Schämst du dich nicht?“

„Das ist keine Puppe, sondern ein ganz feiner Herr . . .“ Dmitrij ahmte die Bewegung eines wohlerzogenen Mannes, der den Hut abnimmt, nach. „Er ist auch gar nicht abscheulich, im Gegenteil, er sieht recht gut aus. Und dann ist es nicht dieser aus Papier, der Mann meiner Cousine, sondern . . .“

„Wer ist es denn, mein junger Freund?“ fragte Justine mit ihrer stets liebenswürdigen und sanften Stimme.

„Es ist . . . Was geht das Sie an, Fräulein Justine? Warten Sie, gleich sollen Sie auch einen Mann bekommen, es wird gar nicht lange dauern.“

Er führte die Schere mit merkwürdiger Gewandtheit und legte fast augenblicklich auf Justinens Arbeit die Silhouette eines Teufels mit riesigen Hörnern und einem langen Affenschwanz.

Gelächter und Vorwürfe erschallten am Tische. Die Entrüstung von Miß Junior kannte keine Grenzen mehr.

„Ah, Sie sind wahrscheinlich eifersüchtig, Miß Junior?“ rief Dmitrij, nervös und überreizt. Auch Sie sollen Ihren Mann haben . . . Warten Sie nur, da ist er schon!“

Er entzog sich gewandt den Händen, die ihm die Schere entreißen wollten; da man sich aber nicht getraute, entschlossen zuzugreifen, aus Furcht ihn zu verwunden, so gelang es ihm, die Karikatur eines anglikanischen Geistlichen, mit langen Rockschößen, flachem Hut und der Bibel unterm Arm, auszuschnitten.

Miß Junior, blau vor Zorn, war eben im Begriff einen großen Skandal in Scene zu setzen, als Mademoiselle Vochet, um einer solchen Eventualität vorzubeugen, den Knaben auf den Schoß nahm.

„Aber für mich? Machst du für mich nicht auch einen Mann?“ sagte sie ihm.

Dmitrij blickte sie lächelnd an; dann nahm sein feines Gesicht plötzlich einen ernststen Ausdruck an, er fing an zu meinen und verbarg sein Antlitz an der Brust des guten Mädchens.

„Sie hassen mich alle beide,“ flüsterte er und zeigte der Engländerin und Justinen die Faust. „Sie, nur Sie lieben mich und ich liebe Sie auch.“

Die jungen Mädchen drängten sich zu ihm heran, um

seine Thränen zu stillen, was ihnen nicht ohne Mühe gelang. Dann aber handelte es sich darum, die Beleidigten um Verzeihung zu bitten, und das war das Schwerste. Aber die beiden Opfer seines Uebermuths waren selbst erschrocken über die Folgen dieser Scene, wenn sie zur Kenntniß der Gräfin gekommen wäre, und ließen sich daher leicht befriedigen. Dmitrij setzte sich wieder auf seinen Stuhl und der Friede war bereits geschlossen, als Punkt neun Uhr Herr Wachtel kam, um seinen Zögling abzuholen.

„Das ist ein böses Kind!“ sagte Miß Junior, nachdem er fort war.

„Oh, nein, ich glaube nicht, daß es Bosheit von ihm ist,“ sagte die Schweizerin, „er ist nur zu nervös.“

Justine warf ihr einen von ihren scheelen Blicken zu, den Mademoiselle Vochet kaltblütig aushielt.

Sie dachte, es ist jetzt einerlei; der Aft, auf dem ich sitze, bricht ohnedies bald. In einigen Wochen, vielleicht schon in acht Tagen, bin ich nicht mehr hier. Arme Kinder!

Die Thür des Boudoirs öffnete sich. Die seidenen Kleider rauschten im nebenliegenden Saale und die Gräfin, begleitet von ihren Besuchern, näherte sich.

Beim ersten Geräusch war Zina aufgesprungen, hatte die Silhouetten zusammengerafft und sie unter den Tisch geworfen.

Man trat ein. Die große Hängelampe beleuchtete die ganze Gesellschaft. Alle erhoben sich.

„Meine Tochter Zenarbe,“ sagte die Gräfin, den Gast vorstellend. „Ist Dmitrij schon schlafen gegangen?“

„Ja, Mama.“

„Meine Nichte Wassilissa Górow,“ fuhr die Gräfin fort, — dann hielt sie ein wenig inne — „Miß Junior und Mademoiselle Vochet, die Erzieherinnen unserer jungen Mädchen. Fräulein Justine . . .“

Justine blickte auf den Gast und lächelte.

„Ich habe das Vergnügen den Herrn bereits zu kennen,“ sagte sie. „Der Herr ist ein Gutsnachbar meiner Mutter.“

„Ah! Sie kennen sich?“ sagte die Gräfin, erfreut, daß sie nun die Möglichkeit hatte, ohne große Mühe Erkundigungen einzuziehen. „Sie werden hoffentlich Ihre Bekanntschaft bei mir erneuern.“

Tschudessow verbeugte sich und sagte:

„Ich bin zu glücklich, daß Erlaucht die Güte haben, mir zu erlauben wiederzukommen, um Ihnen meine Ehrerbietung

zu bezeugen — sein Blick haftete auf Wassilissa, — sowie auch den Damen, die das Glück haben, zu den Ihrigen zu zählen.“

„Bitte, bleiben Sie noch ein wenig bei mir, meine Teure,“ sagte die Gräfin zu Frau von Suftzow; dann fuhr sie, zu Tschudessow gewendet, fort: „Ich bin des Abends in der Regel zu Hause, mein Herr.“

Tschudessow grüßte noch einmal und ging dann. Die beiden Damen unterhielten sich noch einen Augenblick über gleichgültige Dinge und begaben sich darauf ins Boudoir zurück.

„Er ist sehr anständig!“ sagte die Gräfin. Morgen will ich durch Justinen Erkundigungen einziehen. Daß sie ihn kennt, ist ein glücklicher Zufall!“

„Gewiß; wer hätte das denken können!“ antwortete die gute Seele ohne Mißtrauen.

Unterdessen hatte Zina nachgedacht. Nach fünf Minuten Stillschweigens sagte sie, die Nase rümpfend: „Er ist nicht übel, dieser Herr.“

„O ja!“ sagte Wassilissa mit scharfer Betonung, „nur verneigt er sich zu tief.“

---

## XVI.

### Tschudessow macht sich wichtig.

Am folgenden Morgen, schon um neun Uhr, ließ die Gräfin, während sie Toilette machte, Justine zu sich rufen. „Kennen Sie, meine Gute, Herrn Tschudessow, der mich gestern besuchte, schon lange?“

„Ja, Frau Gräfin, ich kannte ihn schon, als ich vor ungefähr sechzehn Jahren aus dem Institut kam. Er war ein Nachbar meiner Mutter.“

„Hat er dort noch Familie?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich glaube übrigens, daß, seit ich mein armes kleines Erbe verlassen habe, sein Vater gestorben sein wird.“

„Was für ein Mann war sein Vater?“ unterbrach sie die Gräfin, der wenig daran gelegen war, die Klagelieder Justinens anzuhören.

„Soviel ich mich erinnere, war es ein harter brutaler

Mensch. Sein Sohn, der den Ruf eines guten jungen Menschen hatte, war ihm sehr gehorsam."

"Er ist jünger als Sie?" fragte die Gräfin.

"Ich glaube nicht," antwortete Justine etwas verlekt. Sie hatte sich um zwei Jahre jünger gemacht und nun hielt man sie für älter als diesen siebenunddreißigjährigen Mann! Sie hätte wirklich fast Lust gehabt zu schmollen; kam aber bald auf bessere Gedanken.

"Ist das alles, was Sie von ihm wissen?" fragte die Gräfin nach einem Moment des Stillschweigens.

"Ja, Frau Gräfin . . . Es ist schon lange her, seit ich ihn aus den Augen verlor, und ich war sehr erstaunt, ihn hier zu treffen."

Justine sprach die letzten Worte langsam und mit einem so gut gespielten Zögern, daß die Gräfin von der Wahrheit des Gehörten ganz überzeugt war und sie mit herablassender Miene und wohlwollendem, gutgelauntem Lächeln anblickte.

"Sie sind intelligent, Justine Adamowna!" sagte sie. "Ich werde Sie vielleicht bald für etwas anderes als für die Beaufsichtigung meines Armenasyls verwenden. Waren Sie gestern abend bei den jungen Damen, als ich Besuch erhielt?"

"Ja, Frau Gräfin."

"Mein Sohn war auch dabei, glaub' ich."

Nach einem bejahenden Zeichen Justinens fuhr die Gräfin fort: „Herr Wachtel erzählte mir heute früh, daß Dmitrij gar nicht einschlafen konnte und dann im Schlafe gesprochen habe . . . Ist im Laufe des Abends etwas Außergewöhnliches passiert?"

Justine Adamowna schwieg bedeutungsvoll und senkte verlegen die Augen.

"Sprechen Sie, ich wünsche es!" sagte die Gräfin im Tone einer Herrscherin.

"Der junge Graf hat sich einige etwas derbe Späße gegen Miß Junior erlaubt — die schlaue Favoritin hütete sich wohl, die von ihr selbst erlittene Unbill zu erwähnen — und da Mademoiselle Bochet ihn in Schutz nahm, wurde er ein wenig heftig. Indes auf Fräulein Zenaides Zureden entschuldigte er sich, und alles kam wieder ins Geleise. Weiter ist nichts passiert, Frau Gräfin!"

"Nun," brummte die Gräfin zwischen den Zähnen, „das soll nicht mehr lange dauern!"

"Ich beschwöre Sie, Frau Gräfin," rief die Favoritin

in angstvollem Tone, „lassen Sie es niemand ahnen, daß ich es Ihnen erzählt habe. Ich that es nur aus Hingebung für Sie, . . . um Ihren Befehlen zu gehorchen, denn ich weiß nicht, wie es kommt, ich kann nichts auf dem Gewissen behalten, wenn Sie mir zu sprechen befehlen.“

Das wohlwollende Lächeln der Gräfin bewies Justinen, daß sie den empfindlichsten Stellen derselben, ihrer Eigenliebe und ihrer Herrschucht, geschmeichelt habe.

„Seien Sie ganz ruhig,“ sagte sie voller Adel und Anmut, die Hand mit Protektormiene ausstreckend; „ich denke doch, daß es niemand hier wagen wird, Sie deshalb zu belästigen, weil Sie meinen ausdrücklichen Befehlen Folge leisteten.“

„Haben Sie mir Befehle, das Asyl betreffend, zu erteilen?“ fragte Justine, nachdem sie die Hand ihrer Gönnerin ehrfurchtsvoll geküßt hatte.

„Für das Asyl? — nein. Aber ich werde Sie bitten, verschiedene Gänge für mich zu machen.“

Die Gräfin begann die Details einer großen Zahl von milden Stiftungen durchzunehmen; niemand hatte eine Ahnung, an wievielen guten Werken sich diese auf ihren Namen und Rang so stolze Frau beteiligte.

Die Favoritin empfahl sich, um unverzüglich die empfangenen Aufträge zu besorgen. Sie nahm einen Mietschlitten um sich von einem Ende Petersburgs zum andern fahren zu lassen; sie mußte mit dem Kutscher um den Preis jeder Fahrt handeln und feilschen. „Bald,“ sagte sie sich, „werde ich diese Wohlthätigkeitsbesuche in einem anständigen Wagen, nicht in solchem jämmerlichen Mietschlitten machen.“

In Zukunftsträumen schwelgend fuhr sie dahin.

Seit dem vergangenen Abend suchte Zenaïde Gelegenheit, mit ihrer Cousine zu sprechen, konnte aber keinen geeigneten Moment erhaschen. Als sie sich endlich vor dem Nachmittagsspaziergang trafen, wurden sie zur Gräfin gerufen. Sie drückten sich die Hände und traten in das Boudoir, wo die Gräfin, vollständig angekleidet, in ihrem Lehnstuhl sitzend, sie erwartete.

„Ist Dmitrij gestern artig gewesen?“ fragte sie, nachdem die gewöhnlichen Begrüßungsformalitäten erledigt waren.

„Ja, Mama,“ antwortete Zina, welche Pulver roch, — „nur ein wenig nervös war er.“

„Ah, die Nerven! Sehr wohl. Und die Ursache?“

„Miß Junior hatte ihn geärgert; sie zankten sich ein wenig . . . aber mein Bruder hat ganz hübsch um Verzeihung gebeten.“

„Ich liebe diese ewigen Scenen nicht. Wenn dein Bruder nicht überzeugt wäre, Unterstützung zu finden, so würde er sich solche unpassende Zänkereien nicht erlauben.“

„Wir unterstützen ihn nicht, Mama,“ sagte Zina lebhaft. „Nicht wahr, Lissa, wir sagten ihm, er müsse um Verzeihung bitten. Uebrigens war sein Unrecht nicht groß . . .“

„Du bist nicht Richterin, denke ich, in Bezug auf die Unarten deines Bruders gegen die Gouvernante,“ sagte die Gräfin trocken. „Ich verlange, daß derlei nicht mehr vorkomme. Ein Kind, das man in seinen Ungezogenheiten bestärkt, wird nur immer widerspenstiger. Ich werde mich genötigt sehen, diesen Abendunterhaltungen kurz und bündig ein Ende zu machen, falls dein Bruder Miß Junior, die ich achte und die ich für eine durch und durch ausgezeichnete Person halte, dort mißachten lernt.“

„Sehr wohl, Mama,“ antwortete Zina, die Ohrfeige fühlend, welche der Mademoiselle Vochet appliziert worden war.

Lissa stand mit feuchten Augen dabei und schwieg.

„Hast du es gehört, Lissa?“ fragte die Gräfin, sich zu ihr wendend.

„Ja, Tante.“

„Merke es dir also auch. Ich wollte dir noch sagen, Wassilissa, daß du also jetzt in der Gesellschaft eingeführt bist. Ich werde dich künftig, wenn Gäste bei mir sind, von Zeit zu Zeit hereinrufen lassen, das wird deine Bildung befördern.“

„Und ich, Mama?“ sagte Zina, die in Abwesenheit ihrer Freundin langweilige Abende voraussah.

„Du bleibst in deinem Zimmer, meine Tochter, bis ich dich rufen lasse,“ sagte die Gräfin trocken. „Geh, lerne, du hast noch viel nachzuholen!“

Beide Cousinen entfernten sich mit schwerem Herzen und machten wie gewöhnlich einen großen Umweg bis zu ihrer Stube.

„Ich weiß gar nicht, was Mama hat,“ sagte Zina, indem sie mit geballter Faust die Thränen zurückdrängte; „man könnte meinen, sie würde von Tag zu Tag weniger gut! Hast du bemerkt, daß sie Fräulein Vochet gar nicht erwähnte? Der Stich, den wir bekommen haben, war ihr zugebracht. Wir wollen ihr nichts davon sagen, nicht wahr?“



„Nein,“ antwortete Lissa, „man muß sie nicht betrüben.“  
„Gewiß hat uns Justine verraten! Ich hasse sie,“  
sagte Zina bestimmt. „Dieser Herr von gestern,“ begann  
sie aufs neue, „ist ein Bräutigam für dich, weißt du? . . .  
Was mich aber wundert, ist, daß Mama dir noch nichts ge-  
sagt hat.“

„Man will mich nach und nach vorbereiten!“ antwortete  
Lissa ironisch, was sonst nicht ihre Art war.

Zina blickte sie erstaunt an. „Er gefällt dir nicht?“  
fragte sie ganz leise.

„Er ist abscheulich mit seiner honigsüßen Stimme und  
seinen tiefen Komplimenten.“

„Aber wenn Mama darauf besteht, daß du ihn heiratest?“

„Ich werde ihn nicht heiraten!“ sagte Wassilissa errötend,  
während ihre blauen Augen Blitze sprühten.

„Das ist recht! Du bist ein tapferer Kamerad! ein wahrer  
alter Haudegen!“ rief Zina und warf sich ihrer Cousine um  
den Hals.

„Still!“ sagte sie dann, und den Finger auf den Mund  
legend, öffnete sie mit ernster Miene die Thür der Stube.

Fünf Tage nach dieser Scene ließ sich Herr Tschudessow  
gegen acht Uhr abends bei der Gräfin anmelden. Bei Nennung  
dieses Namens blickte Zina, welche sich in der Schulstube  
befand, die erblaßte Lissa an. Dmitrij, mit seinen Karten  
beschäftigt, schaute sich spöttisch um und sagte dann, die Karten  
umwendend: „Coeurzehn, Coeurbube, Coeurdame, Coeurkönig,  
Mariage!“

„Die Frau Gräfin bittet Fräulein Wassilissa zu ihr zu  
kommen,“ meldete ein Diener.

Wassilissa erhob sich langsam, legte ihre Stichelei hin  
und ging. Alle Augen folgten ihr — mit sehr verschiedenem  
Ausdruck. Nur allein Justine stichelte an ihrer groben  
Leinwand, die sie zu Hemden für die Armen verarbeitete,  
weiter.

Auf der Schwelle wandte das junge Mädchen sich um  
und sah die auf sie gerichteten Blicke. Zinas angsterfüllte  
Augen thaten ihr weh; sie lächelte ein wenig und begab sich  
zu ihrer Tante.

„Herr Tschudessow hier wünscht unser Landgut Rumjassino  
kennen zu lernen, meine liebe Lissa,“ sagte die Gräfin mit  
jener unnachahmlichen Anmut, welche ihr, wenn sie wollte,  
im gesellschaftlichen Verkehr zu Gebote stand. — „Du liebst

den Landaufenthalt mehr als wir alle, glaub' ich, erzähle uns etwas von seinen Reizen!"

Sie wies ihr einen Platz auf dem Kanapee an und das junge Mädchen setzte sich zum erstenmal in ihrem Leben auf diesen Ehrenplatz. Sie schwieg. Tschudessow begann daher: "Ist es wahr, mein Fräulein," sagte er mit lieblicher Stimme in französischer Sprache, "daß Sie den Landaufenthalt der Stadt vorziehen?"

Lissa, unter den prüfenden Augen ihrer Tante, flüsterte eine kurze Antwort.

Tschudessow hatte seit seiner ersten Liebe das Französische sehr eifrig geübt; denn im Senate machte er die Bemerkung, daß Beamte, die gut französisch sprachen, weit mehr Aussicht hatten, bei den Vorgesetzten Anerkennung zu finden. Er wandte seine wohlklingendsten Redensarten, seinen überzeugendsten Ton an, um Lissa zum Sprechen zu bringen; aber es kostete Mühe, von ihr, außer einsilbigen Worten, etwas herauszubekommen. Die Gräfin, in der Meinung, daß es die Scheu vor ihr sei, welche diese außergewöhnliche Schüchternheit veranlaßte, entfernte sich, um in das Schulzimmer zu gehen.

Es war das erste Mal, daß Lissa sich allein einem Unbekannten gegenüber befand. Die Thür war offen, und im anstoßenden Zimmer gingen Diener hin und her; sie nahm sich zusammen, und als Tschudessow zum zwanzigstenmal irgend eine alltägliche Frage an sie richtete, schlug sie ihre großen blauen Augen voller Hoheit und Schelmerei auf und sprach: "Ja, mein Herr, ich liebe die Gesellschaft. Man trifft dort freilich auch Leute, die uns mißfallen, anderseits aber auch wieder sehr sympathische."

"Darf ich hoffen, mein Fräulein," sagte Tschudessow, sich mit zärtlicher Miene vornüberbeugend, "daß Sie mich zu der Zahl der letzteren rechnen werden?"

"Das weiß ich nicht, mein Herr," antwortete Wassilissa kalt und zog sich ein wenig zurück; "ich habe immer gehört, daß sympathische Leute zartfühlend und zurückhaltend seien. . . Ich habe noch nicht die Ehre, Sie zu kennen."

"Mit einem Worte also, um Ihnen zu gefallen," sagte Tschudessow ein wenig empfindlich, "muß man erprobt sein?"

"Ich weiß nicht, mein Herr, ob es sich darum handelt, mir zu gefallen; aber mir scheint, daß wenn man überhaupt gefallen will, man wirklich erprobt sein muß. Zeigt doch sogar ein Hund sein Zutrauen nur dem, der es verdient hat."

„Sie hat Geist,“ dachte Tschudessow, — „da heißt es also eine Eroberung machen und nicht bloß ein kleines Mädchen heiraten. Nun, desto besser! Das ist amüsanter.“

Er fuhr mit seinen zierlichen Redensarten fort; als aber die Gräfin wieder eintrat, wurde Lissa abermals schweigsam. Nach einer halben Stunde schickte man sie wieder in ihre Schulstube zurück.

„Sie ist noch nicht ordentlich aufgetaut,“ sagte die Gräfin, — „selbst noch sehr jung, versteht sie nur, sich mit jungen Mädchen ihres Alters zu unterhalten.“

„Ich bitte um Vergebung, gnädige Frau!“ sagte Tschudessow affektiert, „während der kurzen Zeit unseres Alleinseins hat Fräulein Wassilissa Proben von Geist und sogar von Scharfsinn abgelegt.“

„Wirklich? So war es also meine Gegenwart, die sie eingeschüchtert hatte. Nun denn, mein lieber Herr, kommen Sie am Montag zum Mittagessen zu mir, Sie sollen Gelegenheit haben, meiner Richte den Hof zu machen. Bis dahin werde ich von Ihren Absichten noch schweigen, denn es ist Ihre Sache, sich Geltung zu verschaffen.“

Tschudessow war entzückt; er verabschiedete sich von der Gräfin und kehrte mit eroberungslustigen Absichten in seine Wohnung zurück.

Lissa wurde, als sie in das Schulzimmer zurückkam, mit Schweigen empfangen; in diesem Schweigen aber lagen viele stumme Fragen. Sie setzte sich unbefangen und sorglos auf ihren früheren Platz.

„O!“ sagte sie, „ist Dmitrij schon zu Bette gegangen?“

„Es ist neun Uhr vorbei, mein Fräulein,“ antwortete Justine Adamowna halblaut: „die Zeit vergeht Ihnen heute schnell.“

„Im Gegenteil, sie vergeht mir sehr langsam, Fräulein Justine; ich meinte nur, ob mein armer Cousin vielleicht wieder einmal so unglücklich war, Ihnen zu mißfallen, daß man ihn vor der Zeit ins Bette schickte!“

Mademoiselle Vochet unterdrückte ein Lächeln, Miß Junior wurde noch mürrischer als sonst, Justine aber war entschlossen nichts zu merken; sie breitete ihr häßliches grobes Hemd mit zufriedener und ruhiger Miene auf dem Tische aus, wie eine junge Mutter, die ihres Kindes Wäsche betrachtet.

Die Sitzung wurde bald aufgehoben. Als beide Cousinen

im Bette waren, sagte Zenarbe leise: „Nun, gefällt dir dein Bräutigam jetzt besser?“

„Kannst ruhig sein, ich habe ihm eins auf die Nase gegeben. Kehrt er dennoch wieder, dann ist es ein Zeichen, daß er kein Ehrgefühl hat.“

Zina fuhr in ihrem Bette vor Freude in die Höhe.

„Mein Gott, Fräulein,“ sagte Miß Junior hinter ihrem Schirme, „haben Sie denn nicht den Tag über Zeit genug zum Schwätzen und um Narrenspößen zu treiben . . . daß Sie auch noch die ganze Nacht dazu brauchen?“

„Wir sollten gesprochen haben, Miß Junior? „Sie träumen wohl!“ antwortete Zenarbe mit schläfriger Stimme; „Sie haben mich ja aufgeweckt, ich schlief schon. Das wird jetzt Mühe kosten wieder einzuschlafen.“

---

## XVII.

Wassilissa zeigt keine ausgesprochene Neigung für die Ehe.

Am nächsten Montag, als die jungen Mädchen vom Spaziergange heimkehrten, trafen sie die Gräfin auf der Treppe.

„Wir haben heute Gäste bei Tische, Wassilissa. Zieh' dein blaßblaues Seidenkleid an und Sorge dafür, daß du gut coiffiert bist.“

„Und ich, Mama?“ fragte Zina.

„Du? . . . ein weißes Kleid mit schwarzem Sammetband, wie immer. Wann wirst du endlich die Gewohnheit ablegen, in allem deiner Cousine gleichen zu wollen!“

Nach diesen Worten entfernte sich die Gräfin . . . Als sie so weit fort war, daß sie nichts mehr hören konnte, sagte die junge Widerspenstige:

„Dann, wenn auch ich verheiratet werden soll, Mama!“

Zur Vorbereitung blieb nur noch eine Stunde. Die Kammerfrauen wurden gerufen und Haufen von Mousselin und Bändern, die bei den Toiletten junger Mädchen die Hauptrolle spielen, füllten bald das geräumige Zimmer. Lissa war gleichgültig und ließ sich schmücken.

„Was wünschen Sie für einen Kopfsputz, Fräulein?“ fragte die Kammerjungfer.

„Es ist mir ganz gleich! . . . Nein, . . . den, welchen meine Tante vorzieht.“

„Oh, Fräulein, für ein Diner mit gebetenen Gästen eine so einfache Coiffure!“

„Ich wünsche es so! Tante sagte, ich solle gut coiffiert sein.“

Zu ihrem größten Bedauern mußte die Kammerzofe sie ganz einfach und glatt kämmen; sie sah wie eine kleine, verunglückte Nonne aus.

„Locken würden Sie weit besser kleiden,“ sagte das gute Mädchen innehaltend; „wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, wenn Sie mir erlauben würden, nochmals anzufangen.“

„Nein, mache nur Flechten und stecke sie recht fest zusammen. Zieh' ordentlich an, fester; damit es nach recht wenig aussieht!“

„Aber, Fräulein, Sie werden ja wie ein Stubenmädchen aussehen!“ rief die Zofe, als Wassilissa immer noch mehr Haarnadeln in ihr prächtiges Haar hineinsteckte und die Flechten bereits auf die Hälfte ihres Umfangs zusammengepreßt hatte.

„So ist es recht. Gib mir jetzt die blaue Schleife.“

Sie befestigte dieselbe mitten auf dem Kopfe und betrachtete sich dann lächelnd im Spiegel.

„Oh! Lissa sieht wie eine Zuckerpuppe aus!“ rief Dmitrij, der plötzlich hereingesprungen kam.

Man scheuchte ihn, wie eine lästige Fliege, mit Schnupftüchern hinaus und er verschwand wieder. Genarde, durch den Ausruf des Bruders herbeigelockt, lief, halb fertig coiffiert, zu ihrer Cousine hin.

„Abscheulich!“ sagte sie; „er hat recht. Befestige die Schleife mehr auf die Seite, sonst wird Mama wütend.“

„Laß doch nur!“ sagte Wassilissa leise, „ich bin wie ein armes, bescheidenes Fräulein gekämmt. Sie wird nichts sagen. Und wenn es mich schlecht kleidet, so freut es mich um so mehr.“

„Nun, wenn du beabsichtigst häßlich zu erscheinen, so hast du deinen Zweck doch nicht erreicht,“ sagte sie, ihre Cousine mit prüfendem Blicke betrachtend.

Auf die Klagen ihrer Kammerfrau Rücksicht nehmend, kehrte Zina endlich vor ihren Spiegel zurück, während Lissa, mitten im Zimmer stehend, sich ihr blaßblaues, ausgeschnittenes, mit Spitzen eingefastetes Kleid, in welches die reizenden Schultern sich verbergen zu wollen schienen, anziehen ließ.

„Gott, wie bist du häßlich!“ rief Zina, sich hastig umwendend, wodurch ihr schwarzes Sammetband auf das linke Auge zu sitzen kam.

„Aber, Fräulein,“ rief die Kammerjungfer klagend, „wir werden nie fertig, wenn Sie nicht still halten.“

Die Gräfin trat ein. Es kam nur sehr selten vor, daß sie in den feierlichen Momenten, wo Toilette gemacht wurde, hierher kam. Sie warf einen Blick auf ihre Tochter und schalt, daß sie noch nicht fertig sei; dann näherte sie sich Wassilissa und steckte die blaue Schleife ein wenig auf die Seite, küßte die Waise auf die Stirn und führte das geschmückte — aber nicht ergebene — Opferlamm zur Schlachtbank.

Das Boudoir war mit Gästen angefüllt: der Bureauchef Tschudessow, ein alter Bekannter der Gräfin, zwei höhere Beamte des Justizministeriums, eine Menge weitläufiger, vermögensloser Verwandter. Lissas ohnehin schmerzlich erregte Eigenliebe erhielt hier noch einen weiteren Stoß beim Anblick der Personen, die man als Gesellschaft für denjenigen, der ihr als Gatte bestimmt war, eingeladen hatte. Mit einer raschen Bewegung schob sie die Schleife wieder mitten auf die Stirn.

Einen Augenblick später erschien Tschudessow, behandelt, rasiert, parfümiert — kurz tadellos. Sein Haar war in der Mitte gecheitelt. Als er eintrat, wurde ein Beifallsmurmeln von den Lippen der gräßlichen Schützlinge hörbar.

Man setzte sich zu Tische. Tschudessow neben Wassilissa. Die gewohnte Reihenfolge war an diesem Tage aufgehoben. Man hatte für ein nahrhaftes Mittagessen gesorgt, wie es für Leute paßt, die man für eine ganze Woche abfüttern will. Große Stücke Fleisch, solide Braten, alltägliches Gemüse, ein schwerverdaulicher Blätterteigkuchen; — kein Fisch, kein Geflügel, keine feine Schüsseln, kein Gefrorenes, nichts was ein Mittagsmahl fein und elegant macht. Was die Gräfin that, that sie auch recht; sie hatte diese Speisen selbst gewählt. Der Haushofmeister hätte es nicht gewagt, von selbst alle Leckerbissen absichtlich wegzulassen.

„Ein Mittagsmahl für arme Verwandte!“ schienen Zinas Augen, die sich von den Gästen zu den Schüsseln wandten, zu sagen.

Wassilissa nahm die Sache von der spaßhaften Seite, und in ihren Aerger mischte sich eine Dosis bitterer Ironie. Tschudessow war unerschöpflich in Liebenswürdigkeiten und

die Waise gab sich zum erstenmal dem Vergnügen einer regelrechten Kofetterie hin. Es schien ihr lustig, diesen Menschen zu verhöhnen, den sie für charakterlos hielt und der sich erlaubte, ihr fade Schmeicheleien zu sagen.

„Wie freue ich mich auf seinen Aerger, wenn er einen Korb von mir bekommt!“ dachte sie triumphierend.

Sie plauderte zwanglos und war voller Witz und Malice. Die blaue Schleife geriet plötzlich, wie durch ein Wunder, wieder an die Seite und sie selbst war so herzlich und nett, daß Zina ganz geblendet war.

Nach der Tafel änderte Wassilissa ihre Haltung. Die Gräfin hatte die Salons erleuchten lassen.

„Sage doch, Lissa, hat Mama etwa der Muhme Barbara wegen alle Lampen anzünden lassen?“ flüsterte Dmitrij ihr schelmisch zu.

„Nein, Kleiner,“ antwortete sie, „es ist um Miß Junior's willen, weil sie ein Gerstenkorn hat.“

Mit glänzenden Augen und lebhaft gefärbten Wangen führte sie eine animierte Unterhaltung mit Tschudessow.

„Ah,“ dachte sie, „Sie wollen mich heiraten, weil ich zehntausend Rubel und eine Aussteuer habe? . . . Je näher Sie sich Ihrem Ziele wännen, mein schöner Herr, desto ärger werden Sie, wenn der Zeitpunkt da ist, sich die Nase verbrannt haben.“

Die Gräfin kannte sie kaum mehr. Mit dem Scharfblick der Tanten und Mütter, welche ihre Kinder nur während der Essensstunden sehen, glaubte sie, daß Lissa von diesem Feste sowohl, wie auch von dem Freier, den man ihr zugebacht, entzückt sei.

Nicht etwa, daß sie sich in so kurzer Zeit verliebt haben könnte, dachte die Gräfin, aber die Eigenliebe eines jungen Mädchens, das man zur Frau begehrt, ist ja so natürlich, daß Leidenschaft dabei gar nicht ins Spiel zu kommen braucht.

Auf Wunsch setzte sich Wassilissa mit ihrer Cousine ans Klavier. Man wollte Walzer hören und Zina wählte ganz absichtslos die, welche Fürst Schürow bei sich zu Hause hatte spielen lassen; bloß deshalb, weil Lissa sie gut spielte. Lissas kleine Hände attackierten die Tasten ohne Zögern, aber wieviel Gedanken stiegen im Herzen des jungen Mädchens auf, während sie ihren geliebten Walzer spielte! Sie dachte an den armen Fürsten, der dort, im Schnee vergraben, mitten im Luxus seines öden Hauses traurig und allein war. Sie sah in

Gedanken das blaue Zimmer, das Blondinenzimmer — welches ihr wie ein Traumbild erschienen war.

„Fürstin!“ dachte sie, „Millionärin! Geliebt von einem ehrenhaften, zartfühlenden Manne! Das alles war für mich bestimmt! Und jetzt soll ich die Frau dieses unbedeutenden Menschen werden, der mit seinen Odeurs die Luft verpestet und der nach meinen zehntausend Rubeln angelt! . . . Niemals!“

Dieser Gedanke animierte sie so sehr, daß sie das Ende des Walzers wirbelwindartig spielte. Zina hatte, trotz ihrer Uebung und Sicherheit, Mühe, nachzufolgen.

„Brava! brava!“ rief Tschudessow und applaudierte mit den Spitzen seiner behandschuhten Finger. „Sie haben ein schönes Talent, mein Fräulein.“

Auch er hatte während des Klavierspiels Betrachtungen über seine Vergangenheit angestellt. Dieses Fest wurde ihm zu Ehren gegeben, für ihn, den armen Schlucker, Besitzer einiger armseligen Hütten und eines kleinen Backsteinhauses, welches dem Verfall nahe war! Er war zur Tafel bei der Gräfin Rumjassin eingeladen, er war offizieller Bewerber um die Hand ihrer Nichte. Seine Hochzeit würde in diesem eleganten Hause stattfinden und die Gräfin ihn „mein Nefte“ nennen, ihm eine hübsche kleine Wohnung einrichten. Eine elegante, schöne, geistreiche Frau, eine tüchtige Künstlerin auf dem Piano, würde die Honneurs seines Hauses machen! — „Meine Vorgesetzten werden mich besuchen,“ sagte er, „und, dank der Protektion meiner Frau, werde ich im Dienste rasch emporkommen.“ Den glänzenden Schluß seiner Gedanken bildete dann die Aussicht auf den St. Annen-Orden erster Klasse, den Posten eines Kanzleidirektors, Ehre, Ansehen! . . . „Bin ich erst so weit, dann schaffe ich mir eine kleine Kokotte an . . .“

Eine kleine Kokotte, das war sein Ideal! Aber solange er noch nicht verheiratet war, durfte er nicht daran denken. Vergleichen schadet übrigens auch Leuten, die Avancement brauchen.

Tschudessow wurde noch zweimal zum Mittagessen eingeladen; aber der Empfang war weniger glänzend. Er kam „ohne Umstände“ und die Mahlzeit war weit besser als das erstemal mit den „armen Verwandten“. Lissa wurde zurückhaltender, weil die Gesellschaft kleiner war, überraschte aber dessenungeachtet die Tante durch ihre Ungezwungenheit.



„Sie wird eine sehr gute Hausfrau werden,“ sagte sie und beglückwünschte sich, daß sie ihr eine so treffliche Erziehung gegeben habe.

Eines Sonntags im Februar ließ die Gräfin Frau Górow zu sich bitten. Sie empfing sie sehr freundschaftlich, umarmte sie, nannte sie „liebe Cousine“ und sagte ihr ohne Umstände:

„Ich habe für Lissa einen Mann gefunden, einen vortrefflichen Menschen, mit Grundsätzen, hübscher Stellung und fünf- bis sechstausend Rubel Einkünften. Ihre Tochter erhält sechshundert Rubel jährlich für ihre Toilette; es sind dies die Zinsen des Kapitals, welches ich ihr als Mitgift bestimmt habe; auch gebe ich ihr eine hübsche Aussteuer, möbliere die Wohnung und zahle die Miete für ein Jahr. Konveniert Ihnen das?“

Frau Górow, die ganz unvorbereitet war, konnte nur danken. Sie drückte der Gräfin ihre ganze Erkenntlichkeit aus; aber da sie, trotz mancher vulgären Fehler, gesunden Menschenverstand besaß, so erlaubte sie sich doch die Frage: „Paßt auch der Charakter dieses Herrn zu dem meiner Tochter? Gefällt er ihr?“

„Sie begreifen, liebe Cousine,“ sagte die Gräfin mit leichtem, verächtlichem Lächeln, „daß davon nicht die Rede sein kann, den Charakter dieses Herrn dem Ihrer Tochter anzupassen. Eine Frau muß ihren Charakter dem ihres Mannes accommodieren, und deshalb ist es gut, wenn man sich jung verheiratet, so lange der Charakter noch fügsam ist.“

Der Graf Rumjassin war augenblicklich sehr weit entfernt, sonst hätte er wohl, trotz seiner ausgezeichneten Erziehung, bei dieser Aeußerung seiner Gattin, vor Erstaunen die Hände zum Himmel emporgestreckt.

„Zugegeben,“ sagte Frau Górow noch unentschlossen, „aber wie findet ihn Wassilissa?“

„Sie empfängt ihn sehr gut,“ antwortete die Gräfin, „was wollen Sie mehr? Sie werden doch nicht etwa verlangen, hoffe ich, daß sie ihm den Vorschlag machen soll, sie zu entführen, damit die Hochzeit einen Monat früher zustande komme?“

„Sie erlauben mir doch, meine Tochter zu befragen?“ sagte Frau Górow, welche zum erstenmal in ihrem Leben fühlte, daß ihre Cousine sie thatsächlich ihrer Mutterrechte beraubt habe.

„Im Gegentheil, ich möchte Sie bitten, ihr nichts von dem zu sagen, was ich Ihnen mitgeteilt habe. Ich wünsche nicht, daß sie beeinflusst werden möchte, und um in dieser Angelegenheit gewissenhaft vorzugehen, muß man ihr volle Freiheit bei der Wahl lassen.“

Frau Górow atmete auf. Da die Gräfin selbst nichts gesagt hatte, so war also ihrerseits ein moralischer Druck undenkbar. So schien es ihr wenigstens.

Am Abend des gleichen Tages wurde Mlle. Bochet in das Boudoir gebeten, in welchem also die Geschicke des ganzen Hauses zur Entscheidung kamen.

„Liebe Mlle. Bochet,“ sprach zu ihr die Gräfin, „ich habe die Absicht, meine Nichte baldigst zu verheiraten. Ihre Aufgabe ist also beendet. Da Waffilissa jetzt viel häufiger in Gesellschaft gehen wird, als ihre Cousine, so ist Ihre Gegenwart nicht mehr unentbehrlich; Sie können sich also von heute an als frei von jeder Verbindlichkeit betrachten. Ich glaube es wird kaum nötig sein hinzuzufügen, daß Sie, so lange es Ihnen gefällt hier zu bleiben, willkommen sind.“

„Werde ich Fräulein Waffilissa bei ihren Ausgängen begleiten dürfen?“ fragte die Erzieherin.

„Nein, liebe Mlle. Bochet, Sie sind gänzlich frei. Bis zum Hochzeitstage kann Justine Adamowna, welche viel freie Zeit hat, Waffilissa begleiten.“

„Wenn Erlaucht also nichts dagegen einzuwenden haben, so werde ich mich übermorgen zu einer Verwandten, die hier lebt, begeben,“ erwiderte die Schweizerin.

„Wie? so bald schon?“ sagte die Gräfin, welche gern noch ein wenig die Großmütige gespielt hätte.

„Von dem Augenblicke an, wo ich der Frau Gräfin nicht mehr nützlich sein kann,“ sagte die Gouvernante, „darf ich Ihre Gastfreundschaft nicht länger mißbrauchen.“

„Wie es Ihnen beliebt, Mademoiselle,“ antwortete die Gräfin verlegt.

Sie nahm ein Couvert vom Tische.

„Hier ist, was ich Ihnen schuldig bin; es ist für drei Monate im voraus. Ich hätte Sie früher in Kenntnis setzen müssen; möglich, daß Sie nicht sogleich eine andere Stelle finden. . . Sie werden mich durch eine Weigerung nicht verletzen wollen.“

Mlle. Bochet verneigte sich schweigend. Im Begriff, das Boudoir zu verlassen, krampfte sich ihr armes Herz so heftig

zusammen, daß sie genötigt war, einen Augenblick stehen zu bleiben. Die Gräfin wandte sich halb um, in der Meinung sie wolle etwas sagen.

„Darf ich von Zeit zu Zeit die jungen Damen und Herrn Dmitrij besuchen?“

Der Name ihres Sohnes erweckte die üble Laune der Gräfin.

„Gewiß, Mademoiselle. Sie scheinen zu glauben, daß ich Sie fortschicke? Sie werden uns immer willkommen sein,“ fügte sie hinzu und reichte ihr die Hand, denn sie war nicht böseartig.

Mlle. Bochet drückte diese Hand und entfernte sich tiefbetrübt. Sie fühlte, daß dieser Abschied einer Verbannung gleichkam.

War das der Lohn dafür, daß sie diese drei Kinder so sehr geliebt hatte? Obgleich eigentlich Lissa allein ihrer Obhut anvertraut gewesen war, so hatte sie doch Dmitrij hauptsächlich in ihr Herz geschlossen, diesen guten, kleinen Knaben, der so zärtlich und so geistreich war, diese zarte, empfindliche Natur, die so nervös und schwächlich schien, daß man fürchten konnte, der Faden, der diesen Engel mit der Erde verband, könne jeden Augenblick reißen.

Miß Junior war nicht zu Hause, es war ihr Ausgehetag. Mlle. Bochet kam in das große, langweilige Zimmer, in welchem sie zwei Jahre ihres Lebens zugebracht hatte, und die unwirtlichen Wände, die unfreundlichen Möbel desselben schienen ihr jetzt, durch die Thränen, welche ihre Augen verschleierten, wie die eines Palastes.

Als die beiden jungen Mädchen sahen, wie sie so blaß und fast ohnmächtig hereinwankte, stürzten sie ihr entgegen und führten sie zum Lehnstuhl. Die besorgten Fragen der Mädchen machten ihr die Notwendigkeit klar, eine Scene zu vermeiden. Sie blickte in das erschrockene Gesicht Dmitrijs, der sie mit seinen großen, schwarzen Augen anstarrte, und fühlte sich schwach werden.

„Es ist nichts,“ sagte sie, „ich habe mir nur den Fuß vertreten.“

Alle Pflege, alle Kompressen wies sie ab und suchte erfolglos Heiterkeit zu heucheln. Nachdem Dmitrij fortgegangen war, legte sie sich, unter dem Vorwande, Kopfweh zu haben, zu Bette. Die beiden Cousinen riefen gleich ihre Kammerfrauen und als alles ruhig geworden war — bis zur Ankunft

von Miß Junior, die erst um elf Uhr erwartet wurde — schlichen sie zu Mlle. Bochet ans Bett.

„Was ist geschehen?“ sagte Zina, erschrocken über das ganz entstellte Gesicht, das sich bei ihrem Kommen vom Kissen erhob.

„Ich gehe fort, meine geliebten Kinder . . . morgen schon. Man will Sie verheiraten, Lissa, Sie wissen es wohl bereits? Ich bin überflüssig . . . ich gehe. Und doch liebe ich euch so sehr! Oh, meine lieben Töchter!“ flüsterte sie, in Thränen aufgelöst.

Die beiden Mädchen fingen mit ihr an zu weinen. Plötzlich aber erhob sich Zina und sagte:

„Dmitrij wird krank werden; er liebt Sie unsäglich.“

„Deshalb wollte ich auch in seiner Gegenwart nicht davon sprechen. Wenn doch die Gräfin ihm sagen möchte, daß ich nicht für immer fortgehe. Man könnte vorgeben, ich mache eine Reise und würde wiederkommen.“

„Meine Mutter wird auf diese kleine Lüge nicht eingehen,“ sagte Zina traurig.

Lissa weinte nicht. Nachdem der erste Schreck vorüber war, ward sie ruhig und blieb auf dem Bette sitzen, die Hand der Gouvernante in der ihrigen haltend.

„Wir machen uns vielleicht unnütze Sorgen,“ begann Mlle. Bochet wieder. Kinder vergessen leicht; nach acht Tagen wird sich Dmitrij meiner gewiß kaum noch erinnern.“

Bei diesem Gedanken flossen ihre Thränen aufs neue.

„Aber Sie werden uns doch besuchen?“

Die Erzieherin, welche soeben erst verletzt worden war, wollte es nicht versprechen; nach langen, dringenden Bitten gab sie endlich nach.

„Geben Sie mir Ihre Adresse, Mademoiselle,“ sagte Wassilissa, die noch nicht viel gesprochen hatte.

„Meinetwegen. Weshalb?“

„Damit ich Sie finden kann, wenn ich Ihrer bedürfen sollte.“

„Meiner bedürfen, mein liebes Kind? Worin könnte ein armes Mädchen wie ich Ihnen nützlich sein?“

„Man kann nicht wissen . . . Thun Sie mir den Gefallen.“

„Recht gern, mein Kind. Hier ist sie . . . Und Sie wollen mir schreiben?“

Ein leichtes Geräusch im Nebenzimmer kündigte die Rückkehr von Miß Junior an und die beiden Cousinen huschten auf den Bezenspitzen in ihre Betten.

Während die Engländerin, erstaunt, die Mädchen so früh schon schlafend zu finden, sich vorsichtig auskleidete, sagte Zina ganz leise zu ihrer Gefährtin:

„Alles das ist sehr sonderbar! Was mag das zu bedeuten haben?“

„Das ist der Anfang . . .“ antwortete Wassilissa.

„Der Anfang? Was willst du damit sagen?“

„Man will mich beugen . . . Aber ich werde widerstehen, und wenn ich zerbrochen niedersinken sollte!“

Zina drückte ihr energisch die Hand. Sie hatte gänzlich vergessen, daß der Feind — ihre Mutter sei. Uebrigens vertrat diese, den Kindern nur wenig sichtbare Mutter, welche so häufig schalt, welche nie liebte — denn diese flüchtigen Morgen- und Abendküsse waren keine Liebeskosen — diese Mutter vertrat das Princip der Autorität, und Autorität ist selten beliebt, wenn mit ihrer gefürchteten Majestät nicht auch ein wenig Liebe verbunden ist.

---

## XVIII.

### Amitrij versetzt Justinen eine Ohrfeige.

Am nächsten Tage theilte die Gräfin den jungen Mädchen mit, daß Mademoiselle Vochet sie verlassen werde; die Ursache wurde nicht erwähnt. Sie nannte das: ihre Nichterwartung an den Heiratsgedanken gewöhnen. Die Umwälzung, welche sich in Wassilissas Kopfe ganz von selbst vollziehen mußte, war ihrer Ansicht nach besser sogar als die beste Predigt. Der Theorie nach hatte sie vielleicht recht, die Praxis aber bereitete ihr eine Ueberraschung vor.

Als die Zeit zum Spazierengehen herannahte, wurde Miß Junior aufgefordert, die jungen Mädchen in den Sommergarten zu begleiten. Die Engländerin war weit davon entfernt, sich zu freuen, wie Zina glaubte, die sie mehr als je verabscheute. Sie befand sich im Gegenteil in großer Verlegenheit, als sie sah, daß ihre alte Rivalin das Haus verließ. Diese etwas spröde, aber ehren- und gewissenhafte Natur sah jede Zuträgerei als eine Ungeheuerlichkeit an, und obschon sie sich vollkommen unschuldig fühlte, fürchtete sie doch, daß Mademoiselle Vochet die Ungnade, deren wahre Urheber sie

wohl kannte, ihr zuschreiben könnte. Sie sagte daher in Gegenwart der beiden jungen Mädchen zu Mademoiselle Bochet, welche eifrig mit dem Packen ihres Koffers beschäftigt war: „Ich hoffe, Mademoiselle, daß Sie die kleinen Sticheleien, die zwischen uns vorgekommen sind, vergessen haben und überzeugt sind, daß ich an den Ursachen, welche Ihre Entfernung aus diesem Hause veranlaßt haben, gänzlich unschuldig bin.“

Die Schweizerin beruhigte ihre alte Gegnerin, welche sehr leicht ihre Unglücksgefährtin werden konnte, vollständig.

„Hier ist jemand, der viel mächtiger ist als Sie und ich; jemand, der, wie ich fürchte, hier bald Herr im Hause sein wird.“

Sie schwieg. Ein energischer Händedruck sagte ihr, daß man sie verstanden habe.

In diesem Moment trat Justine ein, um zu melden, daß der Wagen angespannt sei. Sie übernahm gern solche kleine Dienste, die ihr Gelegenheit boten unversehens da zu erscheinen, wo sie nicht erwartet wurde. Diesmal aber war sie vergebens gekommen.

Am Abend kam Dmitrij, um wie gewöhnlich die Zeit mit den jungen Mädchen zuzubringen. Durch eine Art stummen Einverständnisses war er von dem bevorstehenden Abgang seiner guten Freundin nicht unterrichtet worden. Er spielte und belustigte sich daher wie immer und Mademoiselle Bochet nahm an seinen Spielen noch mehr Anteil als sonst, bis Justine Adamowna mit ihrer Arbeit eintrat. Sie war ganz leise wie eine Katze, welche ihre Krallen eingezogen hat, hereingeschlichen.

Die Ankunft dieses artigen Fräuleins dämpfte die Fröhlichkeit des Knabens; heiter war übrigens heute niemand; die beiden Cousinen hielten sogar nur mühsam ihre Gemütsruhe aufrecht.

Justine setzte sich leise hin. Die Stühle, welche sie berührte, machten nie ein Geräusch auf der Diele. Nach einer Weile sagte sie: „Sie sind gewiß recht traurig, Dmitrij; aber Mademoiselle Bochet geht ja nicht für immer fort, Ihre Frau Mutter hat mich beauftragt, sie für den Sonntag einzuladen.“

„Bochet geht fort?“ sagte Dmitrij, der ganz blaß geworden war. Er sprang vom Stuhle auf und stemmte seine beiden kleinen Fäuste auf den Tisch.

„Wie, Mesdames, Sie hatten es dem Kinde verheim-

licht? . . . Ich bin untröstlich, ich konnte nicht vorausssehen . . . Es war ja so einfach. Es ist doch kein Geheimnis dabei, wie mir scheint!"

Diese Phrasen folgten einander ohne Unterbrechung, nur von einer Bewegung der Augenbrauen, die ihr steigendes Erstaunen veranschaulichen sollte, begleitet.

"Bochet geht fort?" wiederholte der Knabe mit drohender Stimme und blickte die Favoritin an.

"Ich gehe fort, mein Kind!" sagte Mademoiselle Bochet und versuchte ihn in ihre Arme zu schließen; „aber ich komme wieder . . . Sie hören ja, daß ich Sonntag wiederkommen werde."

"Um hier zu bleiben?" fragte Dmitrij, noch immer mit den geballten Fäusten auf den Tisch gestützt.

"Nein, nicht für immer. Ich komme zu Mittag; wir werden dann zusammen spielen."

"Sie gehen also ganz fort? Mama hat Sie fortgeschickt?"

Die Frage war so klar, daß niemand eine Antwort fand.

"Mama schickt Sie fort, weil Sie mich lieben . . . Sie sagt, daß Sie mich verwöhnen. Und Sie sind es, die ihr das rapportieren, Sie!" sprach er, die Zähne aufeinander pressend und sich an die sanfte Justine wendend.

"Ich, Dmitrij?"

"Ja, Sie! . . . Seit Sie des Abends hierherkommen, geht alles verkehrt, schilt uns Mama immer! Sie sind es! . . . Ich verabscheue Sie!"

"Dmitrij! Dmitrij!" rief Mademoiselle Bochet zitternd, denn die Gräfin, welche sich ankleidete, um in eine Abendgesellschaft zu gehen, konnte, wenn die Thüren offen standen, alles in ihrem Ankleidezimmer hören.

"Ja, ich verabscheue sie!"

Er suchte nach einem für ihn neuen Worte, und als er es gefunden, gebrauchte er es mit männlicher Entschlossenheit gegen die Favoritin seiner Mutter.

"Ich verachte Sie!" rief er mit hochmütiger Miene und die Arme verschränkend.

Die Favoritin erröthete über den ihr angethanen Schimpf; dieser kleine Knabe, den alle vergebens zu beruhigen suchten, drückte sichtlich die Gefühle der Anwesenden aus.

"Sie sind nur ein Kind, Dmitrij, und wissen nicht, was das Wort, welches Sie brauchten, bedeutet; sonst hätten Sie sich gewiß nicht erlaubt . . ."

„Doch, ich weiß, was verachten bedeutet! Ich weiß es!“ schrie der Knabe und stampfte mit dem Fuß.

„Ich bin überzeugt, daß es nicht der Fall ist, und deshalb verzeihe ich Ihnen.“

„Mir? . . . verzeihen, mir?“ sprach das Kind bleich vor Wut. „Sie, eine Geduldete, einem Grafen Kumjassin verzeihen! . . .“

„Sie sind ein Graf Kumjassin, Sie sind aber auch ein kleiner, sehr unhöflicher Knabe. Dessenungeachtet, ich wiederhole es Ihnen, lege ich Ihnen Ihre Unart nicht zur Last, weil Sie nicht wissen, was verachten bedeutet. . .“

Der Knabe blickte die Favoritin, deren Hände bei ihrer Arbeit zitterten, herausfordernd an. Dann trat er zwei Schritte näher und gab ihr mit der flachen Hand einen Schlag auf die Wange.

Alle schrien auf und Dmitrij wurde von seiner Schwester zur Seite gebracht.

Die Gräfin trat aus ihrem Zimmer, zog sich die Handschuhe an und näherte sich der Gruppe. „Was gibt es?“ fragte sie. „Jedesmal, wenn dieses Kind hierherkommt, ist ein Geschrei, um einem den Kopf zu zersprengen.“

„Ich gab Justinen eine Ohrfeige,“ schrie Dmitrij, trotz der übermenschlichen Anstrengung seiner Cousine, die ihm mit der Hand den Mund zu verschließen suchte.

„Eine Ohrfeige? In meinem Hause?“ rief die Gräfin zornig erfüllt; „das ist unmöglich! Ist es wahr, Justine?“

„Es ist wahr, Frau Gräfin,“ antwortete die Favoritin demütig; „aber der Herr Graf ist nicht verantwortlich, . . . in seinem Alter. . .“

Die Gräfin schellte heftig. „Bringe meinen Sohn in sein Zimmer!“ sagte sie zu dem erschienenen Bedienten, „und sage Herrn Wachtel, daß er ihn auf der Stelle zu Bette bringt, — bitte Fräulein Justine, die du beleidigt hast, um Verzeihung!“

„Niemals!“ sagte der kleine Knabe. „Sie sind meine Mutter, und wenn Sie wollen, werde ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich etwas gethan, was Ihnen mißfällt; aber diese Verachtungswürdige werde ich nie um Verzeihung bitten.“

„Bring den jungen Grafen fort!“ sagte die Gräfin dem Diener.

„Es ist nicht nötig, Mama, ich gehe ganz von selbst,“ antwortete das Kind und schob den Diener zur Seite.

Dann verneigte er sich tief vor seiner Mutter, machte



eine zweite Verbeugung gegen die jungen Mädchen, und während die Anwesenden, durch sein Betragen verduzt, nicht daran dachten, ihn zu hindern, faßte er die Röcke von Mademoiselle Bochet mit seinen kleinen Armen zusammen, drückte einen Kuß darauf und zog sich ruhig zurück.

„Nun,“ sagte die Gräfin kurz, „ich hoffe, es ist das letzte Mal gewesen! Guten Abend, Mesdemoiselles.“

Sie entfernte sich und zog die lange Schleppe ihrer Sammetrobe hinter sich her. Zehn Minuten später, nachdem das Rollen des Wagens verhallt war, verließ Mademoiselle Bochet das Haus.

Dmitrij wurde nicht krank. Die nervöse Erregung war durch seinen Zornausbruch sehr abgeschwächt worden. Seit dieser Zeit aber schleuderte er Justinen, jedesmal, wenn sich ihre Augen begegneten, denselben Blick zu, der die Ohrfeige begleitet hatte.

Die Erzählung von dieser Ohrfeige lief durch das ganze Haus und sonderbar, die Gräfin ausgenommen, freuten sich alle mehr oder minder darüber. Dmitrij, am andern Morgen früh zu seiner Mutter entboten, verweigerte es entschieden, sich zu entschuldigen. Endlich entschloß sich die Gräfin, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß der Eigensinn des Kindes, welches durch diesen Charakterzug ihr so ähnlich war, nicht zu besiegen sei, ihm die Wahl zu lassen zwischen einer strengen Strafe und der vollständigen Verzeihung unter der Bedingung, Fräulein Justine Abbitte zu leisten.

„Mama, wie können Sie glauben, daß ich auch nur einen Augenblick zögern werde? Nicht zwei Monate, ein ganzes Jahr lang will ich auf alle Lederbissen verzichten, ehe ich das thue, was nicht recht wäre!“

„Wie . . . was nicht recht wäre? Deiner Meinung nach ist es also unrecht, sein Bedauern für ein begangenes Vergehen auszudrücken?“

„Es ist unrecht ein Bedauern zu äußern, das man nicht empfindet.“

„Du fühlst also kein Bedauern darüber, daß du unrecht gethan hast?“

„Ich habe nichts Unrechtes gethan, Mama. Ich würde es sofort noch einmal thun, wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen zu mißfallen.“

Der kleine Knabe kam mit einer scharfen Moralpredigt davon.

Einige Tage später sagte die Gräfin lachend zu Frau von Suſtjow: „Ich weiß wirklich nicht, wo dieser kleine Junge seine scharfsinnigen Urtheile hernimmt. Er hat mich zum Schweigen gebracht! Ist der aber starrköpfig! . . . Ein echter Sohn seiner Mutter!“ fügte sie stolz hinzu.

„Er ist zu frühreif für sein Alter. An Ihrer Stelle würde ich ihn vor starken Gemütsbewegungen bewahren und ihn im Lernen nicht zu sehr anstrengen!“

„O! Herr Wachtel versteht es sehr gut, ihn zu unterrichten, ohne ihn zu ermüden,“ antwortete die Gräfin, „und da Mademoiselle Vochet nicht mehr im Hause ist, wird sein Charakter wohl wieder ins alte Geleise kommen.“

---

## XIX.

### Ein Mißerfolg des Herrn Tschudessow.

Die Gräfin hatte etwas ganz anderes im Kopfe, als sich mit Dmitrijs Gesundheit abzugeben, handelte es sich doch darum, Wassilissa von der Werbung ihres Freiers in Kenntniß zu setzen.

Obſchon sie keinen Augenblick an dem Erfolg dieses klug angelegten Planes zweifelte, wollte sie der Werbung doch eine gewisse Feierlichkeit beilegen. Nach dem Mittwochsbiner wurde Wassilissa, die den Befehl erhalten hatte im weißen Kleide zur Tafel zu erscheinen, in das Boudoir ihrer Tante gerufen.

Es war für ein siebzehneinhalbjähriges Mädchen keine Kleinigkeit, in einer solch feierlichen Versammlung zu erscheinen und ihr Herzchen klopfte heftig; indes gelang es ihr dennoch, den für sie bestimmten Plaß zu erreichen, ohne jemand auf den Fuß zu treten, obſchon ihre Augen wie verschleiert waren. Ihrem Eintritt folgte ein Augenblick des Schweigens, der ihr genügte, sich zu sammeln und sich für den Kampf vorzubereiten.

Unterdeſſen lag Nina in ihrem Zimmer vor den Heiligenbildern auf den Knieen und betete inbrünstig, indem sie, um sich gänzlich in das Gebet zu versenken, ihre Ohren mit den Händen zuhielt.

Herr Tschudessow, auf den die Augen aller Anwesenden,

Wassilissas ausgenommen, gerichtet waren, erhob sich mit Anstand und wandte sich mit folgenden anmutig gesprochenen Worten an Frau Górow: „Madame,“ sprach er auf französisch (es klang das viel eleganter als im vulgären Russisch), „mit Bewilligung der hier anwesenden Frau Gräfin, welcher Sie Ihre Rechte auf Ihre Tochter abgetreten haben, bitte ich um die Ehre, durch die Hand von Fräulein Wassilissa Górow, Ihrer Familie angehören zu dürfen!“

Frau Górows Augen füllten sich mit Thränen; erstens, weil das ein so feierlicher Moment war, und dann, weil es der Bewilligung der Gräfin bedurft hatte, um von ihr, der Mutter, die Hand ihrer Tochter zu erbitten; das war doch ein wenig zu stark.

„Mein Herr!“ antwortete sie, indem sie ihr Taschentuch an die Augen drückte, „das Herz einer Mutter kann dem Glücke ihres Kindes kein Hindernis in den Weg legen . . . Wenn meine Tochter Neigung zu Ihnen fühlt, werde ich ihre Wahl von ganzem Herzen billigen!“

Sie sprach nicht so gut französisch wie Tschudessow, aber für jemand, der lange keine Uebung hatte, war es wirklich nicht ganz übel. Tschudessow verbeugte sich. Diesmal war die Gräfin empfindlich berührt, weil in der Antwort keine Rede von ihr gewesen war; indes Frau Górow ließ von jeher den nötigen Takt vermissen.

„Da ich bereits das Glück hatte, meine Absichten durch die Frau Gräfin gut aufgenommen zu sehen,“ begann Tschudessow aufs neue, indem er eine halbe Wendung machte und sich vor dem Stuhl der Hausfrau verneigte, „so richte ich jetzt an Fräulein Wassilissa selbst meine Anfrage: Mein Fräulein,“ fuhr er mit einschmeichelnder Stimme fort, „ich habe ein Einkommen von gegen fünftausend Rubel jährlich, ich vermissе die Reize des Familienlebens, da ich alle, die mir lieb und wert waren, verlor, und deshalb wage ich es, Sie zu bitten, mein Leben mit mir zu teilen. Ich würde glücklich sein, wenn es mir gelänge, durch andauernde Beweise meiner Zuneigung, die Sie durch Ihre Liebenswürdigkeit und Ihre Vorzüge in mir erweckten, ihre Gegenneigung zu gewinnen.“

„Antworte, Wassilissa!“ sprach die Gräfin, der die Phrase zu lang vorgekommen war.

Wassilissa stand auf; ihre Blässe kam fast der Weiße ihrer Kleider gleich; sie erhob die Augen zur Gräfin, dann

zu Tschudessow, und sich an diesen wendend, sprach sie: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Ehre, welche Sie mir erzeigen wollen!“

Sie hielt inne.

„Nun?“ sagte die Gräfin ermunternd.

Wassilissa mußte tief Atem holen.

„Aber ich schlage die Werbung aus!“ sagte sie mit klarer Stimme und setzte sich.

Tschudessow, äußerst betroffen, war allein stehen geblieben. Er blickte sich um und setzte sich dann auch.

„Ich glaube, Wassilissa,“ sagte die Gräfin stolz, „daß du das, was Herr Tschudessow dir sagte, nicht recht verstanden hast. Er hat meine Einwilligung, ich wünsche diese Heirat, deine Mutter teilt meine Ansicht, die Verbindung ist sehr passend, bietet sogar mehr als du erwarten darfst . . . Willst du noch einmal antworten?“

„Ich weigere mich, ihn zu heiraten, Tante.“

„Weshalb?“ fragte die Gräfin, rot werdend.

„Weil Sie mir, als wir vom Lande zurückkehrten, sagten, man müsse seinen Mann lieben und achten; ich liebe den Herrn nicht.“

Die Verwandten sperrten die Augen auf. Das war eine unerwartete Entwicklung einer so feierlich annoncierten Werbung. Wer hätte das voraussehen können!

„Wenn ich von Liebe sprach,“ erwiderte die Gräfin, „so habe ich damit nicht eine Leidenschaft, wie sie in Romanen vorkommt, gemeint.“

Bei diesen Worten warf Tschudessow einen schmach tenden Blick auf Wassilissa, der ihr beweisen sollte, daß wenigstens er sich in jenem Feuer verzehre, welches in Romanen zu finden ist, in diesen Romanen, die an allem schuld sind.

„Ich sprach von einer ehrbaren lauterer Neigung, die man für einen Ehrenmann empfindet, eine Art Freundschaft, die das angenehme Gefühl hervorruft, daß man sein Leben mit einem zuverlässigen, lebenswürdigen Gefährten teilt.“

„Ich fühle nichts dergleichen für den Herrn.“

Die Gräfin hatte bis jetzt noch niemand gefunden, außer vielleicht Dmitrij, ihr verwöhntes Kind, der ihr Widerstand geleistet hätte. Es kam ihr daher auch nicht in den Sinn, in Wassilissas abschlägiger Antwort etwas anderes zu finden als eine bedeutungslose Laune, und sie machte den Versuch, die Angelegenheit scherzhaft zu nehmen.

„Das wird schon kommen,“ sagte sie mit verbindlichem Lächeln. „Sie wollten die Frucht pflücken, bevor sie noch reif war!“ fuhr sie zu Tschudessow gewandt fort; „jetzt sind Sie gezwungen zu warten, bis dieses Mädchen über den Zustand ihres Herzens klarer sein wird. Bis dahin gestatte ich Ihnen, sich als ihren Freier zu betrachten. Je näher sie Sie kennen lernt, desto mehr werden Sie die Zuneigung gewinnen, die Sie verdienen!“

„Ist es so, mein Fräulein?“ sagte Tschudessow tief gerührt. . . „darf ich hoffen, daß einst . . .“

„Nein, mein Herr,“ sagte Wassilissa mit klarer Stimme, „ich liebe Sie nicht und mit meiner Zustimmung werde ich niemals Ihre Frau werden.“

„Ich habe also das Unglück, Ihnen zu mißfallen?“

Wassilissa machte eine bejahende Kopfbewegung.

„Ein anderer, Glücklicherer ist es vielleicht?“

„Nein, mein Herr, weder Sie noch ein anderer.“

„Weshalb dann aber diese Gewißheit, daß Sie nie einwilligen werden?“

„Weil ich vor Gott schwören muß, meinen Mann und nur meinen Mann zu lieben, mein ganzes Leben lang.“

„Nun?“

„Ich kann weder schwören, daß ich Sie liebe, noch daß ich nur Sie lieben werde, wenn ich, verheiratet, demjenigen begegnen sollte, den ich lieben werde.“

Alles Blut trat dem jungen Mädchen in die Wangen, als sie diese letzten Worte aussprach und sich erhob. Hoch aufgerichtet, mit gesenkten Augen, rosig wie ein Maimorgen, schien sie das Urbild der Unschuld zu sein. Tschudessow hatte einen Moment wahrer Leidenschaft, wenn das, was er jetzt empfand, diesen Namen verdiente.

„O!“ rief er erregt, „meine Liebe wird Sie schließlich besiegen!“

„Lassen Sie doch, Herr Tschudessow,“ sagte die Gräfin, gleichfalls aufstehend, „das ist der Eigensinn eines kleinen Mädchens, den man bestrafen muß und dem man nicht schmeicheln darf. Ich gestatte Ihnen, sich von jetzt an als Bräutigam meiner Nichte zu betrachten. Ich werde sie schon zur Vernunft bringen.“

Alle waren aufgestanden.

„Cousine,“ versuchte Frau Górow schüchtern zu sagen, „wenn der Herr Lissa nicht gefällt, so wäre es vielleicht besser . . .“

„Ich habe bisher die Last der Erziehung meiner Nichte getragen,“ antwortete die Gräfin hoheitsvoll, „Sie werden es daher passend finden, wenn ich fortfahre mich mit ihrem Glücke zu beschäftigen. Ich kenne ihren Charakter besser als Sie,“ sagte sie in etwas sanfterem Tone.

Wassilissa ging auf ihr Zimmer. Zina kam ihr entgegen. Selbst Miß Junior sah sie erwartungsvoll an.

„Nun?“ flüsterte Zina erbebend.

„Ich habe ihn zurückgewiesen,“ sagte Zissa und fiel erschöpft auf einen Stuhl.

Miß Junior ließ sie an ihrem Fläschchen riechen und das unangenehme Gefühl, welches diese Art von Stärkungsmittel hervorzurufen pflegt, brachte das arme junge Mädchen bald wieder zur Besinnung.

„Und meine Mutter, was sagte sie?“ sprach Zina.

„Sie hat nicht viel gesagt. Das wird wohl morgen an die Reihe kommen.“

„Hat sie ihn verabschiedet?“

„O nein; er hat die Erlaubnis erhalten, mir den Hof machen zu dürfen.“

Miß Junior erhob Augen und Arme gen Himmel. Mademoiselle Justine, die man bis jetzt weder gesehen noch gehört hatte, schlich ins Schulzimmer herein.

„Ihre Mama wünscht Ihnen lebewohl zu sagen,“ sagte sie zu Wassilissa.

Frau Górow folgte ihr auf dem Fuße, umarmte ihre Tochter, segnete und küßte sie, indem sie ihr dabei ein Wörtchen ins Ohr flüsterte. Dann ging sie und Justine begleitete sie bis ins Vorzimmer.

Der Abend verlief ohne weitere Ereignisse. Gegen ihre Gewohnheit legten die jungen Mädchen sich ruhig schlafen.

Miß Junior schien jetzt gegen Wassilissa freundschaftlicher gesinnt zu sein, machte aber keine Anspielung auf den Gegenstand, der alle beschäftigte.

Zina sprang nochmals aus ihrem Bette, um ihre Cousine zu umarmen und beide junge Mädchen hielten sich eine Zeitlang fest umschlungen, dann trennten sie sich schweigend und der Schlaf beruhigte bald ihre aufgeregten Nerven.

---

XX.

Ein Verlobungsball.

Am andern Morgen war Wassilissa kaum angekleidet, als sie den Befehl erhielt, vor ihrer Tante zu erscheinen. Sie näherte sich ihr wie gewöhnlich, um ihr die Hand zu küssen; aber die Gräfin gab ihr ein Zeichen sich zu setzen, ohne sich berühren zu lassen.

„Dein gestriges Betragen ist unerhört!“ sagte ihre Wohlthäterin tief entrüstet, aber mit ruhiger Stimme. „Du hast mich zu einem Irrtum verleitet, indem du die Huldigungen des Herrn Tschudessow annahmst, um ihn dann in dem Augenblick, wo er, durch deine Koketterie veranlaßt, um deine Hand anhielt, mit dem schmählischen Auftritte einer öffentlichen Abweisung zu kränken. Du solltest über deine Auf-  
führung erröthen.“

Wassilissa wurde wirklich so rot als möglich; die Gräfin bemerkte es nur nicht, da sie die Gewohnheit hatte, diejenigen, welche sie ausschalt, nicht anzusehen.

Die Anschulldigung, kokett gewesen zu sein, war nicht unverdient, und das junge Mädchen fühlte wohl, daß dies die schwächste Seite ihrer Verteidigung sei. Da aber, wenn man um sein Leben kämpft, die Kühnheit mit der Gefahr wächst, so nahm sie sich vor, in keinem Punkte nachzugeben und erwartete die Erneuerung der Feindseligkeiten.

„Weshalb hast du diesen Ehrenmann, der die Schwachheit hatte, dich liebzugewinnen, abgewiesen? Antworte!“ sprach die Gräfin, sie diesmal anblickend.

„Ich habe keinen andern Grund, Tante, als den schon gestern genannten; ich liebe ihn nicht.“

„Und nach sechswöchentlichem unwürdigem Kokettieren hast du das jetzt erst bemerkt?“

„Ich mußte nicht, daß ich kokett sei, Tante,“ sagte die kleine Schlaue, ihre Augen senkend. „Ich versuchte es, ihn lieb zu gewinnen, das ist alles; es gelang mir nicht.“

„Wie, du hast den Versuch gemacht, ihn zu lieben, — jetzt schon?“

Die Gräfin konnte sich nicht mehr zurechtfinden und mußte nicht zu unterscheiden, was sie hätte verbieten und was erlauben sollen.

„Ja, Tante, Sie sagten mir, als wir nach St. Petersburg zurückkehrten, daß man seinen Mann lieben solle . . . Ich sah wohl, daß Sie Herrn Tschudessow für mich bestimmt hatten.“

„Woran hast du das gesehen?“

„Daran, daß Sie so liebenswürdig mit ihm waren, . . . mit einem Manne, den Sie vorher nicht kannten, und dann brachten Sie ihn auch gleich am ersten Tage in unser Schulzimmer.“

Die Gräfin ärgerte sich und suchte vergebens einen Ausweg.

„Nun, da du so weise bist und bereits den Versuch gemacht hast, ihn zu lieben, versuche es noch länger.“

„Ich kann nicht, Tante.“

„Das werden wir sehen! Ich will diese Heirat, hörst du? Ich will sie.“

Wassilissa senkte den Kopf und schwieg.

„Ich will es!“ schrie die Gräfin, die sich dieser stummen Weigerung gegenüber gänzlich vergaß.

Die Nichte sprach kein Wort. Sie nahm sie beim Arm und schüttelte sie heftig.

„Ich will es!“ sagte sie. „Hast du mich verstanden?“

„Ja, Madame!“

„Wirfst du gehorchen?“

„Nein, Tante,“ sagte die Waise mutig und blickte der Gräfin in die Augen. Diese war im Begriff, dieses gebrechliche Kind, das ihr solchen Widerstand leistete, zu Boden zu schleudern und mit Füßen zu treten. Zum erstenmal in ihrem Leben fand sie einen solch offenen Widerstand. Nur mit Mühe hielt sie an sich.

„Du wirst schon folgen!“ sagte sie. „Von heute an verläßt du das Zimmer, welches du bis jetzt mit meiner Tochter teilst. Durch dein rebellisches Beispiel verdirbst du sie nur. Du wirst das Zimmer von Justine Adamowna bewohnen.“

Die Augen der Waise, welche sich bei dem Gedanken, Zina verlassen zu müssen, mit Thränen gefüllt hatten, wurden bei Nennung des Namens der Favoritin plötzlich trocken.

„Hast du gehört?“

„Ja, Tante.“

„Du gehst augenblicklich hinauf. Deine Sachen wird man dir bringen. Jeden Nachmittag um vier Uhr kommst



du herunter und Herr Tschudessow wird dir vor dem Mittagessen den Hof machen. Heute abend werde ich der Gesellschaft, die sich bei uns versammelt — es war ein Donnerstag, — deine Verlobung anzeigen und du wirst mit deinem Bräutigam, den ich zum erstenmal zu meinen Abendgesellschaften eingeladen habe, den Ball eröffnen. Deine Aussteuer wird sofort in Angriff genommen und die Hochzeit findet am ersten Sonntag nach Ostern statt. Hast du gehört?"

"Ich höre, Tante, werde aber nicht heiraten."

"Bis dahin hast du noch Zeit genug, deine Ansicht zu ändern," sagte die Tante mit sarkastischem Lachen.

Wassilissa schwieg. Das war ärger als alles, was sie voraussehen konnte.

"Dein Bräutigam wird dir heute das Brautgeschenk bringen. Man wird dir gratulieren und du wirst antworten, wie es sich schickt. Machst du einen Auftritt oder widersprichst du mir, so lasse ich dich ins Kloster sperren, aus dem du nicht wieder herauskommen sollst. Solche Mädchen, wie du, sind Gott sei Dank selten, aber man wird schon mit ihnen fertig. Geh!"

Wassilissa zog sich mit blutendem Herzen zurück. Die Trennung von Zina that ihr am meisten weh. Das Kloster war noch ferne — überdies ging es damit, wie mit dem Teufel, von dem man auch wohl spricht, den man aber nie sieht; — die Trennung von Zina aber und das Zusammensein mit Justine, das war zuviel auf einmal!

Sie ging ins Zimmer der Favoritin, wohin ihr Bett und ihre Sachen schon hinaufgeschafft worden waren. Justine war sehr lebenswürdig und empfing sie mit tausend Zärtlichkeiten.

"Ich werde Sie nicht lange als Gefährtin behalten," sagte sie teilnehmend; „die Gräfin hat schon ihren Tapezier kommen lassen, um für Sie ein hübsches blaues Zimmer zu bestellen. Ihr Salon wird rot tapeziert. Die Wohnung ist an der Ecke der Galernaja gemietet."

Wassilissa hörte nichts weiter. Ein blaues Zimmer! . . . Und der Fürst, der ihr ein so reizendes blaues Zimmer eingerichtet hatte, wie man es in Feenmärchen nicht schöner findet!

Justine bemerkte bald, daß ihre Beredsamkeit keinen Erfolg habe und überließ sie ihren Betrachtungen.

Der Tag verging. Das Frühstück wurde ihr oben serviert; zum Spaziergehen wurde sie nicht aufgefördert. Raum

hörte sie um zwei Uhr den Wagen, der Miß Junior und deren Schülerin entführte.

Vor dem Mittagessen kam ihre Kammerfrau, um sie zu coiffieren und teilte ihr mit, daß Zina sehr geweint, daß sie deshalb auch nicht gelernt habe und jetzt zu einem Juwelier gefahren sei, um einen Schmuck auszusuchen, den sie auf Befehl der Mutter der Braut schenken würde.

„Man wird Ihnen viele schöne Sachen schenken, Fräulein,“ sagte die Kammerfrau.

Als sie mit der Coiffure fertig war und ein weißes Jasminbouquet, welches von der Gräfin zu diesem Zwecke gesandt war, angesteckt hatte, sagte die Kammerfrau:

„Zum Mittagessen werden Sie Ihr Bromenadenkleid anbehalten; nach dem Essen kommen wir wieder herauf und man zieht Ihnen dann das neue Kleid an, das unlängst für Sie gebracht wurde.“

Seit langer Zeit war also alles zu diesem Verlobungsfeste vorbereitet, alles — mit Ausnahme der Braut, deren Einwilligung einzuholen man übersehen hatte.

Wassilissa erschien beim Essen in ihrem Wollenskleide.

„Cousine Lissa,“ sagte Dmitrij, indem er, als sie aufstand, zu ihr herantrat, „du bist wohl in Strafe?“

Und er blickte Justinen wütend an, die sich eben näherte, um als treue Leibwache Lissa, ohne ihr die Möglichkeit zu gewähren, mit der Cousine ein Wort zu wechseln, hinauf zu begleiten.

Als das junge Mädchen geschmückt war, ließ die Gräfin sie in ihr Boudoir kommen. Es mochte neun Uhr sein; die Soiréen im Hause Rumjassin dauerten nie länger als bis um ein Uhr nachts, man kam also zeitiger, als es sonst bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, zusammen. Einzelne Gäste waren bereits angelangt und die Musikinstrumente wurden in bekannter disharmonischer Weise, die, wie es scheint, nicht vermieden werden kann, gestimmt.

Zina, die bereits mit ihrer Gouvernante heruntergekommen war, empfing die Ankommenden.

Tschudessow, tabellos wie immer, war bei der Gräfin. Schmuckgegenstände in offenen Etuis funkelten im Lichte der Lampe. Nie war Tschudessow dem jungen Mädchen so häßlich erschienen, wie beim Gefunkel dieser Diamanten.

„Komm her, Wassilissa; Herr Tschudessow offeriert dir sein Brautgeschenk. Ich hoffe, daß deine lächerlichen Kindereien

ein Ende haben, und daß du dich als ein im Grunde genommen gutes, liebevolles und dankbares Kind zeigen wirst.

Wassilissa verbeugte sich, ohne zu antworten. Tschudessow trat mit einem breiten Goldbracelet in der Hand, das ein Schloß aus Rubinen und Brillanten schmückte, auf sie zu.

Er überreichte diesen Schmuck dem jungen Mädchen, welches sich nicht rührte, als ob die ganze Sache sie nichts angehe.

Die Gräfin nahm das Armband, öffnete es, ergriff rücksichtslos den Arm ihrer Nichte, legte das Bracelet um ihr Handgelenk und schloß es.

„Man legt mir die Fesseln an,“ dachte die Braut, „aber ich werde sie zu sprengen wissen und sollte es durch den Tod sein.“

Die Gräfin reichte dann den regungslosen Arm, welchen sie nicht losgelassen hatte, Tschudessow hin und sagte:

„Küssen Sie Ihrer Braut die Hand, mein Herr.“

Tschudessow beeilte sich, es mit strahlender Miene zu thun. Als er die Hand an seine Lippen drücken wollte, schlug er die Augen zu Lissa auf. Sie sah ihn ruhig an; in ihren blauen Augen lag weder Zorn noch Verachtung, sie schienen nur zu sagen: „Wir wollen doch sehen, wie weit Sie gehen werden!“

Der Bräutigam, durch diesen räthselhaften Blick beunruhigt, war im Begriff, die kalte, leblose Hand, die er hielt, fallen zu lassen, als ihn die Gräfin ungeduldig fragte:

„Nun? Sollten Sie zögern?“

Der Senatsbeamte berührte Wassilissas Finger respektvoll mit den Lippen und ließ dann ihre Hand los. Sie fiel herab und zerknitterte das Ballkleid.

„Gut,“ sagte die Gräfin. „Hier, mein Kind, ist das Geschenk, welches ich dir, mit meinen besten Wünschen für dein Glück, offeriere.“

Es war ein Medaillon, welches zu dem Bracelet paßte. Während sie die goldene Kette um den Hals ihrer Nichte legte, die immer noch bewegungslos und stumm dastand, fügte sie hinzu:

„Ich hoffe, du wirst bald einsehen, daß dich alle hier lieben und dein Bestes wollen.“

Dabei küßte die Gräfin, von der Aufrichtigkeit ihrer Aeußerung vollkommen überzeugt, Wassilissas kalte Stirn.

„Noch eine Kette,“ dachte diese, als sie die Kälte des

Metalls an ihrem Halse fühlte, „aber zwei oder zehn, was kummert's mich. Die Seele hat Flügel.“

Die Tante blickte sie an: sie erwartete den Dank der Nichte; dieses Stillschweigen beunruhigte sie, trotz ihrer Sicherheit. Sie schellte und ließ ihre Tochter rufen.

Während man diese aufsuchte, steckte sie einen Diamantenstern, das Geschenk des Grafen, in Wassilissas Haar. Ein letztes Etui lag noch auf dem Tische.

Zina war bald da, man hatte sie kaum kommen gehört. Sie war in eine Wolke von weißem Tüll gehüllt und fiel ihrer Cousine um den Hals. Beide junge Mädchen hielten sich, in Gegenwart der Gräfin, eine Sekunde lang umarmt. Dieser Härlichkeitserguß war gar nicht nach dem Geschmack der Gräfin, aber sie wußte nicht, wie sie ihn verhindern sollte.

„Gib deiner Cousine das Andenken, welches du ihr zugedacht hast.“

Zina nahm ein Paar Ohrringe aus der kleinen Schachtel; aber ihre Hände zitterten so stark, daß sie sie nicht befestigen konnte. Wassilissa steckte sie daher selbst in ihre kleinen, rosensfarbigen Ohren; ihre Hand zitterte nicht.

Einem Blick ihrer Mutter gehorchend, sagte Zina:

„Empfange, liebe Cousine, dieses Andenken als Beweis meiner Freundschaft und meiner Wünsche für dein Glück.“

Ihre Stimme versagte, sie umfing Lissa und drückte sie verzweiflungsvoll an sich. Der Besatz ihres zerfnitterten Kleides verwickelte sich in dieser Umarmung und während sie sich voneinander lösten, flüsterte Wassilissa:

„Sage nichts weiter, mache mich nicht weinen, sie würden sich darüber freuen.“

Zina blieb bei ihr, sie war blasser und zitterte mehr als das Opferlamm.

„Herr Tschudessow,“ sagte die Gräfin, „reichen Sie Ihrer Braut den Arm. Wir gehen hinunter.“

Das Orchester spielte einen melodischen Modewalzer, dessen Töne bis hinauf klangen. Tschudessow betrat die Treppe; die weiß behandschuhten Finger Wassilissas ruhten auf seinem Arm.

Bei der Treppenwendung, während Zina und ihre Mutter, um die Schleppe von Lissas Kleid zu vermeiden, genötigt waren, etwas zurückzubleiben, richtete Lissa zum erstenmal folgende Worte an ihren Bräutigam:

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich liebe Sie nicht und werde Sie niemals lieben . . . Wenn Sie ein Ehrenmann sind, so

verzichteten Sie auf eine Verbindung, welche uns beide unglücklich machen würde."

Sie blickte ihm offen ins Gesicht und ihre blauen Augen, durch die Dual, welche sie innerlich empfand, größer geworden, suchten auf dem Grunde der Seele dieses Mannes jenen göttlichen Funken, der sich in jedem von uns finden mußte. Tschudessow ergriff mit der rechten Hand die Finger seiner Braut, um sie an seine Lippen zu drücken, lächelte selbstgefällig, als ob er sagen wollte: „Das macht nichts, man gewöhnt sich . . .“

Wassilissa entzog ihm die Hand mit einer so drohenden Gebärde, daß Tschudessow das Gefühl hatte, als ob er geohrfeigt worden sei. Seit der Tracht Prügel, die seinem ersten Liebesroman ein Ende gemacht, hatte er keinen solchen Schreck mehr erlebt. Sie waren am Fuße der Treppe angelangt, die Gräfin hatte sie eingeholt und ging mit ihrer Tochter voran. Alle vier betraten den Ballsaal. Die Musik brach ab.

„Herr Nikolaus Tschudessow,“ sagte die Gräfin zu der ersten Gruppe, die sie beim Eintritt umringte, „seit gestern Bräutigam meiner Nichte Wassilissa.“

Nun wurde Tschudessow von oben bis unten betrachtet und einer Kritik unterzogen. Nichtsdestoweniger regnete es von allen Seiten Glückwünsche auf die Braut, welche sich stillschweigend verneigte. Die jungen Mädchen küßten sie auf die blassen Wangen, die Frauen auf die Stirn, die jungen Männer machten ihr eine tiefe Verbeugung, sie nahm alles hin und beantwortete alles mit der gleichen mechanischen Neigung des Kopfes.

Das Orchester begann einen Walzer und Tschudessow, seine Braut umfassend, flog mit ihr im Tanze dahin. Nach der ersten Runde, als er eben im Begriffe war, weiterzutanzten, hielt Wassilissa an und sagte:

„Ich bin ermüdet, mein Herr, ich danke Ihnen.“ Sie setzte sich. Zina, welche sie mit den Augen verfolgt hatte, kam zu ihr und eine Gruppe junger Mädchen trennte sie bald von dem verhassten Bräutigam. — „Du wirst dich verheiraten?“ — „Liebst du ihn, diesen Herrn?“ — „Heiratest du gern?“ — „Er ist nicht schön.“ — „Ein Zivilist!“ — „Warum heiratest du nicht lieber einen Offizier?“ — „Wird die Hochzeit bald sein?“ — „Sind dies Hochzeitsgeschenke?“

Diese und hundert andere Fragen ertönten gleichzeitig von zwanzig Paar lachenden Lippen. Dann wurde es stiller,

denn Wassilissa sprach kein Wort, lächelte auch nicht, was doch sonst nicht Gebrauch bei Bräuten ist.

„Ich verabscheue ihn!“ sagte sie endlich.

„Oh!“ war die Antwort der jungen Mädchen, „warum heiratest du ihn dann?“

Wassilissa wagte es nicht zu antworten, denn vom andern Ende des Saales wurde sie von der Tante mit ernstern Blicken beobachtet. Sie begnügte sich daher, den Kopf verneinend zu schütteln und die Gefährtinnen mit einem Blick anzusehen, in welchem sich Triumph und Zorn vereinigte.

„Du wirst ihn nicht heiraten?“ sagte eine von ihnen.

„Wie wirst du das machen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Wassilissa, „aber es würde mich sehr wundern, wenn ich ihn heiraten sollte. Indessen, da wir heute doch einen Verlobungsball haben, Mesdemoiselles, so wollen wir uns wenigstens amüsieren.“

Durch eine Bewegung theilte sie den Kreis der Mädchen und erschien plötzlich mitten unter den Tänzern. Marizkij befand sich dicht vor ihr.

„Ich gratuliere, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit einem Schatten von Geringschätzung.

„Sie finden meine Wahl sonderbar?“ antwortete sie lächelnd.

Seit sie ihren Haß gegen Tschudessow laut verkündet hatte, fühlte sie sich zwanzigfach stärker.

„Ich muß wirklich gestehen . . .“ erwiderte der junge Offizier verblüfft.

„Es ist nicht meine Wahl, mein Herr,“ sagte sie, „und so Gott will wird dieser Mensch — sie betonte das Wort — nie mein Mann werden.“

„Weshalb also?“ . . .

„Meine Tante ist klüger als ich!“

Wassilissa schlug ihre Augen auf; eine Art von kindlicher Bosheit leuchtete aus ihrem Gesichte. Das Orchester spielte noch immer den Walzer. Marizkij verneigte sich, sie legte die Hand auf die Schulter des jungen Offiziers und tanzte mit ihm dreimal um den Saal herum. Unter diesem jungen Volke war plötzlich, man weiß nicht was für eine Parole verbreitet worden; kurz — es gelang Tschudessow nicht, die Gruppe, welche sich beständig um seine Braut bildete, bis zum Beginn der nächsten Quadrille zu durchbrechen.

Die Lage, in der er sich befand, war im höchsten Grade

mißlich. Er hatte keinen Freund hier, niemand kannte ihn; die Gräfin mochte ihn, so viel sie wollte, vorstellen, nach zwei bis drei Höflichkeitssphrasen, die durch die Neugier veranlaßt wurden, hatte man ihm nichts mehr zu sagen. Desto mehr aber betrachtete man ihn.

Wassilissa dagegen befand sich mitten unter ihren Jugendgepfeilen, umgeben und gefeiert von jungen Leuten, die sie, theils von Kindheit auf, theils seit mindestens einigen Wochen kannte, ganz behaglich. Sie sah, daß ihr Bräutigam allen mißfiel und war darüber entzündt. Es war ihr ein Vergnügen, zu sehen, wie er unruhig und gelangweilt um ihren kleinen Hofstaat herumschlich. Als der Zufall des Walzers sie in seine Nähe brachte, fühlte sie eine böshafte Genugthuung, als die Atlasbänder ihres Gürtels gleich einem Peitschenhieb auf seinen schwarzen Frack klatschten. Es gelang ihr, während einer ganzen Stunde ihn von sich entfernt zu halten, und nach Ablauf derselben wußten es alle im Hause, bis auf die Dienerschaft, die im Vorzimmer die Pelze hütete, daß die Gräfin Fräulein Górow gegen ihren Willen verheirate.

Aber ach! jede Freude hat ihre Grenzen. Eine Quadrille mit dem Bräutigam war nicht zu vermeiden. Zina hatte es so eingerichtet, daß sie mit Marizkij vis-à-vis von ihnen zu stehen kam, um ihr wenigstens, wenn die Touren des Kontertanzes es gestatteten, die Hand drücken zu können.

Im Verlaufe dieser Quadrille antwortete Zissa auf Tschudessows Fragen nur ja oder nein, während sich das ihnen gegenüber stehende Paar sehr lebhaft unterhielt. Zina war äußerst vorsichtig; die besondere Art von Zurückhaltung, welche die vornehme Gesellschaft ihren Mitgliedern von der Wiege an auferlegt, gestattet manches zu sagen, ohne sich zu compromittieren. Die junge Gräfin sprach kein Wort von ihrer Mutter, sagte über Tschudessow nur Gutes, erwähnte weder den Namen von Justine Adamowna, noch sprach sie von der Art und Weise, wie diese Verbindung zustande gekommen; trotzdem aber war nach fünfundzwanzig Minuten bereits, als die Quadrille ihr Ende erreicht hatte, Marizkij voller Theilnahme für das Opferlamm, hielt die Gräfin Rumjassin für eine Tante, die ihre Nichte gern los sein wolle und die sie dem ersten besten gegeben habe.

Der erste beste! Auch er, Marizkij, hätte der erste beste

sein können, wenn er sich zeitig vorgestellt hätte; und ihm hätte man dieses reizende Mädchen gern gegeben.

Ja, und das wäre unbedingt viel besser gewesen . . . aber es war zu spät. Angenommen selbst, sie würde Tschudessow nicht heiraten, ihm würde man sie jetzt doch nicht geben . . . Die Gräfin würde sehr ungehalten sein und seine eigenen Eltern würden nichts von einer Schwiegertochter wissen wollen, deren erste Heirat nach der offiziellen Verlobung skandalöserweise abgebrochen worden war.

Der junge Mann, welcher nie daran gedacht hatte, Fräulein Górow zu heiraten, fing an zu bedauern, daß er diesen Gedanken nicht früher gehabt hatte.

Im Laufe des Abends forderte er Zina öfters zum Tanze auf, um von ihrer Cousine sprechen zu können, und Zina fand, da auch sie gern plauderte, Mariakij sehr nett, so wurden sie bald die besten Freunde.

Der Ball ging zu Ende; die Menge zerstreute sich nach und nach und um halb zwei Uhr befanden sich die Gräfin und die beiden jungen Mädchen allein mit Tschudessow im Speisesaal, wo man soupiert hatte.

Der Bräutigam verabschiedete sich von der Gräfin und dankte ihr für alle Güte, mit der sie ihn überhäuft habe.

Die vornehme Dame lächelte wohlwollend.

„Ich hoffe, Wassilissa,“ sagte sie zu ihrer Nichte, „daß du jetzt zu vernünftigeren Ansichten gekommen bist.“

„Ich habe meine Ansichten nicht geändert, Tante,“ antwortete das junge Mädchen. „Sie verboten mir eine Aufsehen erregende Scene zu machen und ich wollte Ihnen in Ihrem Hause nicht den Gehorsam verweigern. Aber, wenn man mich in die Kirche führt, und wenn der Priester mich fragen wird, werde ich Nein! antworten.“

Bei der kühnen Bewegung des blonden Köpfchens warfen die Brillanten, mit denen sie geschmückt war, ihre Strahlen auf den geblendeten und blamierten Tschudessow.

Die Gräfin schwing einen Augenblick.

„Bis dahin hast du noch Zeit zum Nachdenken. Wir werden dessenungeachtet die Vorbereitungen zur Hochzeit fortsetzen, Herr Tschudessow,“ sagte sie zum Bräutigam.

Und, zur Entschädigung ohne Zweifel, reichte sie ihm die Hand zum Kusse.

Wassilissa hielt beide Hände auf den Rücken; aber Tschudessow, der sich noch an den Blick, welchen er auf der Treppe



erhalten hatte, erinnerte, versagte sich die Gunst, die ihm eigentlich von Rechts wegen zukam, und entfernte sich, mit erhobenem Haupte zwar, innerlich aber doch sehr herabgestimmt.

## XXI.

### Fina hat eine Idee.

Als Waffilissa die ihr jetzt angewiesene Stube betrat, welche sie mit Fräulein Justine theilte, fand sie die Etuis ihrer Schmucksachen auf dem Toilettentisch geordnet. Die Favoritin, ganz Zucker und Honig, half ihr die Juwelen in ihr Sammetbett zurückzulegen und gab ihr den Schlüssel eines Schränkchens, um sie einzuschließen.

„Wie viel schöne Sachen Sie erhalten haben, Fräulein,“ sagte sie zu ihr. „Man hat Ihnen wirklich reizende Geschenke gemacht! Ich habe von der Frau Gräfin den Befehl, morgen mit Ihnen ins holländische Magazin zu gehen, um Leinwand für Ihre Ausstattung zu kaufen. Sie dürfen sie selbst auswählen.“

Waffilissa sah die Favoritin mit jener ruhigen Miene an, die ihr schon zur Gewohnheit geworden war.

„Hat Ihnen meine Tante auch befohlen, mich zu unterhalten?“ fragte sie mit ihrer sanften Stimme.

„Mein Fräulein . . . ich weiß wirklich nicht, wie ich diese Frage nehmen soll.“

Waffilissas Kammerfrau und ein kleines Mädchen, welches, als Justine noch allein war, ihr Zimmer aufräumte, befanden sich während dieses Gesprächs in der Stube.

„Wenn Sie nicht entgegenge setzte Befehle erhalten haben,“ sagte die Braut auf russisch, „so wäre ich Ihnen verbunden, wenn Sie so wenig als möglich mit mir sprechen würden. Ihre Gegenwart ist mir unangenehm, man zwingt sie mir auf, und ich muß sie daher erdulden; aber bis meine Tante mir nicht befiehlt, mich der Strafe zu unterwerfen, Sie anhören zu müssen, werden Sie es begreiflich finden, wenn ich mich von dieser Verpflichtung freizuhalten suche.“

Das kleine Mädchen, das die „Mamsell“, die nur immer schalt, verabscheute, hatte große Mühe, ihr Lachen zu unterdrücken. Beiläufig bemerken wir noch, daß es arme Eltern

hatte und unter irgend einem Vorwande vierzehn Tage später fortgejagt wurde.

„Sie sind sehr stolz, mein Fräulein!“ antwortete Justine französisch; „ist es Ihr neuer Brautstand, der Ihnen zu Kopfe gestiegen ist, so haben Sie nicht nötig, so hochmütig zu sein; Ihre Heirat gibt Ihnen weder einen großen Namen, noch ein Vermögen. Davon haben Sie doch gewiß geträumt; aber Gott bedient sich vielerlei Mittel, um die Stolzen zu demütigen; dasjenige, welches er wählte, ist gewiß das rechte . . .“

„Ich wünsche Ihnen gute Nacht,“ sagte Wassilissa und drehte ihr den Rücken. Die Favoritin fuhr aber doch mit ihren langweiligen Redensarten fort. Da kam der Waise ein Gedanke von oben: sie kniete vor den Heiligenbildern nieder und rührte sich nicht. Justine wagte es nicht, ihr Gebet zu unterbrechen und sah sich genötigt, ohne ihre Rede fortsetzen zu können, zu Bette zu gehen, denn Wassilissa erhob sich erst beim Morgengrauen.

Ihr Schlaf sollte nur von kurzer Dauer sein, da die Gräfin sie schon zeitig zu sich kommen ließ.

Justine hatte bereits Gelegenheit gefunden, sich über die kleine arme Braut zu beklagen; es wurde dieser daher eingeprägt, alles was die Favoritin ihr sagen würde, aufmerksam anzuhören.

„Es ist dies eine weise und erfahrene Person,“ sagte ihr die Tante; „sie wird dir nur guten Rat erteilen. Du wirst mir den Gefallen thun, sie mit derselben Achtung anzuhören, wie mich. Uebrigens wird sie dich künftig auch begleiten.“

Lissa beugte ihr Haupt.

Von jetzt an war sie verurteilt, die langweiligen Reden Justinens anzuhören, die nicht schnell sprach, aber auch nur selten aufhörte. Diese süße, widerliche Stimme schlug jetzt den ganzen Tag an Lissas Ohr und erzählte ihr von Tschudessows Vorzügen, von den Pflichten einer verheirateten Frau, von der Notwendigkeit, sich zu demütigen, von den christlichen Tugenden u. s. w., so daß die Waise unter dem fortwährenden und sich steigenden Drucke dieser Foltermaschine zuweilen nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

Sie wurde jetzt in die Kaufläden geschleppt und man breitete Stoffe und Spitzen vor ihr aus; sie warf aber keinen Blick darauf und sagte nichts dazu. Kleider wurden ihr angepaßt, sie ließ es geschehen. Man brachte ihr die reizendsten Häubchen,

nach denen sich die jungen Mädchen in dem Lande, wo nur verheiratete Frauen das Recht haben, sie zu tragen, so sehnen; sie ließ sie sich aufsetzen, ohne ein Wort zu sagen. Man führte sie vor den Spiegel, damit sie sehen könne, wie hübsch sie sei, wie sie alles gut kleide; sie sah sich an, lächelte ihrem Spiegelbild nicht zu und wandte sich schweigend ab.

Jeden Tag mußte Lissa, in Gegenwart Justinens oder ihrer Tante, den Besuch Tschudessows empfangen. Sie schwieg und ließ ihn sprechen; er brachte ihr Geschenke, sie blieben unbeachtet auf dem Tische liegen und mußten durch einen Diener ihr aufs Zimmer geschickt werden. Eines Tages brachte Tschudessow ein Logenbillet für die italienische Oper; — sie fiel auf der Treppe hin, beschädigte sich ein Fußgelenk und konnte acht Tage lang nicht ausgehen.

Die Fastenzeit hatte begonnen, der Verlobungsball am Donnerstag war der vorletzte in der Saison gewesen und der Heiterkeit und dem Leben im Rumjassinschen Hause war eine tiefe Melancholie gefolgt. Dmitrij, der jetzt sehr artig war, verbrachte die Abende mit seiner Schwester und Miß Junior, welche von Wassilissa sprachen. Der kleine Knabe, welcher von seinen zwei besten Freundinnen getrennt worden war, hatte seine Fröhlichkeit eingebüßt; hie und da machte er wohl noch einen dummen Streich, aber sein Lachen, das keinen Wiederhall mehr fand, wurde bald ihm selbst lästig; das einzige, was er gewonnen hatte, war, daß er seine Feindin Justine nur noch selten sah.

Um die Wahrheit zu gestehen, war die Gräfin mit der Art und Weise, wie die Sachen gingen, gar nicht zufrieden; sie fürchtete, Wassilissa würde, wie sie gesagt hatte, am Hochzeitstage einen Skandal machen. Glücklicherweise mußte sie nicht, daß ihr der Gedanke dazu von Frau Göröw eingegeben worden war. Als diese ihre Tochter das leztmal umarmte, fand sie noch Gelegenheit, ihr zuzusüstern: „In der Kirche kann man Nein sagen.“

Diese wenigen Worte hatten Wassilissa ganz verändert, sie war jetzt sicher, Herrn Tschudessow nicht heiraten zu müssen. Aber was dann?

Nur drei Wochen trennten sie von dem gefürchteten Tage; da geschah es, daß in einer der vielen Anstalten, welche unter dem Schutze der Gräfin standen, ein Ereignis passierte, das sie zwang, sich auf einige Stunden in Gesellschaft ihrer treuen und unzertrennlichen Favoritin vom Hause zu entfernen.

Raum hatte der Wagen das Hausthor verlassen, da lief Zina die Treppe hinauf, zu ihrer Cousine. Seit zwei Monaten hatten sich die jungen Mädchen nur in Gegenwart anderer gesehen.

„Über Miß Junior?“ fragte Wassilissa, als sie zu Worte kam.

„Als der Wagen fortrollte, that sie, als ob sie sehr eifrig lese. Ich bin überzeugt, daß sie sich freut, mich hier zu wissen. Du begreifst, daß sie es recht gut weiß, obschon ich ihr nichts davon gesagt habe. Was wirst du thun?“

„Ich werde in der Kirche Nein sagen, das ist alles,“ antwortete Wassilissa, welche fühlte, daß in den Armen der Freundin ihre künstliche Energie, die sie so lange aufrecht erhalten, ihr abhanden kam, um unaufhaltsamen Thränen und vollständiger Abspannung Platz zu machen.

„Das würde meine Mutter dir nie verzeihen!“ sagte Zina. „Es ist schlecht das, was sie thut; sie hat nicht das Recht, dich zu einer Heirat zu zwingen. . . Du weißt es, alle verabscheuen ihn, deinen Tschudessow! Er sieht aus wie ein Rüster, der emporgekommen ist. Das sind Marißkij's Worte, die er leztthin bei Sophie Karin, wo wir eine Laterna magica besahen, äußerte.“

„Ah! du hast Marißkij gesehen?“ sagte Lissa, deren Wangen sich leicht röteten.

„Ja. Getanzt wurde nicht — es sind jetzt die Fasten, weißt du — aber wir haben Spiele gemacht und uns sehr gut unterhalten. Wärest du doch dort gewesen, meine arme Lissa! Das wäre ein netter Chemann, dieser Marißkij! — Jede wäre froh, ihn zu bekommen!“

„Auch du?“ fragte Lissa lächelnd.

„Oh, ich. . .“

Zina versank in Nachdenken.

„Was wirst du aber thun, nachdem du Tschudessow den Laufpaß gegeben haben wirst? Dieser Auftritt in der Kirche! Gerade wie in Lucia di Lammermoor! Nur Edgar kommt nicht, denn ein Edgar fehlt. . . Oh, oh!“ rief sie, plötzlich aufspringend, „ich hab' es gefunden!“

„Du hast es gefunden? Sage mir, Zina, was ist es? Mein Lebensglück ist in deinen Händen. Sprich schnell!“

Die zitternden Hände und Lippen des armen Kindes streckten sich bittend ihrer Cousine entgegen.

„Nein, nein, Geliebte, ich kann es dir nicht sagen; es

ist unmöglich, du würdest es nicht gestatten dürfen, wogegen ich, ganz allein, es kann!"

Sie drückte ihre Cousine heftig an sich.

"Ich versprach, dich zu beschützen, und ich werde dich beschützen," sagte sie, sich hoch aufrichtend. Obgleich jünger, war sie doch größer und stärker als ihre Cousine und sah jetzt wirklich wie ein Erzengel aus, der eine Märtyrerin in der Arena beschützt.

"Wird es lange dauern?" fragte Wassilissa.

"Ich weiß es nicht; heute schon beginne ich. Es hängt nicht von mir allein ab, meine Teure, aber ich glaube, daß ich Erfolg haben werde! Und gelingt es mir nicht, so hast du immer noch den Ausweg, in der Kirche Nein zu sagen. Aber fürchte nichts . . . du wirst gerettet!"

Nach vielen Siebkosungen, etlichen Thränen und manchen Versprechungen trennten sich die beiden Cousinen, aus Furcht, überrascht zu werden. Wassilissa bemühte sich, ruhiger zu sein, in Anbetracht, daß während des Besuches von Tschudessow ihr Kampf aufs neue wieder beginnen würde; Zina aber kehrte in ihre Stube zurück.

Miß Junior blickte sie, ohne ein Wort zu sprechen, fragend an. Jetzt liebte Zina die Engländerin weit mehr als früher, zum Dank für ihre Diskretion.

"Es geht ihr ordentlich," sagte die junge Gräfin. "Mein Besuch hat ihr wohlgethan."

Während sie sprach, stöberte sie in ihrem Schreibtisch umher und nahm ein Briefcouvert heraus, welches sie in ihre Tasche versteckte.

"Oh, Miß Zina, wenn das die Gräfin mußte!"

"Sie wird es nicht erfahren, Miß Junior! Weder ich noch Sie werden es ihr sagen und gesehen hat mich niemand."

Während sie dies sagte, nahm sie ihr Schreibheft, schnitt mit der Schere ein Blatt heraus und kritzelte auf dem Deckel herum.

"Miß Junior," sagte sie dann, "sehen Sie sich doch meine letzten Zeichnungen an; es scheint mir, als ob sie weniger gelungen seien, wie die vom vorigen Sommer."

Dabei holte sie eine sehr große Mappe heran und stellte sie so auf das Fensterbrett, daß die Engländerin ihr den Rücken zugehren mußte. Während sich diese mit dem Vergleichen der Zeichnungen beschäftigte, schrieb die Comtesse mit großen, schülerhaften Zügen auf das ausgeschnittene Blatte folgendes:

„Man will Wassilissa Gorow gegen ihren Willen verheiraten. Sie wird lieber sterben, als einwilligen. Der Bräutigam ist ein Elender, er heißt Tschudeffow. Kommen Sie, um die Unglückliche zu retten. Eilen Sie.“

Sie unterzeichnete nicht. Mit derselben Handschrift schrieb sie auf das Stempelcouvert:

„Er. Erlaucht, dem Fürsten Schürow  
in Schürowo, Gouvernement N.“

Dann verschloß sie ihren Brief mit einer Oblate, auf welcher ein Windhund abgebildet war. Nachdem sie dies Geschäft besorgt hatte, sagte sie:

„Miß Junior!“

„Was wünschen Sie?“

„Wenn wir jetzt spazieren gingen?“

„Jetzt? Es ist schon so spät! Sie müssen sich noch umkleiden.“

„Das eilt nicht; Mama ist noch nicht zurückgekehrt. Wir gehen zu Fuß; nur bis zur nächsten Ecke.“

Miß Junior gab nach. Zehn Minuten später waren sie auf der Straße.

„Gehen wir rechts an das Newaufer?“ fragte die Engländerin.

„Nein, links!“ sagte Zina. Da können wir Mamas Wagen kommen sehen, wenn er vor uns zurückkehren sollte.“

Fünzig Schritt weiter befand sich ein Briefkasten. Mit einer flinken Bewegung zog Zina ihr Couvert aus der Tasche und warf es hinein.

„Oh, Miß Zina,“ sagte die erschrockene Engländerin, „an wen haben Sie geschrieben?“

„Seien Sie ganz ruhig, es war kein Liebesbrief!“ sagte Zina lachend.

Am liebsten hätte sie Miß Junior auf beide Wangen geküßt, oder ihr die Zunge herausgestreckt, oder den Vorübergehenden Grimassen geschnitten, oder umherirrenden Hunden in den Schwanz gekniffen, mit einem Wort, alles das gethan, was die Wohlstandigkeit auf der Straße zu thun verbietet.

„Aber, Miß Zina, das ist etwas sehr Ernstes! Wenn die Frau Gräfin es wüßte . . .“

„Wir werden es ihr nicht sagen, Miß Junior.“

„An wen haben Sie geschrieben?“

„An Fürst Schürow, damit er herkomme, um meine Cousine zu retten — da Sie es denn durchaus wissen wollen. Aber wenn Sie mich verraten, Miß Junior,“ fügte sie hinzu und blickte sie mit ihren großen, trotzig und doch bittenden Augen starr an, „werde ich Sie in meinem ganzen Leben nie wieder ansehen. Uebrigens ist der Brief nicht unterschrieben; ich leugne alles oder sage, daß Sie ihn geschrieben haben.“

Während der nächsten Tage brummte die Engländerin jedesmal, wenn sie mit Zina allein war.

„Hören Sie, Miß Junior,“ sagte sie eines schönen Morgens, mit noch schelmischerem und schmeichelnderem Lächeln als sonst, „wenn Sie noch einmal davon anfangen, dann erzähle ich, wie ich es gemacht habe, und dann wird Mama sagen, Sie seien nicht schlau genug, da Sie mich den Brief vor Ihrer Nase haben schreiben, siegeln und in den Briefkasten werfen lassen.“

Dieses unwiderstehliche Argument, verbunden mit dem Mitleid, das die Engländerin für Wassilissa empfand, veranlaßten, daß Zina nun Ruhe hatte.

---

## XXII.

### Wie Fürst Schürow den Winter zubrachte.

Seit dem traurigen Novemberabend, an dem sein schöner Traum zerronnen war, führte Fürst Schürow ein sehr unbeständiges, sonderbares Leben.

Während der ersten acht Tage hatte er sich eingeschlossen und lebte ausschließlich von Thee und Eingemachtem, um seinen Schmerz recht zu genießen. Als diese schwächende Kost seinem Magen nicht mehr behagte, ohne deshalb seinen Kummer gestillt zu haben, versuchte er es mit Zerstreuungen. Drei Monate lang jagte er mit seinen abgeheßten Pferden in die Kreuz und Duere; Besuche wurden nachgeholt, die er seit zehn Jahren schuldete. In seinem fieberhaften Haschen nach weltlichen Vergnügungen hatte er sogar den Erzbischof seines Bezirks, der 120 Werst von ihm entfernt residierte, aufgesucht. Derartige Exkursionen betrachten die russischen Landedelleute als Spazierfahrten. Der Erzbischof versprach, im nächsten Jahre, während seiner bischöflichen Rundreise, bei ihm vorzusprechen.

Aber Schürows Melancholie war so grenzenlos, daß selbst dieses Versprechen ihn nicht zu trösten vermochte. Nachdem er endlich eingesehen hatte, daß die nächste Nachbarschaft ihm keine wahre Zerstreuung zu bieten imstande sei, begab er sich in die Gouvernementsstadt, wo er ein Haus besaß, welches er als Absteigequartier benutzte. Die Winterfaison stand in voller Blüte, ein Ball folgte dem andern und alle waren sehr glänzend und dauerten sehr lange. Man tanzte von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens. Der Fürst versäumte keinen dieser Bälle und er war überall der erste und der letzte; den hübschesten Kaufmannstöchtern, die zu finden waren, machte er den Hof, und nachdem er mindestens achtzehn Leidenschaften in ebenso vielen leichtentzündlichen kleinen bürgerlichen Herzen entflammt hatte, wurde es ihm eines schönen Tages klar, daß auch hier kein Vergessen zu finden sei. Er reiste also nach Moskau. Dort traf er einige Regimentskameraden, die unterdessen zu Generälen avanciert waren oder hohe Civilstellen erhalten hatten; fast alle waren Väter von hübschen, kleinen Knaben in russischem Kostüm, rotseidenem Hemd mit golddurchwirktem Gürtel, oder von sehr artigen, wohlgezogenen, reizenden kleinen Mädchen, in ausgeschnittenen Kleidchen, die einst die liebenswürdigsten Kofetten zu werden versprochen.

„Ich habe zu lange gewartet,“ sagte der arme, zweiunddreißig Jahre alte Greis; — „ich hätte, wie die andern, vor zehn Jahren heiraten müssen. Jetzt bin ich ein alter Junggesell und werde als Junggesell sterben.“

Um seinen traurigen Reflexionen zu entgehen, entschloß er sich eines Abends, in ein bei der Moskauer Jugend sehr beliebtes Vergnügungslokal zu gehen, wo musiziert wurde und wo zuweilen Tiroler oder schwedische Sänger und Sängerinnen, hauptsächlich aber Zigeuner auftraten.

An jenem Abend war das Lokal drückend voll. Man lachte, schwatzte durcheinander und bewillkommnete eine neu-angekommene Zigeunertruppe mit großem Hallo.

Schürow war während einer Pause eingetreten. Die Sänger hatten sich unter das ausgewählte Publikum im großen Saale, gemischt. Dem Fürsten, der durch seinen Namen und Reichtum überall die erste Rolle spielte, wurde Platz gemacht. Sänger und Sängerinnen traten wieder an und es begann einer jener Gesänge, dessen mannichfaltig abgestuften Töne so gut harmonieren, daß man nicht ein Quartett,



sondern eine einzige Stimme zu hören vermeint, mit jenem wogenden, schnellwechselnden Rhythmus, jenen plötzlichen Aufschreien und ebenso unerwarteten Pianissimi, die dieser seltsamen Musik ein Gepräge verleihen, das in keine Theorie hineinpassen will.

An diesem Tage langweilte sich der Fürst nicht; die Zigeunerlieder hatten ihn aus dem melancholischen Geleise, in welchem er dem Leichenwagen seiner Jugend zu folgen schien, herausgerissen und er kam schon am nächsten Tage wieder.

Der Reiz des Neuen und Bizarren, der ihn verführte, hatte aber nach wenigen Tagen schon seine Anziehungskraft mehr oder minder verloren. Er machte mit der Zigeunertruppe nähere Bekanntschaft; sie bestand aus vier Frauen und sechs Männern.

Die Frauen waren, mit Ausnahme der Altistin, häßlich. Diese aber war ein schönes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, ein ausgesprochener Zigeunertypus mit schwarzen, glühenden Augen. Wenn sie sang oder lachte und ihre weißen Zähne zeigte, dann leuchtete ihr Gesicht; aber mit ihrem Lächeln war sie nicht verschwenderisch, trotz aller Liebenswürdigkeiten, mit denen die Modeherren sie überschütteten.

Im Umgange mit dem Fürsten aber wurde ihre bizarre Laune einigermaßen zahmer; freilich war daran hauptsächlich dessen unsinnige Verschwendung schuld. Plötzlich aber hatte er auch dieses Treiben satt und erklärte kurz und bündig, daß er auf sein Gut reise.

„Wenn wir auf unserer Rundreise in Ihre Gegend kommen, werden wir bei Ihnen singen!“ sagte die hübsche Zigeunerin lächelnd.

„Das ist ein guter Gedanke!“ erwiderte Schürum entzückt. „Fangt bei mir an; ich lade den ganzen Adel der Umgegend ein.“

Bald nach Eintritt des Tauwetters verließen die Zigeuner Moskau und kamen wirklich eines schönen Morgens, in vier Karren gepackt, beim Fürsten an.

Boten wurden jetzt nach allen Himmelsgegenden gesandt, um die Nachbarschaft einzuladen, und am nächstfolgenden Tage empfing der brillant erleuchtete Saal des fürstlichen Hauses alle, denen der Zustand der Wege gestattet hatte, sich einzufinden. Es fehlte fast niemand, denn für Leute, die sich langweilen, gibt es keine Hindernisse.

Diese Abendgesellschaft war glänzend und prachtvoll. Die

junge Zigeunerin kannte Beispiele von Heiraten zwischen Mädchen aus ihrem Volke und ebenso reichen und vornehmen Persönlichkeiten wie ihr Hausherr; — sie übertraf sich selber. Einer von Schürow's Nachbarn, Graf R\*, war so entzückt, daß er zum Fürsten sagte:

„Donnerwetter, lieber Freund, Sie haben da ein prächtiges Geschöpf . . . Wenn Sie das Mädchen nicht mehr brauchen, so sagen Sie ihr, sie könne zu mir kommen.“

Auch an diesem Tage hatte sich Schürow nicht gelangweilt.

Am nächsten Morgen, während die Truppe in dem Pavillon, der ihnen zur Wohnung überlassen worden war, tafelte, besichtigte die schöne Sängerin, vom Fürsten begleitet, das ganze, reiche Haus. Sie lief überall hin, besah und betastete alles und bewunderte die reizenden Gegenstände, die der Fürst ihr dann mit freigebiger Hand schenkte. Plötzlich, als sie auf dem Flur des ersten Stockes angelangt waren, legte die Zigeunerin ihre Hand auf den Thürgriff der blauen Stube. Der Fürst ergriff sie beim Arm und sie sah ihn erstaunt an.

„Ein geheimes Zimmer?“ sagte sie, — „ich will es sehen.“

„Nein,“ antwortete der Fürst, „du wirst es nicht sehen.“

„Und wenn ich doch will?“ sprach die Zigeunerin und streckte wie ein verzogenes Kind die Hand aus.

Der Fürst wandte ihr den Rücken und ging fort. Der Schlüssel befand sich in seinem Schreibtische.

Nachdem sie den Thürgriff vergebens bearbeitet und nach einer geheimen Feder gesucht hatte, ging sie ihrem Wirte nach und fand ihn, wie er dem Chef der Truppe sein Honorar auszahlte. Die Karren wurden angespannt und eine Stunde später verließ die ganze Karamane, die schöne Fantasca inbegriffen, den Schürow'schen Schloßhof.

Als der letzte Karren am Ende der Allee verschwunden war, öffnete der Fürst das blaue Zimmer, welches durch einen Heizapparat, der dem ganzen Gebäude eine gleichmäßige Temperatur verlieh, erwärmt war: — jederzeit bereit, die Fürstin, die da kommen würde, zu empfangen. Er schloß die Thür hinter sich, näherte sich dem Bett, kniete nieder und, weinend wie ein Kind, bat er Wassilissa um Verzeihung.

Die Fastenzeit gab Gelegenheit zu ernststen Betrachtungen.

Schürow verließ acht Tage lang sein Zimmer nicht. Am

neunten Tage, es war ein Sonntag, traf er unterwegs, nach Beendigung des Gottesdienstes, den Boten, der ihm seine Brieffschaften von der nächsten Poststation brachte. Es regnete; der nasse Schnee war, sowohl unter den Rädern der Kalesche, als auch unter den Schlittenkufen gleich lästig. Es war ein naßkaltes Wetter, das auch den Abgehärtetsten in Unbehagen versetzen konnte, und Schürow wäre froh gewesen, jetzt daheim, bei einer Tasse heißen Thee sitzen zu können.

Nachdem er den Postbeutel beiseite gelegt hatte, wickelte er sich wieder in seinen Pelz ein und drückte sich in die Ecke seines Wagens; da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke.

„Wer mag sich wohl meiner erinnert haben?“ fragte er sich und öffnete neugierig den Lederbeutel.

Der erste Brief, der ihm in die Hand fiel, war der von Zina. Er betrachtete die Schrift, drehte und wendete das Schreiben um und entschloß sich endlich, es zu öffnen. Zweimal las er es und staunte, er staunte so sehr, daß einige Sekunden vergangen waren, ehe er bemerkte, daß der Wagen vor seinem Hause angekommen war. Sein Kammerdiener, der das Schutzleder des Wagens losknöpfte, rief ihn in die Wirklichkeit zurück.

„Nicht ausspannen!“ sagte er zum Kutscher, — „ich fahre gleich wieder fort.“

„Sollte das eine Mystifikation sein,“ sagte er, „so schneide ich demjenigen, der sie erfonnen, die Ohren ab; und ich werde ihn finden, wo er auch sein möge.“

Sein Entschluß war gefaßt. Er steckte alles disponible Geld, was er besaß, in sein Taschenbuch, traf Anordnungen, um noch mehr Geld flüssig zu machen, ließ im Nu ein kleines Köfferchen packen und stieg dann, ohne etwas genossen zu haben, langsam und nachdenklich die Treppe hinab. Er befühlte sich, ob auch nichts vergessen sei, und stieg dann schnell noch einmal hinauf.

Oben angelangt, öffnete er das blaue Zimmer, lief ans Bett, versenkte den Kopf in die Kissen, küßte fieberhaft den gestickten Batist, verschloß die Thür wieder, und kam dann ebenso schnell, wie er hinaufgestiegen war, herunter.

Sein Kammerdiener, der gleichfalls zur Reise bereit war, ließ die Kalesche vorfahren und Schürow stieg ein.

„Wohin, Erlaucht?“ fragte der Diener.

„Nach Petersburg,“ antwortete der Fürst.

Der Diener starrte ihn an, als ob er nicht recht gehört habe.

„Zur Poststation!“ verbesserte sich der Fürst. „Aber schnell!“ Der Wagen fuhr in Galopp ab.

---

XXIII.

**Schürow verliert keine Minute Zeit.**

Schürow hatte gegen die Eisenbahnen keine aristokratischen Vorurteile, wie seine vornehme Nachbarin. Er fand den Eilzug sogar ganz seinen Wünschen entsprechend; denn, in Moskau angelangt, fuhr er direkt auf den Bahnhof und hatte gerade noch Zeit genug, um in einen Waggon zu springen.

Da er durch die lange Strecke Weges, welche er ohne Aufenthalt zurückgelegt hatte, sehr ermüdet war, so richtete er sich so bequem als möglich zum Schlafen ein, und schlief dann auch bis zur nächsten Mittagsstunde, ohne zu erwachen. Das Bedürfnis seines Magens sowohl, wie auch das ihn umgebende Geräusch erweckten ihn, er begab sich in den großen Speisesaal und setzte sich zu einer guten Mahlzeit nieder. Nachdem er die ersten Bissen schnell verschlungen hatte, knöpfte er seinen Pelz auf, bog den aufgestülpten Kragen herunter und schaute sich um.

„Sieh da!“ rief ihm sein Gegenüber zu, „Schürow! Geht die Reise nach Petersburg?“

„Ja,“ antwortete der Fürst, „und Sie, Sacharjew?“

„Ich komme von dort und kehre jetzt wieder dahin zurück. Ich war vierundzwanzig Stunden in Moskau, in Geschäftsangelegenheiten. Werden Sie lange in Petersburg bleiben?“

„Das weiß ich noch nicht. In welchem Waggon find Sie?“

„In Nr. 549. Ist noch Platz bei Ihnen?“

„Ich bin ganz allein. Kommen Sie zu mir, in meinen Winkel. 347, zweites Coupé.“

„Mit Vergnügen. Sobald der Zug abfährt, ziehe ich um. Wir spielen eine Partie Whist.“

„Sehr wohl.“

Die Glocke meldete den baldigen Abgang des Zuges. Alle kehrten in ihre Abteilungen zurück und zwei Minuten

darauf erschien Sacharjew — dank der amerikanischen Einrichtung der Waggon's, welche die Fahrt zwischen Petersburg und Moskau so bequem macht, — im Coupé des Fürsten, gefolgt von einem Diener mit dem Handgepäck. Ein Spieltisch, der sich in jedem Waggon der ersten Klasse befindet, wurde hergerichtet, zwei Kerzen angezündet und der Kondukteur versprach den Reisenden, von denen er ein gutes Trinkgeld erwarten konnte, daß sie bis am Bestimmungsort ungestört bleiben würden.

Das Spiel begann; der Waggon war gut geheizt, gute Cigarren und die Aussicht auf eine Tasse Thee am Halteplatz luden zum Plaudern ein. Schürow, „der nur ein wenig einfältig war“, wie Zina zu sagen pflegte, ließ seinen Gefährten erzählen. Als dieser nichts mehr wußte, richtete er an ihn die Fragen, welche er seit dem Mittagessen sich zurecht gelegt hatte.

„Und wie geht es meiner lieben Nachbarin, der Gräfin Rumjassin?“

„Der Gräfin? Ja, wo kommen Sie denn her, Teuerster?“

„Von mir daheim, wo ich wie ein Wolf hauste. Was ist denn passiert?“

„Sie verheiratet ihre Nichte, die reizende Wassilissa!“

„Mit wem?“

„Mit einem gewissen Nikolaus Tschudessow.“

„Ist es eine gute Partie?“

„Für wen? für ihn? Das wollt' ich meinen! Für sie — nein! Unter uns: dieser Tschudessow ist ein jämmerlicher Wicht, ein kleiner Garnichts, der sich in die gute Gesellschaft, man weiß nicht wie, eingeschlichen hat. Weiber müssen wohl dahinter gesteckt haben. Der Teufel soll mich übrigens holen, wenn ich begreife, wie sich ein Weib mit diesem Herrn abgeben mochte! Freilich, der Geschmack ist manchmal sonderbar.“

Schürow sammelte sich ein wenig, um die folgende Frage mit der nötigen Gelassenheit hervorzubringen.

„Und was sagt Fräulein Górow zu ihrem Bräutigam?“

„Unter uns: ich glaube, es ist ein wenig Zwang dabei. Meine Frau und Tochter haben mir seit acht Tagen die Ohren davon voll geschwätzt. Wassilissa Górow soll, wie es scheint, auf dem Verlobungsball gesagt haben, daß sie ihren Bräutigam verabscheue.“

„Oh, oh! Das klingt ernst! Aber weshalb heiratet sie ihn da?“

„Das ist es eben; man weiß es nicht. Ihre Tante will es.“

„Sollte sie es so sehr wollen, um sie gegen ihren Willen zu verheiraten?“

Sacharjew zuckte die Achseln.

„Es gibt mancherlei Art, ein Mädchen gegen ihren Willen zu verheiraten! Ueberredung, Geschenke, Schmeichelei, Liebeskosen; abgesehen von den rigorosen Mitteln: Drohungen, Einschüchterungen u. s. w. Fräulein Górow ist eine Waise; ihre Mutter, eine arme Frau ohne Energie und ohne Vermögen, ist nicht imstande, die Gräfin zu verhindern, das zu thun, was ihr gefällt . . . Wo steigen Sie ab in Petersburg?“

Der Fürst nannte das Hotel Demuth.

„Ich werde vielleicht Ihre Gefälligkeit in Anspruch nehmen, Sacharjew,“ sagte er nach kurzem Stillschweigen . . . „In einer ernstesten Angelegenheit.“

„Ich stehe ganz zu Diensten, mein Lieber; verfügen Sie über mich nach Belieben.“

Dann kamen die Karten wieder an die Reihe und der Abend verging auf die angenehmste Weise. Nach einigen Stunden Schlags trennten sich die Reisenden mit dem Versprechen des baldigen Wiedersehens.

Während der Fürst sich ins Hotel fahren ließ, suchte er die Ursache zu ergründen, weshalb die Gräfin Rumjassin, — eine Frau voll Geist und Gefühl — für ihre Nichte wohl einen so sonderbaren Gatten gewählt haben mochte.

„Nun, ich werde ja hören, was sie mir sagen wird,“ dachte er.

Gegen drei Uhr, nachdem er Toilette gemacht und auf einem Spaziergange den Newskijprospekt entlang in kürzester Zeit viele Bekannte begrüßt hatte, nahm er einen Wagen und fuhr zur Gräfin. Sie war zu Hause und empfing ihn nicht ohne Erstaunen, mit einer Art von Mißvergnügen sogar. Er kam ihr sehr zu ungelegener Zeit, dieser ehemalige Bewerber um Wassilissa's Hand.

„Welch günstiger Wind führt Sie hierher?“ fragte sie ihn nach der ersten Begrüßung.

„Familienangelegenheiten!“ antwortete er ruhig. „Untermwegs hörte ich eine Neuigkeit, teure Gräfin. Fräulein Wassilissa heiratet, sagte man mir.“

„Das ist wahr,“ antwortete die Gräfin.

„Bevor ich meine Glückwünsche abstatte, erlauben Sie mir wohl die Frage, ob auch ihr Herz gesprochen hat. Sie wissen, ich bin bei dieser Frage ein wenig interessiert.“

„Das Herz junger Mädchen ist schwer zu ergründen, teurer Fürst!“ antwortete die Gräfin, welche in der That dieser einfältige Frager, welcher zu so unpassender Zeit angekommen war, sehr belästigte. „Wassilissa, die Sie, man weiß nicht weshalb, abgewiesen hat . . .“

„Pardon, Gräfin! . . . Hat sie mich wirklich abgewiesen?“ fragte der Fürst, welchem zum erstenmal in Bezug auf die Ehrlichkeit des Verfahrens, welches man ihm gegenüber angewandt hatte, ein Zweifel aufstieg.

„Das müssen Sie besser wissen, Fürst,“ antwortete die edle Dame mit einer vornehmen Sicherheit. „Wie Sie sich erinnern werden, war ich während Ihres Gesprächs nicht zugegen.“

Schürow war — um wieder Zinas Ausdruck zu gebrauchen — „etwas einfältig“, so daß er nicht gleich eine passende Entgegnung auf diese Aeußerung fand.

„Ich muß also schließen,“ fuhr er etwas dringender fort, „daß Fräulein Wassilissa ihren Verlobten liebt?“

„Lieben! Das Wort klingt sehr romanhaft! Meine Nichte setzt Vertrauen in meine zärtliche Liebe zu ihr und nimmt den Mann, den ich für sie gewählt.“

Mit großer Geschicklichkeit vermied die Gräfin jede fernere direkte Frage und ließ alle Anspielungen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit — im Interesse ihrer Grundsätze, wie sie es nannte, unbeantwortet.

Nach einer guten halben Stunde empfahl sich Schürow, ohne zum Mittagessen oder zum Thee eingeladen worden zu sein, ohne Wassilissa gesehen zu haben, ohne den geringsten Aufschluß. Als er die Treppe, sehr enttäuscht und mit der ganzen Welt zerfallen, herabstieg, hörte er das Öffnen der Hausthür und die Stimme Zinas, welche einen Diener fragte:

„Wem gehört der Wagen?“

„Dem Fürsten Schürow,“ antwortete der Diener.

„Miß Junior,“ sagte Zina mit erregter Stimme, „ich habe im großen Saale Noten liegen gelassen, würden Sie wohl die Güte haben . . .“

Die Engländerin, der durchaus nichts daran lag, Zeuge dessen zu sein, was ihre ausgelassene Schülerin sagen oder thun würde, verschwand gehorsamst und Zina, im Promenadenanzug, gewachsen und durch Leiden und Nachdenken gereift, dem spottfüchtigen Kinde, das Schürow in Rumjassino verlassen hatte, ganz unähnlich, erschien plötzlich vor ihm.

„Guten Tag, Fürst!“ sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend. „Ich danke, daß Sie gekommen sind.“

Die umherstehenden Diener verstanden mehr oder minder französisch, da sie es fortwährend hörten; Zina zögerte daher ein wenig.

„Ich danke, daß Sie gekommen sind . . .“ wiederholte sie mit Nachdruck und blickte Schürow ausdrucksvoll an.

Sofort hatte er begriffen, von wem der Brief, den er erhalten hatte, herrührte.

„Was macht sie?“ fragte er unvorsichtig.

„Sie wird daran sterben,“ antwortete das junge Mädchen.

„Sie allein können . . . Suchen Sie . . . Auf Wiedersehen!“ fügte sie lächelnd hinzu.

Man hörte ein verdächtiges Geräusch und Zina sprang mit einem Satz den dritten Teil der Treppe hinauf, Justinen, die eben im Begriffe war herabzukommen, den Weg versperrend und sie zwingend, bis zum Treppenabsatz zurückzuweichen.

Unterdessen hatte Schürow seinen Pelz umgehängt, war eingestiegen und fuhr davon. Justine traf, als sie herunter kam, nur Miß Junior mit einem Paß Noten auf dem Arm.

„Was haben Sie nur für ein Vergnügen daran, solche Lasten zu schleppen? Geben Sie die Noten doch dem Diener,“ sagte Zina, ihr frisches Gesichtchen über das Geländer beugend.

Ihre Augen funkelten vor Bosheit und Freude. Miß Junior, dem Befehle Folge leistend, übergab die Last dem Bedienten. Justine, verwundert, begriff von dem ganzen Vorgange nichts. Ein verhaltenes Lachen Zinas belehrte sie indes, daß man sich über sie lustig mache; vergebens aber suchte sie die Ursache zu ergründen.

---

#### XXIV.

### Schürow setzt seine Nachforschungen fort.

Als der Fürst das Rumjassinsche Haus verlassen hatte, begegnete er einer Mietdroßke, welche, ihm entgegenkommend, auf den halbaufgetauten Schneeklumpen hin- und herschwankte. Man sieht in den Straßen Petersburgs natürlich viele solche Droßken und es ist nichts weniger als selten, in einer solchen einem Herrn in Civil, mit langem Backenbart und sehr



schwarzem Haar zu begegnen; dessenungeachtet fielen dem Fürsten die harten und verschlossenen Gesichtszüge dieses ihm begegnenden Herrn auf. Als er sich aus der Wagenthür beugte, um ihn mit den Augen zu verfolgen, sah er, daß jener vor dem Hause, das er soeben verlassen, anhielt.

„Das muß mein Tschudessow sein,“ dachte der Fürst, welcher, seit Zinas Brief am vorigen Sonntag ihn so ungestüm von der ihn zu Hause erwartenden Tasse Thee fortgerissen hatte, merkwürdig scharfsinnig geworden war.

Anstatt in sein Hôtel zurückzukehren, gab er seinem Kutscher die Adresse des Senators P., eines der besten Freunde seines verstorbenen Vaters.

Dort, sagte er sich, werde ich erfahren, mit was für einem Subjekte ich es zu thun habe.

Er wurde von dem trefflichen Manne mit offenen Armen empfangen. Witwer und kinderlos, wußte dieser edle Greis nicht, wem er sein übervolles und für häusliches Glück so empfängliches Herz widmen solle.

„Was begehrst du von mir, du Taugenichts?“ sagte er dem Fürsten, den er von Kindheit auf duzte.

„Erlauben Sie! Ich komme doch nicht bloß, wenn ich etwas von Ihnen brauche?“

„Zugegeben, es sei dies nicht immer der Fall!“ sagte der Diebemann herzlich lachend, daß ihm Brust und Bauch wackelten. „Ich gestehe, daß du mich mehr als einmal besucht hast, um mir eine Freude zu machen. Aber speciell heute wirst du mir nicht weismachen, daß du dein Schürowo verlassen habest, bloß um dich nach meinem Befinden zu erkundigen. Bist du heute früh angekommen?“

„Heute früh,“ bestätigte der Fürst.

„Wo kommst du jetzt her?“

„Von der Gräfin Rumjassin.“

„Gut! Eine hübsche Nichte, eine hübsche Tochter, Gutsnachbarschaft . . . Du kommst also, um mich zu bitten, Vaterstelle bei deiner Trauung zu übernehmen . . . Du willst heiraten, he?“

Schürow errötete bis über die Ohren. Diese unglückliche Gewohnheit des Erröthens war vielleicht der Grund all seiner Zögerungen und Mißgeschicke.

„Aha! Gevatter,“ rief der Senator entzückt, „richtig erraten!“

„Nein, mein verehrter Freund, es handelt sich nicht darum. Ich bin wirklich gekommen, um etwas von Ihnen

zu erbitten, aber nicht das, was Sie voraussetzen. Ich möchte gern Auskunft über einen gewissen Tschudessow, Senatsbeamten, haben."

"Tschudessow? . . . warte, ich habe den Namen dieser Tage nennen gehört . . . Ich kenne ihn nicht."

"Nun, Sie müssen aber doch die Möglichkeit haben, wenn die Notwendigkeit es erheischt, ihn kennen zu lernen."

"Versteht sich. Der Kanzleichef des Senats muß seine Beamten genau kennen. Aber was willst du von ihm, von diesem Abkömmling eines Pfaffen? Er hat einen Namen, der von seiner Abstammung aus der Priesterkaste zeugt."

"Das wird wohl stimmen. (Tschudessow heißt: Von den Wundern.) Was ich wissen möchte ist: Was ist er für ein Mensch, wo kommt er her, was treibt er, durch welche Mittel ist er zu dem Range gekommen, den er bekleidet, alles, was seine Moralität betrifft, kurz . . ."

"Kurz, alles!" sagte der Senator laut auflachend. "Du gehst gut ins Zeug, mein Junge! Willst du etwa seine Tochter heiraten oder seiner Frau den Hof machen?"

"Ich will, mein lieber Freund," sagte der Fürst ernst, "daß dieser Mann, wenn er nichts als ein Intrigant ist, wie ich voraussetzen einigen Grund habe, nicht in eine aristokratische Familie Eingang finde, und daß niemand von uns in die Notwendigkeit versetzt wird, einen solchen Schlingel zu grüßen, weil man ihn bei ehrenwerten Leuten, die er betrogen, getroffen hat."

Der Senator überlegte einen Augenblick.

"Ich hab's," sagte er endlich. "Er ist es, an den die Gräfin Rumjassin ihre Nichte verheiraten will. Sage mir 'mal, ist es bloß, um diesen Herrn nicht grüßen zu müssen, daß du seine Geschichte wissen willst? Ist nicht Eifersucht dabei im Spiele?"

Als er wahrnahm, daß Schürows Ohren wieder hochrot wurden, fügte der Biedermann hinzu:

"Du brauchst mir nichts zu sagen; ich verlange nicht nach deinen Geheimnissen, du hast ganz recht: Die Pflicht des hohen Adels, deren große, unbefleckte Namen die Zierde und den Schmuck der Krone von Rußland bilden, ist, sich gegenseitig zu unterstützen und nicht zu dulden, daß gemeine Hanswürste sich bei ihnen eindrängen. Hat es Gile?"

"Ich möchte das, um was ich Sie bat, womöglich sogleich wissen."

„Gleich jetzt? Nur nicht so hitzig! Nein, mein Lieber, gleich erfährst du nichts. Wenn du morgen kommen willst, um ein Uhr nachmittags, so kann ich dir wahrscheinlich Auskunft geben, aber keine Minute früher.“

Schürow, erfreut über die ihm gewährte Aussicht, konnte mit seinen Dankesbezeugungen kaum ein Ende finden. Er speiste bei dem Senator zu Mittag und kehrte zeitig ins Hotel zurück, wo er in einem Strich bis am andern Tag um elf Uhr schlief, um die früher eingebüßte Nachtruhe wieder einzubringen.

Punkt ein Uhr trat er bei dem guten alten Senator ein. Dieser blinzelte ihm bedeutungsvoll zu und wies ihm einen Stuhl an.

„Wenn du deinen Tschudessow gern hast, so wirst du an meinem Bericht nicht viel Freude haben. ‚Deine schönen Augen werden weinen‘, wie es im Liede heißt.“

„Ich werde mich zusammennehmen. Nur los!“

„Die Sache ist also folgendermaßen, mein Freund. Dein Protégé — dabei lachte der Senator, daß ihm sein Schmerzbauch wackelte — ist sehr jung in den Dienst getreten; er war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, als er die Militärcarriere verließ, um nach zweijährigem Infanteriedienst — ein undankbarer Dienst, wie du weißt — in den Senat einzutreten. Eine Dame hatte ihn empfohlen.“

Das heitere Lachen ertönte wieder, diesmal aber weniger lange.

„Die Dame . . . es liegt dir wohl nichts daran, ihren Namen zu kennen?“

Der Fürst verneinte es.

„Diese Dame also war eine alte Institutsfreundin seiner Mutter, aber für ihr Alter noch ziemlich jugendlich und hübsch. Sie liebte es, junge Leute zu placieren. Die Zahl der Beamten, welche sie dem Dienste des Staates zuführte, ist unberechenbar — der Senator lachte abermals — und die Krone wäre ihr eigentlich eine Belohnung schuldig — für Bürger-tugend, wenn Gerechtigkeit auf dieser Welt zu finden wäre. Wie dieser Tschudessow sie aufgefunden, auf welche Weise er ihr Wohlwollen errungen — darüber schweigt die Geschichte. Willst du, daß wir uns auch danach erkundigen?“ fuhr der alte Spötter lachend fort.

„Nein, ich danke!“ sagte der Fürst, welcher mitlachen mußte. „Ich kann es mir denken. Bitte, fahren Sie fort.“

„Also mit zweiundzwanzig Jahren eingetreten, blieb er unbekannt und unbeachtet in den Büreaux, von Zeit zu Zeit hundert Rubel Gratifikation für seine Dienstbeflissenheit erhaltend, aber ohne recht vorwärts zu kommen. Blöcklich wurde sein Chef durch einen anonymen Brief wegen Veruntreuungen denunziert und der Büreauchef, der ihm nachfolgte, gewann Tschudessow lieb und verschaffte ihm schnellere Beförderung. Freust du dich nicht über sein Emporkommen?“

Der Fürst wurde abermals durch das Lachen seines väterlichen Freundes angestekt.

„Von jetzt an ging es mit ihm rasch aufwärts, denn, kaum war er stellvertretender Chef geworden, da entdeckte man, — durch einen unglückseligen Zufall, über den unser Protégé lange Zeit untröstlich war — daß sein Büreauchef einen verbrecherischen Umgang mit der Frau eines Staatsrats, Chef eines andern Departements, unterhalte. Dieser klagte; es entstand ein Skandal daraus, Briefe kamen durch Subalternbeamte zum Vorschein, Glossen wurden gemacht, kurz, sein Büreauchef wurde zur Disposition gestellt und Tschudessow erhielt dessen Posten. Er bekam auch verschiedene Orden, denn er vernachlässigte seine alte Beschützerin nicht; unlängst noch kaufte er ihr ein Hündchen, da ihm ihre Hundeliebhaberei bekannt war. Darin lag nun eigentlich nichts, aber er hatte die Aufopferung, diesen Hund den ganzen Newskijprospekt entlang, bis zur Wohnung der Dame, unter dem Arme zu tragen. Die, welche ihm begegneten — und es waren ihrer viele — konnten seine Hingebung, das Gedächtnis seines Herzens, wie er es nannte — nicht genug bewundern. Eine edle Seele, nicht wahr? Nun, bist du befriedigt?“

„Ich bin entzückt,“ sagte der Fürst mit unverkennbarem Ekstase. „Ist das alles?“

„Es kommt noch das Kapitel von den Sitten. Von dieser Seite ist Tschudessow unangreifbar; oh, keine Möglichkeit, ihm da etwas anzuhängen. Nie hat man ihn in einem zweideutigen Hause, nie bei einer verheirateten Frau gesehen. Er hat Grundsätze, mußt du wissen! Nur solche Witwen, die durchaus und authentisch Witwen sind, besucht er. Das ist alles, was ich für deinen Zweck sammeln konnte. Aber das Sträußchen ist niedlich, wie mir scheint.“

„Wenn der Mann wirklich so ist, wie Sie ihn schilderten, wie kommt es, daß man ihn da noch ihm Dienste duldet?“ fragte der Fürst.

„Oh, du unschuldiger Provinziale! Glaubst du denn, daß wir nur Tugendpreisgekrönte in unsern Bureau haben? Und dann, mein Liebster, ist es selbstverständlich, daß, wenn ein Beamter seinen Dienst pünktlich versieht, uns sein Privatleben nichts angeht — außer bei offenem Skandal.“

„Aber die in Bezug auf seine Beförderungen mitgetheilten Thatfachen?“

„Nun, das gehört auch zum Privatleben. Vermutungen! Beweise fehlen. Aber, sei ganz ruhig, brauchen wir einen Vertrauensmann für eine persönliche oder heikle Angelegenheit, so wählen wir sicher den Rechten; wir befragen dann zuvor die Dokumente, welche ich jetzt für deinen Zweck durchblättert habe.“

„Ich bin Ihnen zu grenzenlosem Danke verpflichtet,“ sagte der Fürst herzlich. „Das war eine undankbare Arbeit.“

„He, he! hat auch seine amüsante Seite! Wenn man, wie ich, über alles hinweg ist, so fühlt man zwar bei dergleichen immer noch Ekel, aber man gerät nicht mehr in Zorn darüber.“

„Nur noch eins möchte ich wissen,“ fing Schürow wieder an; „auf welche Weise ist er zur Gräfin Rumjassin gekommen?“

„Kannst du sie nicht selbst fragen?“

„Nein,“ seufzte Schürow, „das ist unmöglich.“

„Warte, ich will meinen Kammerdiener rufen, das ist eine lebendige Zeitung; vielleicht kann er es uns sagen.“

Peter erschien. Er war ein Mann von fünfundsünfzig Jahren, mager, klein, mit ernstem, selbstbewußtem Gesichtsausdruck. Er blieb unbeweglich an der Thür stehen.

„Kennst du einen gewissen Tschudessow? Senatsbeamten?“

„Wie sollte ich den nicht kennen! . . . Er heiratet.“

„Siehst du?“ sagte der Senator und blinzelte dem Fürsten zu. — „Wen heiratet er?“

„Die Mündel der Gräfin Rumjassin.“

„Ist es ein hübsches Fräulein?“

„Sie ist hübsch!“ antwortete der Diener lakonisch.

„Wer hat den Zukünftigen im Hause vorgestellt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wen besuchte er bisher?“

„Frau von Termin . . . Frau von Loginow . . .“

Der Diener nannte noch verschiedene adlige Damen, welche Tschudessow aus Gefälligkeit eingeladen hatten, teils

weil ihre Männer in dienstlichem Verkehr mit ihm standen, theils auch als Tänzer für die Winterbälle.

„Kennt eine von diesen Damen die Gräfin?“

„Nein,“ sagte der Diener, „aber fast alle kennen Frau von Suftzow, die mit der Gräfin bekannt ist.“

„Sehr gut,“ sagte der Senator, „du kannst gehen.“

„Vergleichen gibt es heutzutage gar nicht mehr!“ sagte der Senator melancholisch, nachdem Peter die Thür geschlossen hatte. „Wenn du so alt sein wirst wie ich, so findest du niemand mehr, der dich so bedient. Die wahren Dienstboten, die guten, welche von unsern Vätern herangezogen wurden, mußten alles und plauderten nicht; sie fragten nicht einmal nach dem Warum der Dinge.“

Diese Lobrede auf die alten Diener bildete den Schluß der Unterredung. Dann verabschiedete sich der Fürst von seinem alten Freunde.

„Wirst du mich von deinen Angelegenheiten unterrichten?“

„Seien Sie ganz ruhig,“ antwortete Schürow. „Sie werden bald von mir hören.“

---

## XXV.

### Die Herausforderung.

Nachdem der Fürst seinen Freund verlassen, begab er sich direkt zu Frau von Suftzow, welche er auf dem Lande, als Gast der Gräfin Rumjassin, vor einigen Jahren kennen gelernt hatte. Seitdem verabsäumte er es nie, wenn er nach St. Petersburg kam, ihr seinen Besuch abzustatten. Diese äußerst geistreiche Dame schätzte den armen Prinzen Charmant wegen seiner Offenheit und Zuverlässigkeit.

Bald wurde Wassilissas Name erwähnt.

„Ich glaube, sie verheiratet sich,“ sagte der Fürst.

„Nein,“ antwortete Frau von Suftzow, „man verheiratet sie, und wenn ich daran denke, so ist mir's gar nicht wohl ums Herz, denn ich muß mir den Vorwurf machen, daß ich es war, die den Bräutigam ins Haus einführte. Wer hätte aber auch denken können, daß dieses arme Mädchen ihn gleich so unausstehlich finden würde!“

„Also so schlimm ist es!“ sagte der Fürst, dem das Herz so stark klopfte, daß er fürchten mußte, Frau von Suftzow könne es hören!

„Am Verlobungstage erklärte sie ihren Freundinnen im Ballsaale, daß sie ihn verabscheue. Bis dahin that sie übrigens gar nicht so schlimm; die Gräfin meinte daher, sie spiele sich nur als Opfer auf, um Aufsehen zu erregen, im Grunde aber sei sie mit ihrem Schicksal ganz zufrieden.“

„Wann soll die Hochzeit stattfinden?“ fragte der Fürst, der die Beleidigung, die man Wassilissa zugefügt, so empfand, als ob sie ihm angethan worden wäre.

„Am Sonntag nach Ostern, also etwa in vierzehn Tagen.“

„Teilen Sie, gnädige Frau, die Ansicht der Gräfin in Bezug auf Fräulein Wassilissa?“

Frau von Suftzow schwieg einen Augenblick. Er fürchtete schon, sich zu indiscret gezeigt zu haben.

„Nein,“ sagte sie endlich; „ich weiß, daß die Gräfin, deren vortreffliches Herz bekannt ist, sich leicht Illusionen hingibt, wenn es sich um ihre Wünsche handelt. Sie hat es gern, daß man ihr gehorcht, es ist daher wahrscheinlich, daß sie den Widerstand ihrer Richte für Eigensinn nimmt. Ich bedaure nur, mich in diese Angelegenheit gemischt zu haben, es ist das eine gute Lektion, man wird mich nicht sobald wieder beim Heiratsstiften ertappen.“

Der Fürst war äußerst niedergeschlagen. Die, welche er liebte, war so unglücklich, daß sie nicht einmal ihre Meinung frei äußern durfte, ohne der Lüge beschuldigt zu werden.

„Ich bin auf diesen Herrn Tschudessow neugierig!“ sagte er. „Die beiden Fräulein kenne ich von klein auf und mich interessiert ihr Schicksal. Wo könnte man wohl diesen Herrn treffen?“

„Er speist gewöhnlich, soviel ich weiß, im Beamtenklub, Sie wissen, an der Polizeibrücke. Dort treffen Sie ihn wahrscheinlich gegen sechs Uhr. Ich weiß, daß er regelmäßig dorthin geht, wenn er seine Braut verläßt.“

Nach einigen gleichgültigen Redensarten, die ihm viel Ueberwindung kosteten, empfahl sich der Fürst.

Also gerade jetzt machte dieses Monstrum mit langem Backenbart und schwarzem, glattgestrichenem und in der Mitte gescheiteltem Haar seiner unglücklichen Braut den Hof und zwang sie, seine verhaßten Liebesbeteuerungen anzuhören! Vielleicht küßte er sogar Wassilissas Hand, diese verehrungs-

würdige Hand, welche er, Schürow, nur im Traum geküßt hatte. Der Gedanke an diese Frechheit veranlaßte den Fürsten sich so zu beeilen, daß er fast noch niemand im Klub antraf.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er dieses Vereinslokal des Beamtenstandes betrat, welches von der Aristokratie gemieden, von der bürgerlichen Gesellschaft aber, die dort keine Aufnahme findet, sehr ersehnt wird. Als der Portier, der ihn natürlich nicht kannte, seine Eintrittskarte verlangte, warf er ihm mit einer verachtungsvollen Handbewegung seine Karte hin.

Dem Portier imponierte diese Art, sich zu legitimieren, als er aber den Namen Fürst Schürow las, war er vollständig befriedigt und machte eine tiefe Verbeugung.

Der Fürst stieg die Treppe hinauf und betrat die Salons. Während er die weitläufigen Räume, die übrigens sehr gut eingerichtet und reich möbliert waren, durchmaß, waren die neugierigen Blicke der Klubmitglieder auf ihn gerichtet.

„Ein neues Mitglied!“ sprachen sie unter sich. „Er ist zum erstenmal hier! — Wer mag ihn vorgestellt haben? — Wahrscheinlich ein Gast!“

Schürow nahm eine Zeitung zur Hand und fing an zu lesen. Beim Eintritt eines jeden neuen Ankömmlings blickte er auf. Der Kellner fragte ihn zweimal, ob er an der Table d'hôte oder à la carte speisen wolle. Zweimal antwortete der Fürst, daß er nicht hungrig sei und es überlegen wolle.

Endlich erblickte er den schwarzen Backenbart und die glattgekämmten Haare, denen er schon vor der Pforte der Gräfin begegnet war, in der Thüröffnung.

„Ah! guten Tag, Tschudessow,“ sagte ein Stammgast; „Sie kommen heute spät!“

„Das ist begreiflich; die Zeit vergeht schnell in der Gesellschaft einer Braut!“ sagte ein anderer.

Schürow kochte vor Wut. Wassilissas Name ausgesprochen in einem öffentlichen Lokale, in welchem jeder, der ein Jahr Ranzleidienst hinter sich hat, für sechzig Kopeken ein Mittagessen haben kann!“

Tschudessow antwortete und lächelte selbstgefällig. Als er bei Schürow vorbeigehen wollte, um sich in den Speisesaal zu begeben, trat ihm dieser in den Weg. „Pardon!“ sagte er, „Herr Tschudessow, wenn ich nicht irre?“

„Der bin ich, mein Herr! Mit wem hab' ich die Ehre . . .“

„Fürst Alexander Schürow; hier meine Karte!“



Tschudessow verneigte sich mit einer seinem Rückgrat in Gegenwart hochgestellter Personen eigenen Geschmeidigkeit.

„Womit kann ich Euer Erlaucht dienen?“ sagte er im liebenswürdigsten Tone.

„Ist hier nicht ein Zimmer, wo man, ohne gestört zu werden, einen Augenblick sprechen könnte?“ fragte der Fürst trocken.

„Gewiß! Wenn Erlaucht mir folgen wollen.“

Die Erlaucht folgte Tschudessow; bald befanden sie sich in einem hübschen, blau- und golddekorierten Boudoir auf bequemen Lehnstühlen. Ein Diener zündete zwei Gasflammen an und zog sich zurück.

„Ich komme direkt zur Sache, mein Herr!“ sagte Schürow, der keine Anlage zum Diplomaten hatte und den ganzen Tag über faum imstande gewesen war, seine Gedanken zu verbergen. „Soeben hörte ich eine Anspielung auf Ihre Heirat. Sind Sie es, der Fräulein Górow, die Nichte und Mündel der Frau Gräfin Rumjassin, heiraten will?“

„Ja wohl, mein Herr! Ich habe das unschätzbare Glück, meine Werbung von der Frau Gräfin und von Fräulein Górow angenommen zu sehen.“

„Ist das, was Sie da behaupten, auch zweifellos, mein Herr?“ sagte Schürow, indem er sich ihm ein wenig näherte.

Ein Kampfesmut wie der, welcher ihn vor Sewastopol beseeelte, regte sich in ihm, obwohl sein Gegner eine solche Ehre gar nicht verdiente.

„Aber, mein Herr! . . . ich habe nicht den geringsten Grund daran zu zweifeln,“ antwortete Tschudessow, innerlich beunruhigt, aber entschlossen, sich diesem unerwarteten Angriff gegenüber zu verteidigen.

„Mir hat man nämlich die Sache anders geschildert. Man sagte mir und ich verhehle Ihnen nicht, daß in der ganzen Stadt davon gesprochen wird, als ob Sie hartnäckig darauf beständen, Fräulein Górows Hand, trotz der Abneigung, welche sie Ihnen zu erkennen gibt, zu beanspruchen. Wir, vom Adel — Schürow legte besonderen Nachdruck auf dieses Wort, um seinem Gegner begreiflich zu machen, daß er ihn nicht als ein Mitglied dieses Adels ansehe, — sind gewissermaßen solidarisch untereinander verbunden und gestatten eine Mißheirat — ich sage eine Mißheirat — nur in dem Falle, wenn sie durch eine große Leidenschaft entschuldigt ist.

Dieser Fall trifft bei Fräulein Górow nicht zu, wie ich mir habe sagen lassen."

"Aber, mein Herr," erwiderte Tschudessow satirisch lächelnd, wodurch er einem Affen, der eine harte Nuß knacken will, ähnlich ward, "Sie sind weder Fräulein Górows Vater noch ihr Vormund, und wenn die Frau Gräfin meine Werbung acceptiert . . ."

Bei diesen Worten erhob er sich, um zu verstehen zu geben, daß er den Gegenstand des Gesprächs als erschöpft betrachtete. Schürow regte sich nicht, suchte aber das Endresultat zu beschleunigen.

"Ich kann Ihnen dennoch nur meine Mißbilligung ausdrücken, wenn Sie darauf bestehen, ein junges Mädchen heiraten zu wollen, das Ihnen öffentliche Beweise ihrer Abneigung und Geringschätzung gegeben hat."

"Das ist meine Sache, mein Herr!" - sagte Tschudessow, welcher jetzt den Rückzug antrat.

Der Fürst sprang auf und packte ihn am Arm.

"Auch die meinige, mein Herr!" sagte er an sich haltend. "Seit Jahrhunderten . . . ja, mein Herr, seit Jahrhunderten ist meine Familie mit den Rumjassins, unsern Nachbarn, verbündet. Ich darf es daher nicht gestatten, daß diese befreundete Familie sich mit Ihnen einläßt. Bis zur Ankunft des Grafen, der Ihnen, wie Sie es verdienen, die Ohren stutzen wird, werde ich der Frau Gräfin einige Altstücke, die auf Ihre Lebensgeschichte Bezug haben und die ich mir auf ehrliche Weise verschafft habe, mitteilen. Vielleicht ändert die Gräfin dann ihre Meinung."

Sie waren fast bei der Schwelle des Speisesaals angelangt. Von allen Seiten kamen neugierige Gesichter, durch das Geräusch der erregten Stimmen herbeigezogen, zum Vorschein.

"Der Graf ist weit von hier, Herr Fürst!" erwiderte Tschudessow. "Und was Ihre Verleumdung anbelangt . . ."

Das Wort war kaum ausgesprochen, als Tschudessow auch schon den Handschuh des Fürsten im Gesicht fühlte.

"Sie werden mir für diese Worte Genußthuung geben, mein Herr!" sagte Schürow, der zu befürchten schien, daß sein Gegner die Beleidigung ruhig einstecken könnte.

Tschudessow, bleich vor Wut, hatte nur den einen Gedanken: Schade, daß der Fürst so lange mit der Ohrfeige zögerte! Man würde sich verständigt haben können; jetzt aber war ein Duell unvermeidlich.

Aus der Not eine Tugend machend und in Betracht ziehend, daß ein Duell, seiner Braut zu Ehren, ihm jedenfalls in den Augen aller, namentlich aber aller Frauen, auch Wassilissa nicht ausgenommen, eine gewisse Wichtigkeit verleihen würde, rief er im hohen Falsett: „Wir werden uns schlagen, mein Herr!“

„Teufel auch! Weshalb hätte ich mich denn sonst bemüht!“ erwiderte der Fürst. „Sie wissen, wie ich heiße; ich wohne im Hotel Demuth, zwei Schritt von hier. Obschon ich mich als den Beleidigten ansehe, überlasse ich Ihnen, in Anbetracht des Handschuhs, die Wahl der Waffen. Ihre Zeugen treffen mich den ganzen Abend, sollten Sie aber . . . Hoffentlich haben Sie ein gutes Gedächtnis und werden mich nicht nötigen, das, was ich Ihnen eben sagte, zu wiederholen!“

Schudessows Genossen waren aufgebracht und hätten dem Fürsten fast einen schlimmen Streich gespielt; einige von ihnen, nur durch einen schwachen Firnis conventioneller Manieren klubbfähig geworden, hätten am liebsten ihrer Hausknechtsnatur freien Lauf gelassen. Schürow aber blickte sie so hochmütig an, sein edler Gesichtsausdruck und der Seelenadel, welcher sich in seinen Augen wiederpiegelte, kontrastierten so eminent mit dem scheelen Blicke und dem ohnmächtigen Zorn seines Gegners, daß die Anständigeren — und es waren deren viele gegenwärtig — Schürows Rückzug deckten und ihm diejenige Rücksicht angedeihen ließen, die in der besten Gesellschaft üblich ist.

Als Schürow in seine Wohnung zurückkehrte, war das erste was er that, sich zu waschen und umzukleiden, um den Geruch der Speisen, den seine Kleider im Speisesaal des Klubs angenommen hatten, los zu werden. Dann begab er sich zu Sacharjew. Dieser war beim Mittagessen. Schürow sandte ihm seine Karte hinein mit der Bitte, er möchte ihn nach dem Essen besuchen.

Zwanzig Minuten darauf trat Sacharjew in die Wohnung des Fürsten. „Morgen schlage ich mich!“ sagte ihm dieser. „Gehen Sie doch; keine schlechten Wize nach dem Mittagessen, das stört die Verdauung!“

„Schade um Ihre Verdauung, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Kaffee und Liqueure will ich aber doch bestellen, um Ihren Magen wieder zu restaurieren; für mich aber ein Mittagessen, denn ich bin schrecklich hungrig,

und unterdessen, weil man im Hotel doch immer warten muß, erzähle ich Ihnen die Geschichte."

Sacharjew erfuhr bald das Nötigste. Der Fürst teilte ihm nämlich die offizielle Seite der Ursache mit, d. h. er sagte, die Gräfin habe sich durch einen Intriganten hintergehen lassen, und er, Fürst Schürow, habe es, in Abwesenheit des Grafen Rumjassin, seines Freundes und Nachbarn, übernommen, den Lummel zu veranlassen, seine Absicht, in eine adlige Familie einzudringen, aufzugeben, und was darauf erfolgt sei.

"Weshalb aber," sagte Sacharjew nach einiger Ueberlegung, "haben Sie sich nicht direkt an die Gräfin gewandt?" Schürow zuckte die Achseln.

"Ich war zuerst bei ihr," sagte er, "der Empfang aber war kaum höflich. Sie hat sich diese Heirat in den Kopf gesetzt und will mit dem Abschluß derselben nicht einmal auf die Rückkunft des Grafen warten. Sie würde es ihr ganzes Leben hindurch bedauern; ich leiste ihr daher einen Dienst, für den sie mir später dankbar sein wird. Sie wissen, wir sind ein wenig verwandt . . ."

"Und Sie wollen sich der Gefahr aussetzen, ein Krüppel zu werden, um einen Intriganten daran zu verhindern, in ihre Familie einzudringen?" fragte Sacharjew nachdenklich.

"Nun, mein Lieber," rief Schürow, "stellen Sie sich vor, ich hätte die Absicht, um Comtesse Zenarbes Hand anzuhalten, glauben Sie, daß es mir da angenehm sein würde, diesen Herrn 'Cousin' nennen zu müssen?"

"O! Sehr gut! sehr gut! Ich verstehe!" antwortete Sacharjew. "Das ist etwas anderes! Sie wünschen also, daß ich Ihr Zeuge sei?"

"Eben darum wollte ich Sie bitten."

"Und wer ist der andere Zeuge?"

"Das weiß ich nicht. Nehmen Sie einen Ihrer Freunde."

"Mein Neffe! Ich hole ihn gleich."

"Nein," sagte Schürow, "bleiben Sie hier. Gene könnten gleich kommen. Mein Diener wird ihn benachrichtigen."

Nach einer halben Stunde trat der Neffe des Herrn Sacharjew, ein ganz junger neunzehnjähriger Offizier ein und stellte sich mit großem Vergnügen dem Fürsten zur Verfügung. Es war seine erste Affaire.

"Sie werden ihn nicht töten wollen, nicht wahr?" fragte Sacharjew. "Ein in allen Waffen so geschickter Meister wie Sie, läßt diesem Buter gewiß gehörig zur Aber."

„Das hängt von ihm selbst ab,“ sagte der Fürst. „Thut er, was ich von ihm verlange, so lasse ich es bei der ersten Schramme bewenden; sollte er aber auffällig sein und auf seiner Absicht bestehen wollen, nun, bei Gott, dann werde ich mir kein Gewissen daraus machen, ihn ins Jenseits zu befördern. Sie haben recht, er ist ein Buter, und demgemäß werde ich ihn auch behandeln. Unterdessen wollen wir eine Cigarre rauchen.“

---

## XXVI.

### Die Wahl der Waffen.

Der Abend beim Fürsten Schürrow verfloß ruhig. Die drei Freunde, denn der Nefse Sacharjew war bald aus einem Zeugen zu der intimern Rolle eines Freundes erhoben worden, rauchten einige Cigarren, tranken Thee, sprachen vom Laumetter, von der Newa, die ihre Eishülle bald sprengen würde, vom französischen Theater, von einer beabsichtigten Reise ins Ausland, kurz, von allem, nur nicht von den Zeugen, die sie erwarteten.

Der junge Offizier dachte indes nur an diese; für Schürrow fürchtete er zwar nicht, er schien ihm unverwundbar, aber er sagte sich: Was muß ich vor den Zeugen für eine Figur machen? Soll ich ganz sorglos scheinen? Das würde vielleicht wie Affektation aussehen? Ein wenig Schroffheit würde mich nicht übel kleiden. Uebrigens, ich brauche mich ja nur nach dem Onkel zu richten.

Sein Onkel hatte in der That schon einige Praxis in solchen Dingen, obschon Duelle in Rußland viel seltener — dafür aber auch viel ernsthafter — sind als in Frankreich, wo man sich alle Tage um der geringfügigsten Ursachen willen schlägt; hier genügt in den meisten Fällen der Degen und der erste Blutstropfen. Sacharjew wußte übrigens, daß der Fürst, ein Schütze ersten Ranges, häufig die langen müßigen Stunden des Landlebens durch Schießübungen mit Präzisionspistolen nach fliegenden Schwalben würze.

Seit Beendigung der Mittagsmahlzeit waren indessen zwei gute Stunden verfloßen, ohne daß die Zeugen erschienen wären.

Das hatte aber seinen guten Grund. Tschudessow war

seit Empfang der öffentlichen Beschimpfung bemüht, geeignete Zeugen zu finden, d. h. friedliche, ernste, etwas Achtung gebietende Zeugen, die die Fähigkeit haben mußten, eine Affaire beizulegen, oder die wenigstens, da von einer Beilegung wohl kaum die Rede sein konnte, geschickt genug waren, ein kleines schmerzloses Duell zustande zu bringen. Unglücklicherweise gehörten die vernünftigen Leute im Klub an der Polizeibrücke nicht zu seinen Freunden. Seine Worte, seine Haltung, seine Gebärden, kurz alles an ihm, machte einen solchen abstoßenden Eindruck, daß jedermann auf seiner Hut war. In dem großen Saale des Klubs waren nach wenigen Minuten schon nur noch einige Torköpfe um unsern Helden versammelt.

„Das war eine sehr ernste Insulte!“ sagte einer. „Die kann nur mit Blut abgewaschen werden! — Sie werden doch nicht dulden wollen,“ sagte ein anderer, „daß unser Klub einen solchen Schimpf auf sich sitzen lassen soll, ohne sich zu rächen?“

Schweigen wir über alle die kriegerischen, heroischen Phrasen, welche bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kamen. Die Komödie von den Freunden, die sich in unserer Person beleidigt fühlen, wiederholt sich unveränderlich durch alle Jahrhunderte und Länder hindurch.

„Wer will mir als Zeuge dienen?“ sprach Tschudessow mit erregter Stimme.

Die kriegerischen Freunde blickten einander an. Sie kannten die in Rußland bestehenden sehr strengen Strafbestimmungen gegen das Duellwesen. Einer der Wütendsten sagte: „Ich würde es gern thun, wenn nur meine Frau nicht krank wäre, und da begreifen Sie doch, mein Lieber, daß eine Aufregung . . .“

Die andern fanden ebenso begründete Motive für ihre Zurückhaltung. Ein Beamter des Finanzministeriums erklärte sogar, er habe den Schnupfen. „Ja, wenn man sich im geheizten Zimmer schlagen könnte, dann wäre ich Ihr Mann . . . so aber muß man erst in diesem Tauwetter weit laufen, und wenn mein Stickschnupfen sich in einen Brustkatarrh verwandeln sollte, so würde ich mir das nie verzeihen können.“

Ein einziger der Anwesenden blieb unbeweglich und stumm. Sein abstoßendes Aeußere, sein militärisch geschnittener Schnurr- und Backenbart bezeugten, daß er, wie Tschudessow, das edle Waffenhandwerk kenne. In Wirklichkeit aber hatte er nie etwas anderes getrieben, als das Amt eines Federfuchfers.

Bloß seinem Namen zu lieb hatte er kriegerische Mären angenommen: Wojnow heißt Krieger. Einen Moment der Ruhe benutzend, klopfte er seinem verlegenen Kollegen auf die Schulter. „Ich will Ihr Zeuge sein! Sie werden aber begreifen, daß ich mich nicht in eine Angelegenheit mischen kann, die mit einem Pappenspiel endet. Eine schriftliche Entschuldigung ist das wenigste, wenn nicht . . .“

„Weshalb denn eine schriftliche?“ fragte Tschudessow in verzweiflungsvollem Tone.

Darüber entstand ein Wortwechsel. Wojnow fügte sich nur ungern der verlangten Konzession. Endlich gab er nach, denn die Aussicht, Zeuge bei einem Duell zu sein, war ihm zu verlockend, als daß er sie durch zu große Hartnäckigkeit hätte vereiteln mögen.

Als es sich um die Bedingungen des Kampfes handelte, ging die Sache einfacher zu. Tschudessow, der seit seinen Jagdvergnügungen im Birkenwäldchen eine Vorliebe für Schießwaffen hatte, besaß ein paar Pistolen, deren er sich ganz geschickt zu bedienen wußte. „Stellen Sie uns auf dreißig Schritt Distance . . . Wir schießen auf Kommando.“

„Sie scherzen wohl?“ antwortete sein Gegner (d. h. sein Gegner im Redekampfe). „So schießen sich allenfalls Bürgerliche! Vergessen Sie nicht, mein Lieber, daß er Ihnen den Handschuh ins Gesicht geworfen hat! Ein regelrechtes Duell vor der Barriere, das ist's, was wir brauchen. Man stellt sich dreißig Schritt voneinander entfernt auf, wenn Sie das durchaus wollen; dann aber darf jeder zehn Schritte thun und nach Gutdünken schießen. Der, welcher zuerst geschossen, muß an die Barriere treten. So ist es Regel; dagegen läßt sich nichts einwenden. A propos, man muß sich nach Pistolen umsehen!“

„Ich habe welche daheim,“ sagte Tschudessow, der in seiner verzweiflungsvollen Nacht einen Hoffnungsschimmer erblickte.

„Daheim? Wenn Sie sie aber schon benutzt haben . . .“

„Niemals, niemals!“ beeilte sich Tschudessow zu versichern.

„Weshalb haben Sie sie denn, wenn Sie nie damit schießen?“

„Ich bekam sie von einem Freund, der mir Geld schuldete, er überließ sie mir an Zahlungsstatt.“

„Sie versichern also, daß Sie sie nie benutzt haben?“

„Niemals! Sie können es mir glauben. Wo sollte ich sie auch benutzen? Meine Wohnung ist zu klein.“

Tschudessow sagte nicht, daß hinter seiner Wohnung sich ein großer unbenutzter Hofraum befand, der für einen Liebhaber des Pistolenschießens wie geschaffen war.

„Das genügt!“ sagte Wojnow, dem nichts daran lag, die Versicherung zu bezweifeln, denn sie überhob ihn der Verpflichtung, Waffen aufzutreiben.

„Ich muß gestehen, daß ich auf die Gewissenhaftigkeit des Fürsten nicht viel gebe,“ gab Tschudessow zu verstehen. „Da ich den Kampf unter den gefährlichsten Bedingungen, die Sie allein für zulässig halten, annehme, so bitte ich wenigstens um folgendes Zugeständnis. Es wäre möglich, daß der Fürst gefälschte Waffen mitbrächte, solche, die er gründlich ausprobiert hat . . . Kenne ich ihn denn etwa, diesen Herrn? Ein Feilenstrich am Korn ist bald gethan . . . Ich würde mit seiner Pistole geradeaus zielen und meine Kugel ginge seitwärts . . .“

„Was kann ich dabei thun? Es wird gelost werden müssen, messen Waffen zu benutzen sind!“

„Nein. Lassen Sie den Fürsten wählen! Ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht uns die Wahl überließe.“

„Es scheint also doch, daß er kein solcher Schurke ist, wie Sie ihn schilderten?“

„Das heißt: er wird nicht wagen, anders zu handeln.“

„Sie legen also großen Wert darauf, mit Ihren eigenen Waffen zu schießen!“

„Ich nannte Ihnen den Grund. Und dann ist vielleicht auch ein wenig Aberglaube dabei.“

„Ihr Ehrenwort, daß Sie die Waffen nie benutzt haben! Ihr Ehrenwort!“ betonte Wojnow und sah seinen Mann scharf an.

„Mein Ehrenwort! Uebrigens wenn Ihnen das, was ich verlange, nicht paßt, so sagen Sie es nur, ich sehe mich dann nach andern Zeugen um.“

Als Wojnow sah, daß Tschudessow sich erhob wie einer, der seinen Entschluß gefaßt hat, schwanden seine Bedenken. Er wollte sein Duell nicht im Stiche lassen.

„Bah!“ sagte er sich, „diese Pistole oder jene, was liegt im Grunde daran? Wie es Ihnen beliebt,“ fügte er laut hinzu.

„Zwischen diesen oder jenen Pistolen ist ein großer Unterschied,“ dachte Tschudessow. „Ich kann jetzt ruhig sein. Fürst Schürow, nun heißt's aufpassen. Sie werden eine schlimme Viertelstunde durchmachen, das sage ich Ihnen!“

Aber noch eins fehlte, ein zweiter Zeuge; Wojnow über-



nahm die Sorge dafür. Er suchte einen jungen schüchternen Mann auf, der mit ihm im gleichen Bureau diente, einen armen Teufel, den er wie ein Schaf zur Schlachtbank führen konnte. Außerdem mußte auch noch ein wenig Toilette gemacht, ein Frack angezogen werden.

Dies war die Ursache, weshalb Schürow und seine Freunde warten mußten. Sie fanden, daß es sehr lange währe, und begannen ungeduldig zu werden. Da ertönte endlich die Thürklingel und der Diener brachte zwei Karten mit unbekannten Namen. Offenbar waren es die Erwarteten.

Wojnow trat mit Siegermiene, gefolgt von seinem Freunde, ein. Obgleich die Siegermiene nicht ganz echt war, so schien sie es doch wenigstens zu sein. Man begrüßte sie kalt. Der Fürst hatte sich in ein Nebenzimmer zurückgezogen, um für die Verhandlung freie Bahn zu schaffen.

Herr Tschudessow ließ durch die Vermittlung seiner Zeugen sagen, daß wenn Fürst Schürow in Gegenwart einiger Personen — nur weniger übrigens — sein Bedauern ausdrücken würde, ein wenig zu brüst gewesen, durch ein Mißverständnis getäuscht worden zu sein, Herr Tschudessow von dieser mündlichen Erklärung befriedigt sein wolle, ohne eine schriftliche Entschuldigung zu beanspruchen.

Beim Worte „Entschuldigung“ fuhr der junge Offizier in die Höhe und es fehlte wenig, so wäre ihm eine unparlamentarische Aeußerung entschlüpft. Glücklicherweise blickte er auf seinen Onkel, welcher maliziös lächelnd fragte: „Hat Herr Tschudessow den Fall einer Verweigerung in Betracht gezogen?“

„Gewiß!“ sagte Wojnow.

„Ich zweifelte daran,“ erwiderte Sacharjew immer noch lächelnd. „Welche Waffen also wählt er?“

„Pistolen, mein Herr! Es handelt sich um eine ernste Beleidigung, die ein Ehrenmann . . .“

„Pistolen?“ unterbrach ihn Sacharjew. Sehr wohl!“

„Erlauben Sie, mein Herr,“ sagte der zweite Zeuge mit sanfter Stimme, „ehe wir weiter von diesen Dingen reden, wäre es da nicht vernünftiger, menschlicher, ein Mittel zu finden, diese Differenz auf gutlichem Wege auszugleichen?“

„Es gibt nur ein solches Mittel,“ unterbrach ihn Sacharjew, immer noch lächelnd, „und Herr Tschudessow kennt es. Hat er Ihnen nichts davon gesagt?“

Die beiden Zeugen Tschudessows sahen sich ein wenig verblüfft an.

„Er sprach nur von Entschuldigungen!“ sagte der junge blonde Mann.

„Von wessen Seite?“ fragte der junge Offizier, der sich kaum noch mäßigen konnte, die Stimme ein wenig erhebend.

„Nun, natürlich seitens des Beleidigers.“

„Lassen Sie nur,“ erwiderte Sacharjew; „ich sehe schon, Herr Tschudessow hat von dem Mittel, das ich meine, Ihnen nichts gesagt. Kehren wir zu den Bedingungen des Kampfes zurück.“

Die Bedingungen wurden ganz so, wie sie gestellt, angenommen; es erfolgte weder eine Zögerung noch unnütze Widerrede.

„Ganz korrekt!“ war Sacharjews Antwort. „Gibt Herr Tschudessow einem bestimmten Ort für das Rendezvous den Vorzug?“

„Nein, Herr Tschudessow hat uns freie Wahl gelassen.“

„Haben Sie also gewählt?“

„Noch nicht!“

„Wollen Sie, daß ich Ihnen helfe? Nehmen wir die Insel Krestowskij. Der zuerst Ankommende wartet an der Brücke in dem Gehölz. Ich kenne da eine Lichtung, die eigens dazu geschaffen scheint.“

Als Sacharjew diese Worte sprach, unterdrückte er ein unwillkürliches Lächeln. Diese Lichtung war dieselbe, in der er vor etwa fünfzehn Jahren seinen ersten Zweikampf gegen einen Kameraden von den Grodno-Husaren bestanden hatte. Alle Chancen waren an diesem Tage auf seiner Seite gewesen; erstens die Ursache dieses Duells, eine außerordentlich frivole Kreatur, die er dem Husar weggekapert hatte, — unter solchen Umständen ist man lieber der Angreifer als der Angegriffene, — dann, obschon er nur ein sehr mittelmäßiger Schütze war, gelang es ihm, seinen Kameraden genügend zu verwunden, um die Ehre als vollständig hergestellt erklären zu können, und doch nicht so schwer, um sich darüber Gewissensbisse machen zu müssen; endlich war dieses Duell der Ausgangspunkt einer engen Freundschaft zwischen den beiden Gegnern geworden.

Alles dies fiel Sacharjew ein, und es war eine Art von Aberglaube, der ihn bei der Wahl dieser Lichtung für das Duell des Fürsten leitete.

Der Aberglaube ist nicht, wie man wohl meinen könnte, das ausschließliche Erbteil schwacher Geister. Er dringt auch in die tapfersten Herzen ein, wenn es sich darum handelt,

sein Glück, sein Vermögen, sein Leben oder das eines geliebten Wesens den Zufällen einer drohenden Ungewißheit zu unterwerfen. Nur wenige Seefahrer gibt es, die davon frei sind. Das kommt daher, weil sie die Falschheit des Meeres kennen und wissen, wie wenig menschliche Berechnungen gegen den Orkan vermögen, der plötzlich losbricht, gegen einen Funken, der einen Brand mitten im Meer anzufachen kann, gegen den Nebel, der die Sterne verhüllt und die Fahrzeuge hindert, Untiefen oder Klippen zu vermeiden. Wie viele Soldaten haben vor Beginn einer Schlacht Todesahnungen, die sich auf sie selbst oder auf teure Kameraden beziehen! Und nun gar die Spieler . . . gibt es wohl einen von hundert unter ihnen, der nicht die Ueberzeugung hegt, daß er eine mysteriöse Gabe besitze, Glück oder Unglück im Spiel vorher zu ahnen? Selbst dieser hundertste, dieser leidenschaftslose Spieler, der, wie er sagt, an alle diese Dummheiten nicht glaubt, fragt ihn, warum er beim Baccarat oder Landsknecht seinen Einsatz plötzlich erhöht, wenn er die Vorhand hat! Er weiß es wohl, daß bei jedem Zuge die Chancen für beide Gegner gleich sind, aber ohne sich davon Rechenschaft abzugeben, hat er Vertrauen, bloß deshalb, weil er die Karten in der eigenen Hand hält.

An dem Tage, an welchem es keinen Aberglauben mehr auf der Welt geben wird, ist die Erde von lauter Weisen bewohnt. So weit sind wir aber noch nicht.

Rehren wir jetzt zu unsern Helden zurück.

„Krestowskij?“ sagte Wojnows Gefährte mit sichtbarem Zögern, „das ist sehr weit. Auch haben wir jetzt Tauwetter.“

„Nun, so ziehen wir Galoschen an!“ erwiderte Sacharjew.

„Man kann sich doch nicht im großen Saal der Adelsversammlung schießen? zum Teufel! das wäre gefährlich für die Spiegel. Nun, welche Stunde wählen Sie?“

„Sieben Uhr morgens,“ sagte Wojnow.

„Sehr gut! Militärzeit.“

Sacharjew erhob sich, sein Nefse, der die Augen nicht von ihm wandte und der die unerschütterliche Kaltblütigkeit seines Onkels bewunderte, stand gleichzeitig auf.

Tschudessows Zeugen verstanden diese stumme, aber ausdrucksvolle Sprache, sie erhoben sich gleichfalls. Man wechselte gegenseitige formelle Grüße und Tschudessows Zeugen traten ihren Rückzug an, auf bescheidenere Weise als es ihr Eintritt war.

„Wir werden hier schlafen, nicht wahr?“ fragte Sacharjew den Fürsten, nachdem er ihm vom Resultat der Verhandlungen Bericht erstattet hatte.

„Ich danke Ihnen, meine Freunde!“ sagte Schürow.

„O, der Teufel! Da habe ich ja meine Frau ganz vergessen! Die wird mich morgen schön an den Ohren zupfen! Ich will ein paar Zeilen schreiben, um ihr die Bille zu versüßen. Du kannst deine Pistolen holen, Neffe. Sollten jene Schlingel auch welche mitbringen, so wird man losen müssen!“

„Sind die Ihrigen gut?“ fragte der Fürst den jungen Offizier.

„Sie sind von Devizme.“

„Desto besser für Tschudessow. Mit einer guten Waffe kann ich, ohne ihm viel Schaden zu thun, schießen, wohin es mir beliebt.“

Der Fürst drückte seinen Gästen die Hand, sorgte für ihr Nachtlager und zog sich dann in sein Zimmer zurück. Er legte sich nicht gleich zu Bett; seine nächste Sorge war ein Testament aufzusetzen, dessen Inhalt folgendermaßen lautete:

„Falls ich sterben sollte, so vermache ich dem Fräulein Górow, einziger Tochter der Frau Witwe Górow, wohnhaft im Hause der Frau Gräfin Rumjassin, all mein bewegliches und unbewegliches Hab und Gut, mit der einzigen Beschränkung: einen Teil meiner Einkünfte, dessen Größe ihr gutes Herz selbst bestimmen mag, für das leibliche und geistige Wohl meiner ehemaligen Bauern zu verwenden.“

Nachdem er dieses wichtige Dokument unterschrieben und datiert hatte, faltete er es zusammen, verschloß es in ein Couvert und ließ es auf dem Tische liegen, um es seinem Freund Sacharjew anzuvertrauen.

---

## XXVII.

### Der Inweikampf.

Am andern Morgen früh, als Sacharjew und sein Neffe an des Fürsten Thür pochten, war dieser schon aufgestanden.

„Hier,“ sagte er zu Sacharjew, „stecken Sie dies Couvert in die Tasche. Sollte mir ein Unglück passieren . . .“

„Gehen Sie doch, was sind das für Scherze!“

„Man muß an alles denken. Es wäre unrecht, wenn ich mich über mein Leben beklagen würde, aber daß ich gar zu sehr daran hinge, könnte ich nicht sagen.“

„Sie haben Grund genug, es wert zu schätzen!“ sagte Sacharjew lächelnd. „Erlauben Sie jedoch, daß ich, ein praktischer Mann, Ihnen einen Rat gebe, den Ihnen Ihr Magen gleichfalls bald, aber doch vielleicht zu spät, erteilen würde. Essen Sie vorher etwas! Trinken Sie ein Gläschen Wein; keinen Thee, er regt die Nerven auf und macht die Hand unsicher. Ah! Es hat während der Nacht tüchtig gefroren, das ist günstig,“ fügte er, aus dem Fenster blickend, hinzu. „Wir werden wenigstens nicht nötig haben, im Schmutz herumzutappen!“

Ein kaltes Frühstück war bald serviert. Die drei Freunde aßen etwas und wurden dabei durch das heitere Geplauder Sacharjews unterhalten.

Zwei gut bespannte Schlitten erwarteten sie.

„Lassen Sie mich mit Ihnen fahren!“ sagte Sacharjew zum Fürsten.

„Wenn es Ihnen gleich ist, führe ich lieber allein.“

„Sehr wohl! Wären Sie zehn Jahre jünger, so würde ich Sie nicht freilassen, so aber mag's sein. Nun, vorwärts, wir kommen nach!“

Schürow stieg in den Schlitten und sagte dem Kutscher einige Worte.

Der Schlitten schoß über die gefrorene glänzende Fläche, in welche die Pfügen und der flüssige Schlamm von gestern sich verwandelt hatten, dahin.

Der Weg führte über die Nikolaibrücke. Dann ging es direkt gen Norden, längs den gradlinigen Straßen Wassilij-Ostrows und der Petersburger Seite.

Mit zerstreuten Blicken schaute der Fürst auf die noch halb im Schlaf liegende Stadt; links und rechts glitten zuerst hohe Gebäude, dann zweistöckige Häuser und zuletzt bescheidene Holzbauten vorüber; letztere waren durch unendlich lange Zäune voneinander getrennt. Er kam über eine hölzerne Brücke, dann über noch eine, und gelangte endlich in einen großen öden Park, wo ein prachtvoller Anblick ihn seinen Träumen entriß.

Traum ist eigentlich nicht das richtige Wort; ein anderer unbekannter Ausdruck würde die Geistesstimmung, in welcher er sich befand, besser kennzeichnen.

Während der ersten zwanzig Minuten dieser Fahrt hatte der Fürst beinahe an gar nichts gedacht, weder an die bevorstehende Begegnung noch an die Möglichkeit, eine Kugel in den Kopf zu bekommen, noch an die Vorsichtsmaßregeln, die zu ergreifen wären, falls er aus Ungeschicklichkeit seinen Gegner töten sollte; nicht einmal, so eigentümlich dies auch klingen mag, an die Ursache von all diesem Wirrwarr, an Wassilissa! Und wenn überhaupt, so war doch gewiß jetzt der geeignetste Zeitpunkt dafür. Vielleicht könnte man sagen, er habe es absichtlich vermieden, dieses Bild hervorzurufen, weil er wußte oder zu wissen glaubte, daß er nicht geliebt werde. Dies war jedoch nicht der Fall, er dachte ganz einfach an nichts und wünschte auch an nichts zu denken.

Es schien als ob ihm alles gleichgültig sei. Was er für notwendig gehalten hatte, war geschehen — die Ohrfeige an Tschubessow gehörte zu dem Allernotwendigsten — und jetzt ruhte er aus wie ein Ingenieur, der seine Maschine in Gang gesetzt hat und nun mit verchränkten Armen ihren Lauf beobachtet.

Es ist das reine Temperamentsache. Andere sind ebenso tapfer wie er, aber thätiger, aufgeregter; sie besitzen nicht ein solches Gleichgewicht, sind für sich sowohl wie auch für andere besorgter. Sogar derselbe Mensch ist fast nie zweimal in derselben Geistesverfassung; ein äußerer Anlaß, ein Wechsel der Jahreszeit, der Tagesstunde oder des Ortes genügt, um einen Mann, wenn auch nicht weniger entschlossen, so doch auf andere Weise entschlossen zu machen.

Als der Fürst in den einsamen Park kam, blickte er auf. Seine Uhr zeigte zwanzig Minuten vor sieben; bis zum Ort des Rendezvous konnte er in zehn Minuten gelangen.

„Fahre Schritt!“ sagte er seinem Kutscher.

Der zweite Schlitten, welcher in einer Entfernung von fünfzig Schritten folgte, verlangsamte gleichfalls seinen Lauf.

Die Sonne war, obgleich sie noch niedrig stand, schon seit etwa anderthalb Stunden aufgegangen. Die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche war seit drei Wochen vorbei und man weiß, wie die Tage im Norden schnell zunehmen.

Am vorigen Abend noch fanden diejenigen, welche diesen Park bei Sonnenuntergang betraten, ihn sehr düster. Während des Tauwetters waren die Wege mit tiefem Schmutz bedeckt; die großen Bäume, welche den Schnee, der sie den Winter über bedeckte, wie Schwämme aufgesogen hatten, sahen wie

schwarze Gespenster aus, deren tausend Arme, kreuz und quer in die Höhe gereckt, gegen die grauen Nebel, auf denen sie sich abzeichneten, noch schwärzer erschienen.

Einige Stunden prächtigen Frostes hatten genügt, um jeden Baumstamm, jeden Zweig, jeden trockenen Grassalm mit einer dünnen Reisschicht zu bekleiden. Nicht ein Winterforst mit schwarzen Stämmen stand da; eine Fee hatte ihn in einen krystallinen Wald verwandelt.

Und darüber leuchtete die helle Sonne.

Bei jeder Wendung des Schlittens wechselte der Anblick. Links entzündeten die reflektierten Sonnenstrahlen Tausende von Funken, welche gleich glänzenden Käfern auf durchsichtigen Zweigen hin und her zu irren und sich zu verfolgen schienen. Rechts, gegen Osten, erschien jeder Baum, gegen die Sonnenscheibe gesehen, wie ein riesiger Randelaber aus Diamanten, an welchem das Auge nicht mehr die einzelnen verschlungenen und in intensive Bestrahlung getauchten Zweige unterscheiden konnte.

Diese eigentümliche Landschaft hatte nicht die blendende Weiße der Schneelandschaften, nicht jene atlasartige oder samtene, immer aber undurchsichtige Weiße; sie war farblos wie das Quellwasser, wie das klare Eis des ersten Frostes, wie der unendliche Aether der schönen hellen nordischen Sommernächte. Bloß Licht und Lichtreflexe, nirgends ein Schatten. Licht lag auf der glitzernden Bodenfläche, Licht umfloß die dicken Baumstämme, Licht schlüpfte in alle Krümmungen des Strauchwerks und des vertrockneten Grases und verbreitete sich über die gefrorene Ebene, wo, wie auf einem endlosen venetianischen Spiegel, eine Fee ihre verschwenderischen Schätze von Diamanten und Juwelen ausgestreut hatte.

Der Fürst war wie geblendet durch den unwiderstehlichen Zauber dieses wunderbaren Schauspiels und wonnevoll tauchte er seine Blicke in dieses Meer von Licht. Seine Gedanken verließen diese armselige Erde, auf der wir leben, um sich in die ideale Klarheit anderer Sphären zu flüchten, in eine andere Welt, deren Atmosphäre keinen Wind, deren Himmel keine Wolken, deren Licht keinen Schatten kennt und — wo auch die Frauen vielleicht ihn nicht geringschätzen würden.

„Sie ermüden Ihre Augen, lieber Freund!“ sagte ihm eine Stimme.

Er fuhr zusammen und die Wirklichkeit stand wieder vor

ihm. Es war Sacharjews Stimme, dessen Schlitten dicht an den seinigen herangefommen war.

„Es ist die höchste Zeit, wenn wir präcis an Ort und Stelle sein wollen. Lassen Sie uns schneller fahren! Weshalb blicken Sie mich so starr an?“

„Ich blicke Sie gar nicht starr an,“ sagte der Fürst ein wenig verwirrt; „ich sehe Sie gar nicht, ich bin ganz geblendet.“

„Da haben wir's! Was sagte ich Ihnen denn? Das muß ich gestehen, der Augenblick, in die Sonne zu blicken, war gut gewählt. Wie wollen Sie jetzt zielen? Nur ein Mittel gibt es, um Ihre Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen: schließen Sie die Augen, bedecken Sie dieselben mit der Hand und öffnen Sie sie nicht eher, als bis wir an Ort und Stelle sind.“

Schürow folgte diesem Rat. Eine Minute noch sah er alle Lichtstrahlen, die er so zu sagen in den Augen aufgesammelt hatte. Dieses Feuerwerk verschwand aber nach und nach, leuchtete dann plötzlich wieder auf und erlosch endlich in einer absoluten Finsternis.

Als der Fürst nach dem Gefunkel der vorhergegangenen Minuten so in finsterner Nacht versunken war, hatte er eine sonderbare Empfindung. Es schien ihm als ob seine entzauberte Seele plötzlich von einem Trauerschleier mit dichten Falten umhüllt würde. Das Leben kam ihm wie eine unfruchtbare düstere Wüste vor, in der keine liebende Seele, keine Freundeshand ihn begrüßte.

Weshalb sollte ich wohl noch leben wollen? dachte er mit Bitterkeit. Mein Vermögen habe ich Wassilissa vermacht, mag sie es mit einem Glücklicheren als ich es bin genießen. Liebte ich sie denn überhaupt? Ich begehrte ihre Hand, weil ich glaubte, sie würde eine gute Frau sein, und weil ich ihrer Armut wegen eine Abweisung weniger fürchtete. Die Berechnung war gut; sie ist mir herrlich geglückt. Nun, mag das Testament meine Rache sein! Vielleicht wird sie, wenn sie an mich denkt, ein wenig weinen... Sollte aber Tschudessow mich töten? Dann wird er ihr Mann... Nein, die Millionärin Lissa wird frei sein. Und, aufrichtig gesprochen, ist sie nicht imstande, Widerstand zu leisten, so ist sie albern und verdient nichts besseres... Gott gebe, daß Tschudessow ein guter Schütze sei, er würde mich von einer großen Last befreien.



Unter solchen Betrachtungen erreichte er den Ort des Rendezvous.

„Da sind wir!“ rief Sacharjew, „und zwar die ersten! Es würde mich sehr geärgert haben, wenn sie uns zuvor gekommen wären. Ah! Zeit war es; da kommen sie von der andern Seite. Sie sind über Kamenny Ostrom gefahren.“

Als der Fürst seinen Gegner erblickte, war sein Wunsch zu sterben fast vergangen.

Von diesem Federfuchser getötet zu werden, dachte er, wäre doch gar zu lächerlich.

Lächerlichkeiten kommen freilich auch vor, wenn die Zeit ihnen günstig ist, übrigens ist der Tod für niemand lächerlich.

„Meine Herren,“ sagte Sacharjew zu den drei Ankommenden, „der Platz ist nur zwei hundert Schritt von hier entfernt. Folgen Sie uns gefälligst.“

Sie betraten ein Dickicht, an dessen Stelle sich heute hübsche Villen und Lustgärten befinden.

Der Schnee war an dieser einsamen, allen Winden zugänglichen Stelle unter dem Einfluß des Tauwetters zusammengeschmolzen, bildete aber immerhin noch eine Schicht von sechs bis acht Zoll. Die leichte Eisschicht, welche ihn bedeckte, krachte unter den Füßen der sechs Personen.

Nach zehn Minuten lag die fast kreisrunde Lichtung vor ihnen, welche etwa fünfzig Schritt im Durchmesser hatte. Als Sacharjew sah, daß Wojnow einen Pistolenkasten unter seinem Pelz zum Vorschein brachte, that er das gleiche. „Meine Herren,“ sprach er, „ich habe auch Waffen mitgebracht. Wir geben Ihnen unser Ehrenwort, daß der Fürst sie nicht kennt. Zweifelsohne hat Herr Tschudessow die Ihrigen niemals probiert?“

„Niemals!“ beeilte sich Tschudessow zu versichern.

„Wir werden also losen.“

„Weshalb?“ erwiderte Wojnow, der eine auswendig gelernte Lektion herzusagen schien. „Mag der Fürst gefälligst wählen. . . Seine Loyalität ist uns bekannt.“

Sacharjew war damit unzufrieden und richtete seinen Blick fragend auf Schürow. Dieser antwortete durch ein Achselzucken, welches bedeutete: Was geht es mich an, ich habe mich um diese Details nicht zu kümmern.“

„Dem Fürsten liegt nichts daran. Wählen Sie selbst, meine Herren! Wir haben ebenso viel Zutrauen in Ihre Loyalität, wie Sie in die unsrige!“ antwortete Sacharjew,

der froh war, „diesen Leuten“ zeigen zu können, daß man von ihnen keine Gefälligkeiten begehre.

Wojnow ergriff, ohne zu antworten, eine der von ihm mitgebrachten Pistolen und fing an sie zu laden. Sacharjew wollte die andere von demselben Paar nehmen.

Da sagte Wojnow mit ritterlicher Stimme: „O, meine Herren, ein Vertrauen ist das andere wert! Sie würden uns beleidigen! Geben Sie dem Fürsten eine von Ihren Pistolen, wir bitten darum!“

Tschudessow blickte auf dies Treiben mit einer zerstreut sein sollenden Miene; aber auf seinem Gesicht leuchtete eine nur schlecht verhüllte Genugthuung. Er hatte wahrlich Grund zufrieden zu sein, die Waffe, die er in die Hand bekommen sollte, kannte er, wie ein guter Stallmeister sein Pferd kennt, und wenn seine Geschicklichkeit auch nicht soweit ging, Schwalben im Fluge zu treffen, so war er doch berechtigt, sich für einen vorzüglichen Schützen zu halten. Außerdem aber hatte er keine Ahnung, ob der Fürst im Schießen geübt sei oder nicht.

Ich werde zuerst schießen, dachte er. Auf dreißig Schritt Entfernung bin ich meines Zieles sicher.

„Wollen Sie die Schritte abzählen?“ sagte Sacharjew.

Wojnow fing an zu zählen. Er hatte noch nicht drei Schritte gemacht, als Sacharjew ihn anhielt.

„Pardon,“ sagte er, „Sie wenden der Sonne gerade den Rücken zu.“

„Nun, was schadet das?“

„Das macht, daß einer von diesen Herren gerade der Sonne gegenüber zu stehen käme und daher nicht zielen könnte. Wollen Sie mir erlauben?“

Wojnow verneigte sich so steif, als ob er ein unter dem Kürass erbleichter alter Krieger wäre.

Sacharjew suchte den Boden der Lichtung ab, bis er einen bequemen Ausgangspunkt fand; dann begann er die Distanz abzuschreiten, ohne zu große Schritte zu machen; seine Füße ließen die sichtbaren Spuren von dreißig Eindrücken im Schnee zurück. Nichts war leichter, als diesen Raum in drei gleiche Teile zu teilen, um die Grenze jedes der beiden Gegner, welche sie beim Entgegengehen nicht überschreiten durften, zu bezeichnen.

Als die Distanzen richtig abgemessen waren und die Gegner, nachdem sie ihre Pelze abgelegt, sich placiert hatten, zogen sich die Zeugen links und rechts von der Bahn zurück.

Es trat eine kurze Pause ein.

„Vorwärts!“ sagte eine Stimme.

Beide Gegner blieben unbeweglich stehen. Jeder schien genau zu zielen. Nach einer Sekunde, die den Zeugen fürchterlich lange dauerte, fiel ein Schuß.

Es war Tschudessow, der seinen letzten Trumpf ausgespielt hatte.

Die Blicke wandten sich instinktiv nach der Seite, von der geschossen worden war; dann flogen sie wie ein Blitz nach der entgegengesetzten Seite hin. Der Fürst stand aufrecht, war aber etwas blaß, und seine rechte Hand, die eben noch die Waffe in der Höhe des Auges gehalten hatte, hing jetzt an der Seite herab. Die Finger lösten sich und die Pistole sank leise in den Schnee.

Der Fürst senkte das Haupt und ließ sich auf ein Knie nieder.

Dreißig Schritt entfernt labte sich Tschudessow mit wilder Freude an diesem Anblick. Das Feuer des Gegners nicht fürchten zu brauchen, das Vergnügen der Rache, die Aussicht auf seine baldige Heirat, der jetzt kein Hindernis mehr drohte, alles das wogte in ihm; er war wie in einem süßen Rausch befangen.

Plötzlich aber wurde seine gelbliche Gesichtsfarbe grünlich. Der Fürst sank nicht ganz zu Boden; er nahm die Pistole mit der linken Hand auf, erhob sich wieder und trat in fester Haltung zehn Schritte vorwärts.

Sein rechter Arm hing an der Seite herab.

„Welch Mißgeschick!“ dachte Tschudessow, „der rechte Arm muß den Schuß abgewandt haben.“

Unbeweglich wie ein Steinbild stand er da und schien die stumme Aufforderung des Fürsten, die in dessen festem Blicke deutlich genug zu lesen war, nicht zu verstehen.

„Treten Sie doch vor!“ rief Sacharjew entrüstet.

Als Tschudessow diese Stimme hörte, fuhr er zusammen. Die verachtungsvollen Blicke, die auf ihm zu lasten schienen, waren ihm ebenso schrecklich und trafen ihn ebenso sicher wie eine Kugel aus der Pistole.

Er setzte sich also in Bewegung, anfangs schritt er nur langsam vorwärts und suchte seinen Körper möglichst zu schützen, indem er sich so dünn als möglich machte; schließlich glaubte er sich hinter seiner Pistole so geborgen wie hinter einem Schilde.

Wenn Dmitrij dagewesen wäre, welche wunderliche Silhouette hätte er nach dieser Figur ausschneiden können!

Dann, als er bemerkte, daß der Fürst sich nicht die Mühe nahm im voraus zu zielen, machte er die letzten vier bis fünf Schritte schneller und nahm seinen Körper noch mehr zurück.

„Dieser Tropf!“ murmelte der Fürst Schürow und maß ihn mit wütenden Blicken.

Dann zielte er genau, lange, sogar zu lange, nach Sacharjews Meinung; in solchen Momenten scheint eine halbe Sekunde wie eine Ewigkeit.

„Er scheint ihn gehörig aufs Korn zu nehmen!“ dachte Sacharjew.

Bevor er noch den Gedanken ausgedacht hatte, fiel der Schuß.

Tschudessow riß die Augen auf, machte eine halbe Wendung und stürzte wie eine leblose Masse hin.

„O Gott! Sollte ich ihn getötet haben?“ rief Schürow.

„Ich hatte doch gut gezielt!“

Alle liefen zu dem Verwundeten hin. Einige Blutstropfen hatten den Schnee gefärbt, sie kamen aus der linken Schulter. Ein kleines Loch im Ärmel zeigte, daß die Wunde nicht gefährlich sein konnte; die Furcht war ärger als das Uebel.

„Ah, ich atme auf!“ sprach Schürow leise zu seinen Zeugen. „Dieser Tropf machte sich so schmal, daß ich die größte Mühe hatte, ein kleines Stück seines linken Armes zu sehen.“

„Aber Sie sind ja selbst verwundet! Zeigen Sie her.“

Während Tschudessow wieder zur Besinnung kam, konstatierte man, daß der Fürst, während er zielte, eine Kugel am Ellbogen erhalten hatte.

Der Schuß hatte einen Teil des Ärmels weggerissen, die Haut gerißt und einige Nerven stark gegen den Knochen gequetscht, was einen heftigen, aber vorübergehenden Schmerz verursachte. Eine momentane Lähmung des Vorderarms war die Folge davon gewesen. Wer sich je den Ellbogen an einem harten Gegenstand gestoßen, kennt, in geringerem Maße, dieses Gefühl; die Kugel hatte dann ihren Lauf fortgesetzt und die Seite gestreift, ohne aber ins Fleisch einzudringen. Der Fürst konnte durch die Ruhe einer Nacht und mit einigen Streifen Heftpflaster hergestellt werden.

Tschudessow's Wunde befand sich dicht am Schultergelenk, ein unverdientes Glück: der Schulterknochen hatte keine Verletzung erlitten. Man legte ihm einen provisorischen Verband an. Endlich öffnete er die Augen.

„Mein Herr,“ sagte der Fürst zu ihm, „es freut mich, daß Ihre Wunde nicht gefährlich ist. Ich suchte es absichtlich so einzurichten. Das nächste Mal könnte es ernster werden, um so mehr, da Sie sehr gut schießen. Ich mache Ihnen mein aufrichtiges Kompliment. Ist es nun durchaus notwendig, noch einmal anzufangen?“

„Fürst,“ sagte Tschudessow mit Würde, „ich wollte Ihnen nur beweisen, daß mit Drohungen bei mir nichts auszurichten ist. Jetzt, wo wir beide unsere Schuldigkeit gethan haben . . .“

„Hm, beide?“ brummte Sacharjew's Neffe.

„Kann ich Ihnen versichern,“ fuhr der Verwundete fort, „daß vor unserm ersten Zusammentreffen es bereits meine Absicht war, an die Frau Gräfin zu schreiben, um ihr zu erklären, daß es nicht mein Wunsch sei, durch Zwang die Neigung . . .“

„Vortrefflich!“ unterbrach ihn der Fürst. „Sie haben Ihre Absicht nicht geändert?“

„Nein, Fürst.“

„Sie werden heute noch in diesem Sinne schreiben?“

„Nein, Fürst, es ist bereits geschehen. Der Brief liegt auf meinem Schreibtisch. Ich wollte nicht, daß es scheinen könnte, als ob mein Entschluß durch das Resultat dieses Zweikampfes — mochte er ausgefallen sein, wie er wolle — beeinflusst sei.“

„Seien Sie überzeugt, daß ich Sie um dieses guten Entschlusses willen aufrichtig beglückwünsche,“ sagte der Fürst.

Man grüßte sich gegenseitig und beide Gruppen trennten sich.

„Ich hätte ihn dessen nicht für fähig gehalten . . . Uebrigens kann es auch eine Lüge sein und der Brief ist noch gar nicht geschrieben!“ sagte Sacharjew.

Er irrte. Der Brief war geschrieben. Tschudessow aber hatte sich vorgenommen, falls das Duell für ihn einen günstigen Ausgang genommen hätte, ihn ins Feuer zu werfen. Es ist immer gut, sich eine schöne Rolle zuzuteilen.

## XXVIII.

### Eschudessow kommt nicht.

Seit Zina den Fürsten gesehen, hatte sie keine Ruhe mehr; bald brachen ihr fortwährend die Nähnadeln, bald fielen ihr die Haarnadeln zu Boden, bald wollten die Bleistifte nicht ansprechen, dann war wieder die Tinte dick geworden oder die Knöpfe an ihren Stiefelchen — wahrscheinlich waren sie weniger fest angenäht als sonst — rollten wie kleine Negerköpfschen auf dem Parkett umher.

Miß Junior hatte jetzt die stürmischen vierundzwanzig Stunden ihres Lebens. In der Mitte der Nacht besiel sie ein Alpdrücken. Es war ihr, als ob sie sähe, wie Zina vor der Lampe stand, welche die Heiligenbilder beleuchtete und mit dem Bleistifte auf Papier kritzte. Sie erhob sich, die Erscheinung war verschwunden.

„Ich muß wohl geträumt haben,“ dachte sie. Dann wandte sie sich der Wand zu, um den Alp zu verschrecken.

Als Zina am andern Morgen erwachte, klingelte sie ihrer Kammerfrau und gab ihr den Auftrag, Lissas Dienerin ein Stück Seife, das sie am Tage vorher gekauft hatte, zu bringen, damit sie es sofort ihrer Herrin, als ein kleines Andenken an ihre Cousine, eigenhändig überreiche.

Das Stückchen Seife wanderte die Treppe hinauf und wurde in Justinens Gegenwart Wassilissa übergeben.

Diese war traurig und sorgenvoll — je näher der Tag ihrer Hochzeit kam, desto mehr schien sie sich von allem Irdischen loszulösen — sie nahm das kleine Andenken lächelnd entgegen, ließ ihrer Cousine danken und legte das in parfümiertes Papier gewickelte Stück Seife neben sich auf den Toilettentisch.

Nachdem ihre schönen Haare geflochten waren, stand sie auf, nahm das kleine Paket und ging damit zu ihrer Kammode, um es zu verschließen. Der starke Geruch desselben bewog sie, das Papier an einer Ecke zu öffnen und, welche Ueberraschung! sie erblickte die Schrift ihrer Cousine... Schnell schloß sie den Kasten wieder zu und ließ den geheimnisvollen Gegenstand in ihre Tasche gleiten. Dann fuhr sie in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen fort.

Justine hatte nichts bemerkt. Zina schickte ihrer Cousine fast jeden Tag irgend eine Kleinigkeit; eine Frucht, eine Blume oder irgend ein anderes kleines Geschenk, das ihr sagen sollte, wie sehr die Verbannte ihre Gedanken beschäftige.

Die Favoritin ging bald hinunter, um ihre Geschäfte zu besorgen, d. h. um das Haus, die Gesindestuben, das Asyl zu durchstreifen und der Gräfin alles das zu hinterbringen, was irgend jemand schaden konnte.

Wassilissa lief zur Thür und verriegelte sie, dann nahm sie die Seife aus der Tasche und als sie die Umhüllung gelöst hatte, fand sie einen Zettel von Zina darin. Die junge Comtesse hatte, aus Furcht vor Entdeckung, eine etwas dunkle Sprache, mit Anspielungen, die nur Wassilissa allein verstehen sollte, gewählt; sie gebrauchte scheinbar alltägliche Phrasen, damit das Ganze für eine Kinderei gehalten werden konnte. Das Ende dieses kindischen Ergusses war ein Satz, der das Herz der armen Wassilissa höher klopfen machte und die thörichtsten Hoffnungen in ihr erweckte: „Wir haben Freunde gesehen,“ sagte der räthelhafte Brief, „man interessiert sich für dich und wünscht dein Glück. Habe Mut!“

Ach! das Herz ist nun einmal so beschaffen, was man wünscht, das glaubt man. Das Wort „Freunde“ erweckte in Wassilissa nicht den Gedanken an den armen Prinzen Charmant, den sie doch sehr gern hatte; „Freunde“ bedeutete für sie Marizkij, denn an ihn dachte sie öfter als an irgend einen andern.

„Was kann er für mich thun?“ sagte sie sich dann traurig. „Mut, ja, gewiß, den hab' ich; denn bevor sie mich in die Kirche führen, werde ich drei Tage lang nichts essen, damit sie genötigt sind, mich hinzutragen.“

Sie, das waren ihre beiden Feinde Tschudessow und die Gräfin. Die ehemals so geliebte Gräfin! Welch' eigenthümliche Umwandlung mußte vorgegangen sein, daß diese schützende Fee ihrer Kindheit jetzt ihr böser Genius geworden war!

„Was hab' ich ihr gethan,“ sagte sich die Waise immerfort, „daß sie mich so verabscheut?“

Und ihre Thränen flossen, über ihre Wohltäterin, die ihre Feindin geworden, wie auch über sich selbst, über das arme Spielzeug einer vornehmen, launischen Dame.

Diese Herzenswunde war schmerzhafter als alle andern.

In der That, das, was man ehemals hochachtete und verehrte, verdammten und verabscheuen müssen, ist eine der

grausamsten Prüfungen, welche uns auferlegt werden kann und dennoch, wer hat nicht schon ähnliches erlebt?

Der Tag, an welchem Fürst Schürow's Herausforderung erfolgte, war für Wassilissa einer der längsten ihres Lebens. Der am frühen Morgen empfangene Zettel beschäftigte sie. Sie dachte wohl, daß etwas geschehen sein müsse; aber was? Wie gewöhnlich kam sie um vier Uhr herunter. Der unausstehliche Tschubessow pflegte dann zu erscheinen, um ihr den Hof zu machen oder vielmehr um sich mit der Gräfin über die fünfprozentigen Staatspapiere, über die nächste Anleihe, über die neue Wohnung, welche der Tapezier so langsam förderte, zu unterhalten.

Beim Erwähnen der Wohnung glitt ein zärtlicher Blick zu der teilnahmslosen Braut hinüber, da er dort aber keine Sympathie fand, so wurde das Gespräch über praktische Gegenstände mit der Gräfin fortgesetzt.

Endlich entfernte er sich und Wassilissa atmete auf. Drei- und zwanzig Stunden lang war sie jetzt von seiner Gegenwart befreit, das war eine gute Erholungspause. Stumm und resigniert saß sie dann im Boudoir ihrer Tante, die, ohne von ihrem Dasein Notiz zu nehmen, ihre Revue las. Endlich meldete ein Diener, daß das Essen serviert sei und man begab sich in den Speisesaal, wo einen Moment später auch Zina erschien.

Ein Blick des Dankes, ein ceremonieller Kuß, ein Händedruck, in welchen ihre zarten, kleinen Mädchenherzen alles hineinlegten, was sie an Energie besaßen, und die beiden Cousinen trennten sich. Kein einziges Wort lag im Bereich der Möglichkeit. Seit Wassilissa in den Brautstand erhoben worden war, mußte sie bei Tische zwischen ihrer Tante und Herrn Wachtel sitzen.

Plötzlich richtete Dmitrij, der seit drei Wochen kein Wort bei Tische gesprochen hatte, während des Essens folgende Fragen an Miß Junior: „Sind Sie meinem Freund Schürow begegnet? Heute, als ich vom Spaziergang zurückkehrte, sah ich ihn. Nicht wahr, Herr Wachtel? Aber er machte sehr große Schritte und bemerkte uns nicht.“

Miß Junior that, als ob sie die Frage nicht gehört habe. Es waren übrigens einige Gäste da und man sprach viel bei Tische.

Der von dem Kinde so unvorsichtig ausgesprochene Name hatte Wassilissa einen elektrischen Schlag versetzt und ihren



ganzen Körper durchzuckt. Aber sie hatte seit Monaten gelernt, ihre Gefühle zu verbergen und blieb daher unbeweglich, mit gesenktem Kopfe, wie immer. Einen Moment später erhob sie die Augen und begegnete denen Zinas, die klar und lächelnd, unbeschreiblich lustig und schelmisch sie anschauten, dann aber sich schnell abwandten, da beide Mädchen von allen Seiten beobachtet wurden.

Wassilissas Blick senkte sich wieder, ohne daß er auch nur ein „danke“ hätte ausdrücken können, erst jetzt begriff sie, was ihre mutige Cousine gewagt hatte; hätten ihre Augen gesprochen, so würden sie sie verraten haben.

Nie schien den jungen Mädchen, trotz des Vergnügens, sich, wenn auch nur von weitem zu sehen, ein Mittagessen so lange wie dieses. Endlich war es zu Ende und Wassilissa stieg, nachdem sie ihre Cousine unter den strengen Augen ihrer Tante umarmt hatte, wieder in ihren Hühnerstall — wie Zina sich auszudrücken liebte — hinauf. Jetzt aber hatte sie Anlaß zum Nachdenken.

Der Fürst war also angekommen, auf Zinas Ruf war er gekommen. Er dachte also an sie, er liebte sie! Bei diesem Gedanken brach die arme Waise in Thränen aus: Es gab also doch jemand auf Erden, der sie liebte; es gab jemand, der eine weite Reise gemacht hatte, um sie aus Schmerz und Leiden zu erlösen, sie zu retten! Wie innig betete sie für diesen edlen Mann, den sie gekränkt hatte und der sie dennoch liebte!

„O!“ sagte sie sich, „wenn ich erlöst sein werde und er mich noch mag, welch' ergebene und gewissenhafte Frau will ich ihm dann sein!“

Dies war der erste Abend, seit sie in diesem trostlosen Zimmer wohnte, an welchem sie mit einem leichten Lächeln auf den Lippen entschlief.

Der nächste Tag hatte ihr noch ganz andere Ueberraschungen aufgespart. Sie ging zur gewohnten Stunde hinunter und setzte sich, mit einer Sticerei in der Hand, zu ihrer Tante ins Boudoir.

Aber Tschudeffow erschien nicht.

Die Gräfin gab unzweideutige Zeichen von schlechter Laune kund. Das Falzbein knirschte in den Blättern der unvermeidlichen Revue; die schweren, seidenen Falten des von dem ungeduldigen Fuße bewegten Kleides rauschten wie ein Sturmwind, und das Auge der Gräfin beobachtete alle fünf Minuten den Zeiger der Wanduhr.

Es schlug fünf, der Diener erschien, um das Mittagessen anzumelden. Wassilissa ging mit ihrer Tante in den Speisesaal, ohne ein Wort mit ihr gesprochen zu haben.

Menschliche Worte können das, was die Gräfin empfand, nicht ausdrücken. Jemand hatte es gewagt, sie warten zu lassen! Und wer? Ein tief unter ihr stehender Mensch, ein unbedeutender Beamter, den sie protegierte, zu dem sie sich so weit herablassen wollte, ihn Neffe zu nennen! Das war unerhört! und es fehlte nur wenig, so wäre die Verlobung ohne einen andern Grund gelöst gewesen.

Das Mittagsmahl wurde schweigend eingenommen, denn beim Anblick der strengen und düstern Gräfin erriet jeder, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte. Zina, die von dem Ausbleiben Tschudessows Kenntniß hatte, freute sich innerlich über den Erfolg ihrer Kriegslust; Miß Junior zitterte insgeheim und fürchtete von einer Minute zur andern, daß ihre schuldvolle Teilnahme, zu der sie sich durch die listige, kleine Comtesse hatte verleiten lassen, herauskommen und bestraft werden würde. Nur die Schützlinge und Herr Wachtel ließen dem Mittagsmahl Gerechtigkeit widerfahren.

Nachdem das Dessert herumgereicht worden war, erhob sich die Gräfin und nahm mit zerstreuter Miene die Dankfagungen der Untergebenen in Empfang; dann zog sie sich in ihr Voudoir zurück und gab Wassilissa ein Zeichen, ihr zu folgen.

Als sie allein waren, setzte sich die Gräfin nieder und ließ Wassilissa stehen.

„Dein Bräutigam ist nicht gekommen,“ sagte sie. „Hast du irgend etwas gethan, das dieses sonderbare Benehmen motivieren könnte?“

Wassilissa blickte ihre Tante mit zuversichtlicher Miene an und sagte: „Nein, Tante.“

„Du kannst mir also dein Ehrenwort geben, daß du weder durch eine Handlung, noch durch ein Wort den Versuch gemacht hast, ihn von dem Gedanken, dich zu heiraten, abzubringen?“

„Ich bitte um Entschuldigung, Tante,“ sagte das junge Mädchen, das jetzt ein unwiderstehlicher Mut beseelte, „an dem Tage, an welchem Sie ihn als meinen Bräutigam vorstellten, flehte ich Herrn Tschudessow im Namen der Gefühle eines Ehrenmannes an, auf eine Verbindung mit mir zu verzichten, da sie unser beider Unglück sein würde.“

Die Gräfin runzelte leicht ihre Brauen.

„Du sagst, es sei das am Tage deiner Verlobung gewesen?“

„Ja Tante. Vor etwa zwei Monaten.“

„Gut, du kannst wieder auf dein Zimmer gehen.“

Wassilissa gehorchte und die Gräfin, welche allein blieb, versank in tiefes Nachdenken. Weshalb hatte Tschudessow, trotz dieses dringenden Flehens, darauf bestanden sein Vorhaben auszuführen? Nie hatte die Gräfin ihre Nichte einer solchen kühnen That fähig gehalten; sie kannte eben Wassilissas Charakter durchaus nicht, und, trotz der andauernden Beharrlichkeit dieser, fuhr sie noch immer fort, sie wie ein schmollendes und launenhaftes, junges Mädchen zu behandeln.

Dieser Einblick in Wassilissas Absichten veranlaßte die Gräfin, auf die Möglichkeit anderer ähnlicher Wagnisse zu achten. Aber nachdem sie solche vorsorglichen Gedanken ihrem Gedächtnis eingeprägt hatte, begann sie wieder an Tschudessow zu denken und fragte sich, weshalb er ihr wohl nie von jener deutlichen und freimütigen, seitens einer Braut so außergewöhnlichen, flehentlichen Bitte etwas gesagt habe.

„Fürchtete er etwa,“ fragte sich die edle Dame, „daß ich dem Wunsche meiner Nichte, die Lösung dieser Verlobung zu veranlassen, nachgeben könnte? Konnte aber ein wirklich liebender, zartfühlender Mann einwilligen ein junges Mädchen zu heiraten, das ihn nicht liebte und das ihn im Namen der Ehre anflehte, auf seinen Besitz zu verzichten?“

Jetzt erst fiel es der Gräfin ein, sich zu fragen, ob Tschudessow auch wirklich verliebt gewesen sei. Man hatte ihr gesagt, daß dieser lebhaft junge Mann, seit er ihre Nichte in der Kirche gesehen, für sie schwärme. So lange diese Heirat in ihren Plan paßte, schien ihr dieser Grund zu genügen; von dem Augenblicke an, wo aber Zweifel an die Untadelhaftigkeit des Bräutigams in Bezug auf das, was er ihr, der Gräfin Rumjassin schuldete, in ihr aufstiegen, war jener Grund nicht mehr stichhaltig . . . Einen Moment später fand sie ihn kaum annehmbar. Bis dahin war sie in ihren Betrachtungen gekommen, als ihr ein Lakai auf silbernem Teller ein mit rotem Lack gesiegeltes Schreiben brachte.

„Von Herrn Tschudessow,“ sagte der Diener. „Eine Antwort wird nicht erwartet.“

Er entfernte sich leise.

Die Gräfin betrachtete diesen Brief; das Couvert war sauber, der Abdruck des Siegels rein und scharf, der Brief

selbst tadellos und für einen Augenblick hatte Tschudeffow sein früheres Ansehen wieder gewonnen.

## XXIX.

### Wassilissa verläßt ihren Käfig.

Die erregte Gräfin, wenn man diese, auf ihre ruhige Würde so stolze Dame so bezeichnen darf, erbrach das Siegel und las folgende in russischer Sprache geschriebene Zeilen:

„Hochgeehrte Frau Gräfin!

„Sie hatten die Güte, zu gestatten, daß ich in den Schoß Ihrer Familie aufgenommen wurde; für diese Ihre Großmuth werde ich Ihnen zeitlebens verpflichtet sein; die unzweideutige Abneigung Ihrer Fräulein Nichts jedoch, die sie mir gegenüber beständig kund that, veranlaßt mich, auf meiner Werbung nicht länger zu bestehen. Das Unglück eines jungen Mädchens herbeizuführen, das nie aufhören wird, mir teuer zu sein, das ich immer hochachten und dessen Glück ich dem meinigen stets voranstellen werde, kann ich nicht auf mein Gewissen nehmen.“

„Gott, wie das weitschweifig ist!“ sagte sich die Gräfin.

„Wollen Sie daher, Frau Gräfin, dem Fräulein Wassilissa mittheilen, daß ich sie bitte, mir mein Wort zurückzugeben, so wie ich ihr das ihrige, welches sie mir nur mit Widerstreben bewilligte, gleichfalls zurückgebe.“

„Einfaltspinsel! Sage lieber, daß sie es dir gar nicht gegeben hat,“ brummte die Gräfin.

„... und genehmigen Sie die Versicherung, mit dem Schmerze eines verwundeten und schweigenden Herzens, der, nur mit dem Leben verlöschenden Ehrfurcht

Ihres sehr ergebenen Dieners

N. Tschudeffow.“

Die Gräfin las dieses Schreiben zweimal, das zweite Mal ohne weitere Betrachtungen; und sonderbar, als sie ihr Herz prüfte, empfand sie ein freudiges Gefühl, welches sie sich nicht gleich erklären konnte. Sie war im Grunde genommen sehr befriedigt von der Veranlassung, die ihr gestattete,

eine Angelegenheit aufzugeben, die sie längst schon hätte fallen lassen, wenn nicht die Hartnäckigkeit, welche in ihren Grundsätzen wurzelte, sie daran gehindert hätte.

Am meisten schien es ihr beleidigend, daß Tschudessow sich das Recht anmaßte, einen Bruch herbeizuführen, der nur ihr allein zukam. Nur sie allein war befugt, diese Heirat zu veranlassen sowohl wie zu lösen. So schwankte sie fünf Minuten lang zwischen Zorn und Freude hin und her; von der Entrüstung gegen diesen Tropf bis zur Mißstimmung gegen die kleine Närrin, die an allem schuld sei; dann stieg ein sublimier Gedanke in ihr auf; sie nahm Papier und Feder und schrieb in ihrer schönen breitspurigen, etwas altmodischen Handschrift folgendes Billet:

„Werter Herr!

„Als ich Ihren Brief erhielt, hatte ich eben erst aus dem Munde meiner Nichte vernommen, daß sie ihre Abneigung auf eine, wie Sie sagen, unzweideutige Weise, vor etwa zwei Monaten bereits, Ihnen kund gethan habe, und ich gab ihr einen Verweis, daß sie diesen Umstand mir verschwiegen hatte. Es wundert mich nur, daß es eines Nachdenkens von zwei Monaten Ihrerseits bedurfte, um zu dem mir mitgetheilten Entschlusse zu kommen. Hätte ich gewußt, daß Sie, als meine Nichte im Namen der Ehre Sie beschwor, auf ihre Hand zu verzichten, dazu geschwiegen, so würde ich ihr den Kummer erspart haben, die Besuche eines Mannes so lange erdulden zu müssen, den sie nicht mehr achten konnte, nachdem er auf eine solche Bitte die Schicklichkeit so weit außer acht ließ.

„Genehmigen Sie, werter Herr, die Versicherung meiner Hochachtung.  
Gräfin Rumjassin.“

Die Gräfin überlas den Brief noch einmal, setzte hier und da noch einen Punkt auf ein i, fügte einige Komma, das Datum und die Stunde hinzu und rief dann den Diener.

Sie gab ihm einige mit Bleistift geschriebene Worte, befahl ihm dieselben an Fräulein Wassilissa, ihr aber einen Korb zu bringen und faltete dann ihr Billet in dreieckigem Format. Sie wollte durchaus nicht, daß dasselbe ein feierliches Gepräge tragen solle, denn dieser Herr verdiente eine solche Rücksicht nicht.

Während sie noch damit beschäftigt war, erschien Wassilissa mit allerlei Säckelchen bepackt, unter denen sich auch das Etui mit dem Verlobungsbracelet befand.

„Lege alles auf das Kanapee und setze dich!“ sagte sie zu ihrer Nichte, welche mit klopfendem Herzen schweigend stand. „Ist das alles, was du von Herrn Tschudessow erhalten hast?“

„Ja, Tante.“

„Hast du auch nichts vergessen?“

„O, nein Tante!“ sagte Wassilissa freudig.

Sie sah den Diener mit einem Korb eintreten.

„Papier!“ befahl die Gräfin. „Du, Wassilissa, packst jetzt sorgfältig alle diese Gegenstände ein. Hüte dich, etwas zu beschädigen.“

„Ich werde sehr sorgfältig damit umgehen, Tante!“ erwiderte Wassilissa willfährig; „aber es wird lange dauern, wenn . . .“

„Hole deine Cousine, damit sie dir hilft!“ sagte die plötzlich so gütig gewordene Gräfin.

Wassilissa flog zum Schulzimmer hin. Dort rief sie ohne einzutreten mit so veränderter Stimme, daß Zina und ihre Gouvernante verwundert aufschauten: „Zina, bitte, hilf mir im Boudoir der Tante!“

Dann verschwand sie geräuschlos, wie sie gekommen war.

Zina kam hurtig herbei. Beim Anblick der auf dem Kanapee zerstreuten Gegenstände begriff sie alles und küßte leidenschaftlich die Hand ihrer Mutter, welche durch ihren mit Stolz umgürteten Panzer von Gleichgültigkeit hindurch sich gerührt fühlte.

Die vier flinken Hände hatten bald alles auf das Anmutigste geordnet; das kostbare Armband kam zu unterst in den Korb und der Deckel wurde mit rosafarbenen Bändchen festgebunden.

Der Diener empfing den Befehl, Korb und Billet sofort zu Herrn Tschudessow hinzutragen.

„Du wirst ihm beides eigenhändig übergeben!“ sagte die Gräfin; „es befinden sich Wertsachen im Korb.“

Fünf Minuten später wußte außer Justinen das ganze Haus, daß die Gräfin Tschudessows Geschenke zurückgesandt habe und daß Wassilissas Verlobung aufgehoben sei.

Nachdem der Diener sich entfernt hatte, blieb die Gräfin schweigend und in Betrachtungen vertieft sitzen. Zina gab ihrer Cousine ein Zeichen und beide näherten sich leise der majestätischen schwarzen Robe. Eine gemeinschaftliche Regung veranlaßte beide junge Mädchen niederzuknien und die

Gräfin fühlte, wie ihre Hände mit Küssen und Thränen bedeckt wurden.

Gerührt neigte sie sich auf beide niedergebeugten Köpfschen und küßte sie mit gleicher Zärtlichkeit.

„Es machte dir also viel Herzeleid, mein armes Kind?“ sagte sie zu Wassilissa.

„O, Tante, ich würde daran gestorben sein.“

Die Gräfin küßte das blonde Köpfschen des jungen Mädchens, welches in den Falten ihrer Robe weinte, noch einmal.

„Siehst du,“ sagte sie, „das ist nur deine Schuld. Wärst du gleich am ersten Tage, als du Herrn Tschudessow sahst, zu mir gekommen und hättest mir gesagt: ‚Tante, dieser Herr mißfällt mir sehr, aus dem und dem Grunde,‘ dann hätte ich, nicht getäuscht durch deine Koketterie, denn du bist sehr kokett gewesen, das ist ein großer Fehler,“ die Gräfin warf ihrer Tochter, welche die Schuldige zu sein schien, da sie den Kopf so sehr niederbeugte, einen Blick der Warnung zu; „wenn ich nicht getäuscht worden wäre, sage ich, so hätte ich dir nicht einen Mann als Gatten vorgeschlagen, dessen Charakter durchaus nicht vorwurfsfrei . . .“

Da fiel es der Gräfin plötzlich ein, daß sie, indem sie Tschudessows Charakter als nicht vorwurfsfrei darstellte, ihre eigene Wahl verurteile, sie hielt also wohlweislich inne.

„Du bist frei, Wassilissa!“

Diese küßte die Falten des Kleides, welches eine solche gute Tante umschloß, mit Zärtlichkeit.

„Vergiß aber nicht, daß dein eigensinniger Widerstand und dein Mangel an Vertrauen die einzigen Ursachen der Strenge waren, die ich dir gegenüber eintreten lassen mußte. Du hast meiner Tochter ein strafwürdiges Beispiel von Rebellion und Widersetzlichkeit gegeben.“

Hier blickte Zina, die von ihrer Mutter nicht gesehen werden konnte, die Gräfin mit einem so komischen Gesicht an, daß die Angeklagte kaum ihren Ernst bewahren konnte.

„Wirst du in Zukunft artiger sein?“

„O gewiß, Tante! ich werde sehr gehorsam sein,“ rief Wassilissa, deren Herz vor Freude und Zärtlichkeit überströmte.

„Wir werden sehen!“ sagte die Gräfin zum Schluß.

„Mama,“ versuchte Zenaïde noch hinzuzufügen, „da Lissa jetzt nicht mehr in Strafe ist, so könnte sie doch wieder mit mir zusammen wohnen? Ich versichere Sie, Mama, daß ich mich schrecklich langweile, seitdem sie dort oben, im

Hühnerst . . . Zina hielt einen Augenblick inne, als sie den ungewöhnlichen Ausdruck „Hühnerstall“, mit dem sie Justinens Zimmer bezeichnete, zu gebrauchen im Begriff war, „das heißt, Mama,“ sagte sie, als sie wahrnahm, daß die Mutter ihren Gründen nur wenig Beachtung schenkte, „nicht, daß ich mich gerade langweilte, aber mir fehlt der Eifer, ich fange an träge zu werden, und dann spiele ich auch gar nicht mehr vierhändig und habe unsre Symphonieen ganz vergessen.“

„Run, meinestwegen,“ sagte die Gräfin, die für das Wort „Eifer“ empfänglich war. „Du kannst Wassilissas Sachen morgen früh herunterbringen lassen.“

„Nicht schon heute abend, Mama?“ sagte Zina mit schmeichelnder Stimme.

„Für heute ist es zu spät. Geht jetzt schlafen, Kinder. Morgen könnt ihr wieder eure gemeinschaftlichen Studien aufnehmen. Da Wassilissa nicht heiratet, so muß sie sich Mühe geben, um in dem, was sie schon kann, sich zu vervollkommen und das, was sie noch nicht kann, zu lernen.“

Gemeffenen Schrittes verließen die beiden Cousinen das Boudoir und traten mit verschlungenen Armen in das Schulzimmer. Miß Junior traute ihren Augen nicht, sie fürchtete einen neuen mutwilligen Streich. Einige Worte belehrten sie über das Geschehene, aber die Veranlassung, welche diese gründliche Umwälzung in Wassilissas Schicksal hervorgerufen hatte, blieb für alle noch ein unlösbares Rätsel.

„Wir werden es bald erfahren,“ sagte Zina, indem sie ihre Cousine umarmte. „Klettere nur jetzt in deinen Hühnerstall hinauf, du wirst ihn, hoffe ich, morgen für immer verlassen!“

Lissa flog beglückt in ihren Käfig hinauf und begann in ihrem Freudentaumel sofort ihre Sachen zurechtzulegen, um sie gleich beim Erwachen heruntertragen zu lassen. Bei dieser angenehmen Beschäftigung wurde sie von Justinen, als diese das Zimmer betrat, betroffen.

„Was machen Sie da, Fräulein Wassilissa?“ sagte sie mit ihrer süßlichen, höchst widerlichen Stimme.

„Ich ziehe aus, Fräulein Justine!“ sagte sie, Justinens Redeweise kopierend.

Ueberrascht ließ diese ihre Arme sinken.

„Sie ziehen aus? Wohin? Man heiratet doch nicht während der Fasten?“

„Ich heirate gar nicht, Fräulein Justine. Wenn Ihr Herz Sie zu ihm hinziehen sollte, so können Sie Tschudessow



für sich behalten; er wird Ihnen das Armband anbieten, das ich ihm auf Befehl meiner Tante zurückgeschickt habe."

Justine mußte sich niedersetzen. Wie! Die Gräfin hatte diese so klug eingefädelte und so gründlich kombinierte Heirat ohne ihre Mitwirkung aufgelöst? Wer konnte denn da in die Quere gekommen sein?

"Wie Sie sich darüber ärgern!" sagte Lissa boshaft, die sich jetzt für zwei Monate voll Dualen rächte. "Ich hätte vorsichtiger sein sollen bei der Mitteilung einer für mich so angenehmen Neuigkeit. Ist Ihnen vielleicht ein Glas Wasser zur Stärkung gefällig?"

Justine, erhaben in ihrer Entrüstung, stand auf. "Das kann nur ein unpassender Scherz sein; ich werde mich sofort bei der Frau Gräfin erkundigen."

"Ihre Ueberraschung ist erklärlich. Es hat sich hier etwas zugetragen, ohne daß Sie Ihre Nase hineingesteckt haben. Meine Tante wird sich aber vielleicht wenig geschmeichelt fühlen, wenn Sie einen von ihr gefaßten Entschluß als unpassenden Scherz bezeichnen. Aber seien Sie ruhig, ich werde es ihr nicht sagen!"

Justine war stumm vor Wut und legte sich schlafen. Am andern Morgen, schon vor acht Uhr, trugen die Kammerfrauen Wassilissas Sachen und Bett auf ihre alte Stelle zurück und die Gräfin hatte die Genugthuung, die bekannten, lange vermißten vierhändigen Uebungen während einer guten Hälfte des Tages anzuhören.

---

### XXX.

Die Gräfin liebt nicht, daß man sich in ihre Angelegenheiten mischt.

Das Gerücht von dem Zweikampf verbreitete sich schnell. Tschudessow gehörte nicht zu denjenigen, um die man sich viel kümmert; aber die Art und Weise wie ihn der Fürst zugerichtet hatte, war merkwürdig genug, um Aufsehen zu erregen. Und dann war auch die Veranlassung des Duells, wenn man sie nicht zu genau betrachtete, sehr annehmbar. Der Fürst hatte pro aris et focis gekämpft, für die Ehre

des alten Abels, der sich nicht durch die Berührung mit dem neugebackenen Beamtenadel beflecken durfte.

Man fand das galant, ritterlich, und der Fürst kam so sehr in die Mode, daß, wenn er nur gewollt hätte, ihm ein Duzend Familienmütter ihre reizendsten Töchter gegeben hätten, ohne daß von diesen der geringste Einwand erhoben worden wäre.

Die Rolle der Gräfin war weniger glänzend und der Fürst, dem unendlich viel daran lag sich nicht mit ihr zu verfeinden, hatte Mühe, es so einzurichten, daß sie in keiner Weise angegriffen werden konnte.

Es schien in der That, als ob der arme Prinz Charmant geistreich geworden wäre; er hatte aber auch eine gute Dosis Verstand nötig, um der Welt zu beweisen, daß die Gräfin betrogen worden sei, daß alle Welt, ebenso wie sie, betrogen worden wäre, daß dieser Tschudessow ein sehr schlauer, sehr gefährlicher Mensch sei und daß niemand sich vorstellen könne, wieviel Talent er aufgewandt hatte, um als ein Mann von altem Adel, dessen Familie vom Mißgeschick verfolgt gewesen sei, zu erscheinen.

Indes ließ der Fürst doch drei Tage verstreichen, ehe er sich entschloß, die Gräfin zu besuchen. Er war vollständig im unklaren, wie man ihn empfangen würde. Endlich, als eines Tages die Sonne am wolkenlosen Himmel glänzte und ganz Petersburg in der ungeheuren, grauen Wasserfläche, welche durch das Tauwetter entstanden war, herumwatete, — es war Gründonnerstag — entschloß er sich, an der Pforte dieses gefürchteten Hauses anzuklopfen.

Die Gräfin schrieb gerade. Sorgenvoll stieg er die Treppe hinauf und suchte, beim Vorbeigehen, einen Blick in das Schulzimmer zu werfen; es war leer; beim Scheine dieser schönen Aprilsonne beteiligten sich die Mädchen am allgemeinen Geplätscher der übrigen Petersburger Spaziergänger.

„Nun, Fürst,“ sagte die Gräfin, als sie ihn eintreten sah, „also Sie waren es, der diesen armen Tschudessow durchlöchert hat?“

Dieser lebenswürdige Scherz goß Balsam in Prinz Charmants Gemüt und er gestattete sich ein bescheidenes feines Lächeln.

„Was hatte er Ihnen denn gethan?“ begann die Gräfin wieder, die große Lust hatte dem Fürsten, den sie nicht für einen mit übermenschlichen Geisteskräften begabten Mann hielt,

wie man vulgär zu sagen pflegt, die Würmer aus der Nase zu ziehen.

„Mir hatte er nichts zugefügt,“ antwortete der Fürst ohne Mißtrauen, „ich durfte aber doch nicht gestatten, daß eine solche Personage in die gute Gesellschaft eingeführt würde.“

„Wer hat ihn denn einführen wollen?“ fragte die Gräfin.

Sie spitzte, wie ein Rassepferd bei der leisesten Berührung des Sporns, die Ohren.

„Aber . . . die projektierte Heirat mit Ihrer Nichte.“

„Also deshalb haben Sie ihm den Arm zerschossen? Ich glaube, es sei Eifersucht gewesen! Sie kennen doch die Geschichte vom Hunde des Gärtners: Wenn ich auch die Früchte unfres Gartens nicht esse, — du sollst sie deswegen doch nicht haben!“

Schürow errötete bis über die Ohren. Die Furcht vor dem Verdacht, er könne ein so lächerlich romanhaftes Gefühl hegen, bewirkte, daß ihm alle neuerrungene Geisteskraft abhanden kam.

„Glauben Sie, Gräfin,“ sagte er, „der Aerger, Sie von einem solchen Schlingel genarrt zu sehen, Sie, die ich so sehr achte und hochschätze . . .“

Ahnend, daß er wieder auf falschem Wege sei, unterbrach er sich.

Die Gräfin haßte nichts mehr, als den Gedanken, man könne glauben sie ließe sich betrügen. „Nur Einfältige lassen sich anführen,“ war eine ihrer liebsten Redensarten. Die Schätze der Erfahrung, welche Geschichte und Philosophie seit Jahrhunderten zum allgemeinen Nutzen aufgespeichert haben, nutzte sie redlich aus; sie vergaß aber, daß auch der Weise sich täglich siebenzigmal siebenmal irrt und daß seit Sesostris bis auf unsere Tage jedermann, Päpste, Feldherren und Banquiers inbegriffen, namentlich aber der Rechtschaffene und Gewissenhafte getäuscht wurde.

„Mich betrügt man nicht nach Belieben, mein lieber Fürst!“ sagte sie Schürow in einem Ton, der ihm thatsächlich bewies, daß er sich auf falschem Wege befunden habe.

„Ich zweifle nicht daran, Gräfin, bekanntlich aber kann jedermann irren . . . und Mangel an genügender Information . . . Der Unglückliche beharrte leider auf seinem Irrweg.“

„Also um mir einen Dienst zu erweisen,“ sagte sie trocken, „sind Sie hergekommen und haben diesem Herrn einen

Arm entzwei geschossen? Wahrscheinlich geschieht es auch, um mir einen Dienst zu erweisen, daß Sie seit Ihrer Ankunft Jedermann erzählen, ich hätte mich wie ein naives Kind beschwären lassen. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, teurer Nachbar; wahrlich, Sie haben mir den größten Dienst geleistet, indem Sie mich in den Augen von ganz Petersburg als einen Schwachkopf darstellten, den jedermann leicht betrügt. Erfahren Sie also, lieber Fürst, daß die Verlobung meiner Nichte im Geiste bei mir schon gelöst war, als dieser elende Tschudessow mir den schönen Brief, den Sie ihm wahrscheinlich, der größeren Sicherheit wegen, diktiert haben, zusandte. Um diesen Herrn nach Verdienst zu würdigen, genügte es, daß ich aus dem Munde meiner Nichte vernahm, er habe sein Heiratsprojekt auch dann nicht aufgegeben, nachdem sie ihm versichert hatte, daß er ihr zuwider sei. Hätte Wassilissa sich zeitiger entschlossen, mir ihr Vertrauen zu schenken, so wäre diese Verlobung schon früher gelöst worden, oder sie wäre vielmehr nie zustande gekommen."

Schürow war von der Last dieser Erklärung, welche mit der Zuversicht einer Unfehlbarkeit ihm entgegengeschleudert wurde, ganz betäubt. Die Gräfin würde sich eher haben in Stücke hauen lassen, als daß sie das, was sie einmal behauptete, widerrufen hätte. Sie glaubte daran, wie an das Evangelium. Was hätte wohl dieser arme Don Quixote gegen diese Windmühle ausrichten können? Einen Augenblick glaubte er, Zina müsse sich geirrt haben; einiges Nachdenken jedoch, wodurch er mehr Scharfsinn an den Tag legte, als er sich selbst zugetraut hätte, sagte ihm, daß hier bloß ein Beweis von der Wankelmütigkeit der Gräfin vorliege und daß er diese Eigenschaft derselben jetzt erst entdeckt habe.

Er versuchte zu antworten, sich zu rechtfertigen, aber das Uebel war nicht mehr gutzumachen. Fünf Minuten später empfahl er sich, und als Dank nahm er folgende liebenswürdige Worte der Gräfin mit auf den Weg:

"Auf Wiedersehen, lieber Nachbar, diesen Sommer in Rumjassino!"

Für alle seine Mühe und Sorge wies man ihm also auf höfliche Manier die Thür. Bis zur Ankunft der Gräfin in Rumjassino hatte er keine Hoffnung, Wassilissa, für die er diese Reise gemacht, für die er sein Leben riskiert, zu sehen. Wassilissa, die ihn jetzt vielleicht lieben würde . . .

Ganz melancholisch entfernte er sich und watete nach-

denklich durch das Wasser, welches aus den übertollen Regentraufen strömend, die Granittrottoirs überflutete, als er sich plötzlich rufen hörte.

Es war Zina.

„Fürst! Fürst!“ rief sie, mit der Rücksichtslosigkeit jugendlicher Unschuld.

Miß Junior überschüttete sie vergebens mit Vermahnungen; sie kehrte sich nicht daran und fuhr fort, den Fürsten mit ihrer glockenhellen Stimme, welche einem Pfeil gleich die reine Frühlingsluft durchflog, zu rufen.

Die jungen Mädchen befanden sich auf der andern, der Schattenseite der Straße. Eine lächerliche Situation befürchtend, zögerte der Fürst eine Sekunde lang, bevor er sich entschloß, die Straße zu überschreiten, denn ein wahres Meer mit kleinen Inselgruppen von Eis- und Schneeklumpen breitete sich vor ihm aus. Wollte man den Fuß auf diese Inseln setzen, so war drei gegen eins zu wetten, daß man ins Wasser gleiten würde. Als er merkte, daß man ihn beobachtete, verfehlte er richtig die letzte Eisscholle und tappte bis an den Knöchel ins Wasser, welches die beiden jungen Mädchen bespritzte. Durch diese Heldenthat in Verlegenheit gesetzt, trat er, mit dem Hut in der Hand, an sie heran und fing an sich zu entschuldigen.

„Lassen Sie doch das!“ sprach Zina auf russisch; Miß Junior verstand kein Sterbenswörtchen dieser Sprache. „Wir danken Ihnen, besonders jene!“ sagte sie, auf die errötende, stumme Wassilissa deutend. „Bitte, verraten Sie mich nicht.“

„Seien Sie versichert, mein Fräulein . . .“ begann der Fürst.

„Was Sie gethan haben, Fürst, war schön, war ritterlich! Wenn diese Undankbare Ihnen die gebührende Anerkennung nicht zollt,“ sie blickte Wassilissa, die immer mehr errötete, an, „so nehme ich die Pflicht der Dankbarkeit auf mich. Ich würde gern etwas für Sie thun, mein Ehrenwort darauf.“

Nur die Unschuld, welche die Tragweite der Worte nicht beachtet, hat das Recht, so etwas zu sagen. Der Fürst war von diesem jugendlichen Eifer gerührt und dankte mit einigen Worten, welche diesmal, wirklich von Herzen kommend, ihn nicht verlegen machten. Dann entfernte er sich schleunigst, denn bei Miß Junior traten Zeichen eines gründlichen Mißbehagens hervor.

„Weshalb hast du, Närrin, kein Wort gesprochen,“ begann Zina, als der Fürst sich entfernt hatte. „Für dich hat er sich geschossen und ich war es, die ihm dankte!“

Wassilissa begnügte sich, zu erröten und zu schweigen. Ach! Ihr armes Herz machte ihr bittere Vorwürfe; sie hatte sich allerdings vorgenommen, wenn sie dem Fürsten begegnen würde, wenn sie Gelegenheit haben würde, ihn zu sprechen, ihr ganzes Herz und sich selbst hinzugeben . . . und nun, sah sie plötzlich ihren Entschluß dahin schwinden, verlöschen. Weshalb denn aber? — Sie war vorhin Marizkij begegnet.

Andächtig ließ sie Zinas Vorwürfe über sich ergehen und entschuldigte sich nur mit ihrer bekannten Schüchternheit.

Erst als die Nacht herantam, konnte sie über alles nachsinnen und ihr Gewissen befragen. Sie schalt sich soviel sie konnte und nahm sich wiederholt vor das Gelübde, welches sie für den Fall, daß der Fürst sie retten würde, gethan, zu halten und ihm eine gute, gewissenhafte Frau zu sein.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, schlief sie ein. Am andern Morgen, als sie erwachte, führte ihr der Wind den Pfiff einer Lokomotive zu. Es war der Moskauer Zug, welcher den Fürsten, traurig und mit seinem Lose unzufrieden, obgleich von dem, was er gethan, befriedigt, nach Schürowo zurückführte.

Am gleichen Tage gingen beide junge Mädchen, das erste Mal seit den Ereignissen, welche das süße Einerlei ihres gemeinschaftlichen Lebens unterbrochen hatten, im Sommergarten spazieren.

Man begreift es nicht, wie sich Neuigkeiten zuweilen rasch verbreiten können. Die alltägliche Redensart, daß Worte Flügel haben, hat nicht ganz unrecht, denn Wassilissa hatte kaum seit einigen Stunden ihre Freiheit wieder erlangt, und schon fanden sich einige Fräulein aus den vornehmen Kreisen, die sonst immer, wenn sie die Mädchen begegneten, einige Augenblicke mit ihnen geplaudert hatten, bewogen, sie jetzt bloß von weitem zu grüßen. In keinen Gesellschaftskreisen liebt man rückgängig gemachte Verlobungen.

Hätte die Gräfin eine solche Veränderung in Lissas Lage vorausgesehen, so würde sie sich gewiß ein besonderes Verdienst daraus gemacht haben, ihre Nichte absichtlich so oft als möglich an der Seite ihrer Tochter öffentlich zu zeigen; aber die gute Dame dachte an dergleichen gar nicht und die erste Person, die ihr eine Bemerkung darüber machte, nachdem die

Thatſache einmal konſtatirt war, wurde auf eine ſolche Weiſe abgeſertigt, daß ſie nie wieder davon anſing.

Unrecht zu haben, liebte die Gräfin nicht; noch weniger aber konnte ſie es leiden, wenn man ihr von einem Irrtum, den ſie begangen haben ſollte, ſprach. Das war auch die Urſache, weshalb dieſe Mißachtung, welche Waſſiliſſa zu erdulden hatte, der Waiſe nicht nur nicht ſchadete, ſondern gerade die entgegengeſetzte Wirkung bei der Gräfin hervorbrachte.

Die jungen Mädchen machten den dritten oder vierten Rundgang um den Sommergarten, als ſie Mariſkij begegneten. Dieſer, der viel zu gut erzogen war, als daß er gewagt hätte, ſie hier anzureden, begnügte ſich mit einem Gruß; ſein Blick richtete ſich dabei vorzugsweiſe auf Waſſiliſſa und man ſah ihm deutlich die Befriedigung an. Auch er freute ſich, ſie frei zu ſehen.

Das junge Mädchen erröthete und ſenkte die Augen unter dieſem glückwünſchenden Blicke.

Seit dieſem Tage verfehlte Mariſkij faſt nie, den jungen Mädchen während ihres Spazierganges zu begegnen.

(Ende des erſten Bandes.)

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

---

# Unser Jahrhundert.

Ein Gesamtbild der wichtigsten Erscheinungen  
auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft  
und Industrie der Neuzeit.

Von

Otto von Leixner.

---

Mit zahlreichen Illustrationen.

2 Bände.

In eleganten Halbfranzbänden (Liebhabereinband) M. 37. —

---

Dieses anziehende und interessante Werk ist ein  
**Familienbuch** von dauerndem Werte, welches sich na-  
mentlich auch trefflich zu Geschenken für die reifere  
Jugend eignet.

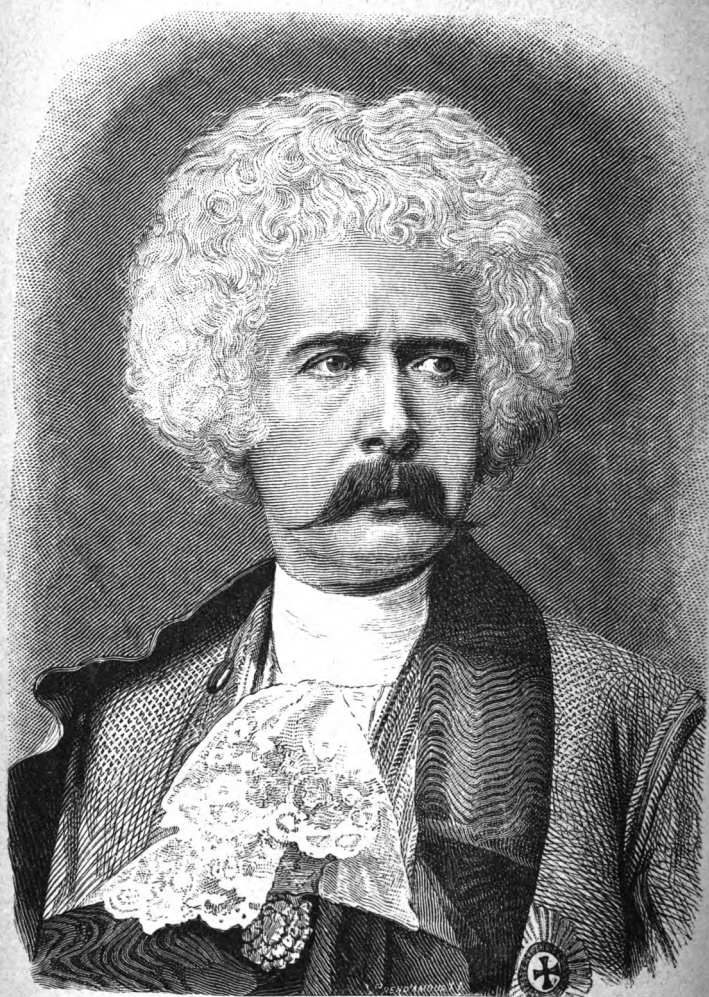
Vorrätig in allen Buchhandlungen.



Besprechung der „Deutschen Revue“ über Unser Jahrhundert von Otto v. Leizner nach Erscheinen des ersten Bandes:

„Von diesem Werke, das wir bald nach Erscheinen der ersten Lieferungen mit großen Hoffnungen glauben begrüßen zu dürfen, liegt jetzt der erste Band vollendet vor. Derselbe hat unsere Hoffnungen vollauf erfüllt. Es ist eine Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts im umfassendsten Sinne. Trotzdem so manches nur im Fluge gestreift wird, erscheint nichts ungründlich oder in der Art der Auffassung oberflächlich. Im Einzelnen findet sich viel Treffendes und selbst da, wo der Verfasser, der sich überall als tief beobachtender Beurteiler zeigt, mit den Auffassungen des Lesers in Widerspruch sich befinden könnte, ist er in seiner Darstellung interessant und oft überzeugend. Dabei merkt man an allen Punkten den Fleiß des Verfassers: er hat für sein Werk nach interessanten und entlegeneren Originalquellen gespürt und dieselben mit Umsicht verwertet. Kein Gebiet menschlicher Thätigkeit ist übergangen. Wir lernen die politische, sociale und geistige Entwicklung kennen, verfolgen die Fortschritte auf dem Gebiete der Technik und Industrie, werden über alle Phasen in der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft unterrichtet. Es versteht sich von selbst, daß sich eine solche Darstellung nicht in Einzelheiten verlieren darf, sondern vorsichtig die „Spreu“ auszusondern hat. Dem Verfasser ist dies in anerkennenswert glücklicher Weise gelungen. Es kam darauf an, eine fortlaufende Erzählung, den Lesern ein großes packendes Gesamtbild zu bieten. Dies ist mit vielem Geschick und glücklichstem Griff geschehen. Auch die Illustrationen besitzen großen Reiz. Wir haben schon beim Erscheinen der ersten Hefte darauf aufmerksam gemacht, mit wie vortrefflichem Geschmac die Auswahl getroffen zu sein scheine. Unsere besten Erwartungen sind in dieser Beziehung, sowie überhaupt im höchsten Maße befriedigt worden. Für den Weihnachtstisch ist dieser erste nunmehr vollendete Band eine willkommene Gabe.“

(Seither ist das Werk vollständig erschienen.)



Friedrich Haase als Königsleutenant.



